

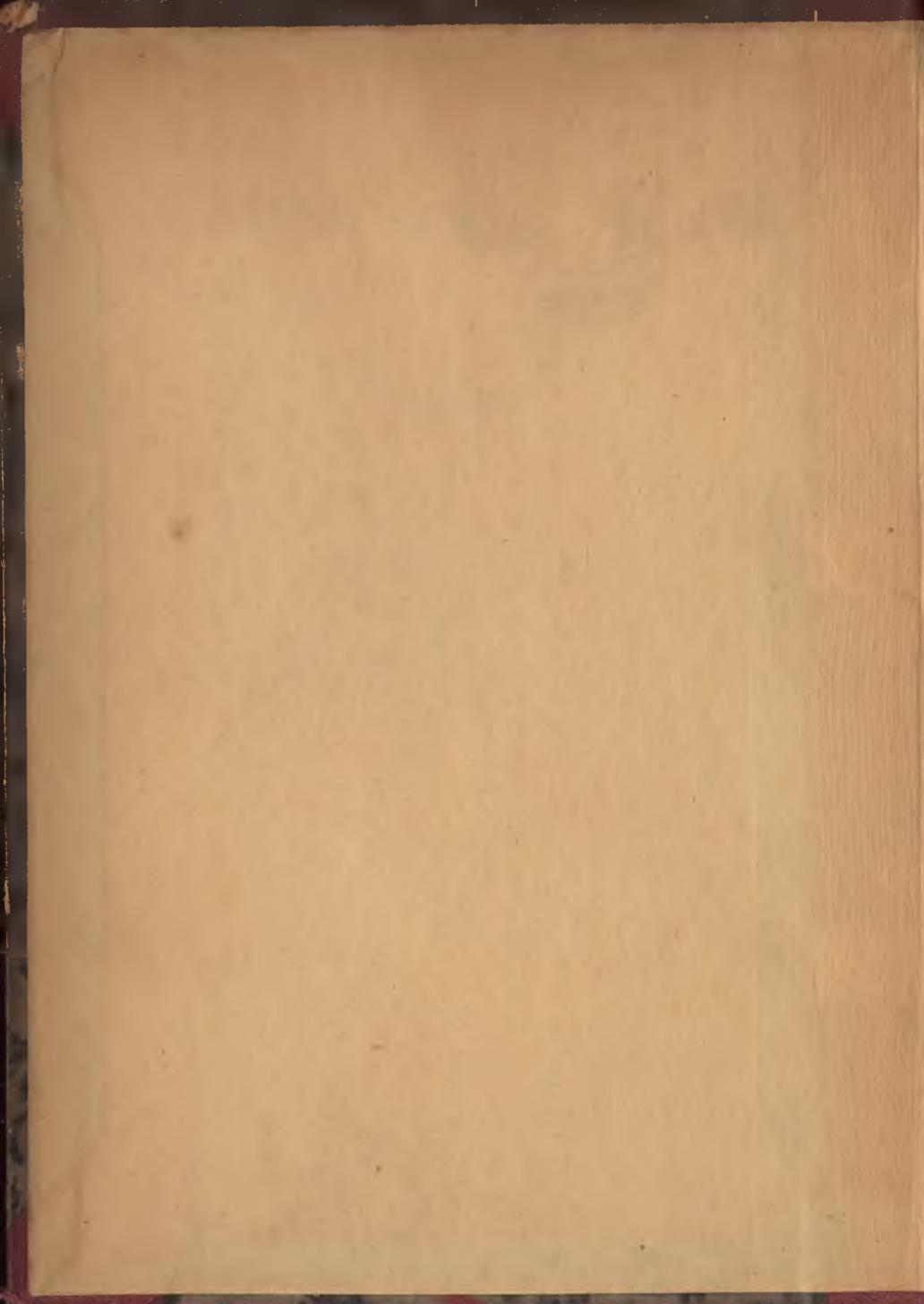
Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000820726



I 50331

SL



Pracownia Śląska

Haldenfinder

Roman von E. Grabowski



Phönix-Verlag, Inh. Frh. u. Carl Sitwina
Kattowitz : Breslau II : Berlin W 9 : Leipzig

5.79 25

Haldenkinder

Roman von

E. Grabowski



Phönix-Verlag

Inh. Fritz u. Carl Siminna

Kattowitz — Breslau II — Berlin W 9 — Leipzig

[1912]

5015
38

50331
I

Ś. Wojko i ska
Tam. Gory 1 XII 1938

Cena zł 3.19



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Das Haus auf der Schlackenhalde	1
2. Ein stiller Gast	18
3. In der Waldschenke	34
4. Verflozene Vögel	44
5. Ein Schritt zur Höhe	60
6. Schlimme Saat	71
7. Frühlingszauber	86
8. Verschlossene Türen	99
9. Hohe Ziele	116
10. Lebenswende	138
11. Das Kränzlein muß verdorren	154
12. Am Wege	165
13. Die schwarze Gräfin	179
14. Susanne	196
15. Steuerlos	208
16. Drohende Wetter	218
17. Am Sühnekreuz	226
18. Heimkehr	242

Das Haus auf der Schlackenhalde.

Doben auf der Schlackenhalde stand die Hütte, in der Franz Willczek mit Weib und Kindern hauste. Eine alte Wärterbude, grau, formlos, ohne Zaun und Garten; wie ein vergessenes Schilderhaus stand sie da. Wenn der Wind von der polnischen Ebene seinen eisigen Atem über die Halde blies, dann waren in der dünnen Bretterbude die vielstimmigen Laute der bewegten Natur gar schauerlich zu hören. Die erschreckten Kinder duckten sich furchtsam und flüsternten mit verhaltenem Atem:

„Hörst du — — —“

Huiiih, stöhnte und heulte es in den Lüften, raste über die Hütte und rüttelte an dem leichten Bauwerk. Schlag den Rauch und duckte ihn, daß er seinen Weg zurück nahm in den einfachen Fang, aus dem er gekommen und in seiner Not mit dickem Qualm in die Stube fuhr unter die ratlosen Kinder. Die zweijährige Wiki steckte den Kopf unter das Deckbett des elterlichen Lagers und fühlte sich so gesichert vor aller Not. Stephan, der feingliedrige Bub schlich dann wohl an das scheibenlose, winzige Fenster, das mehr Ventilation als Lichtspender war, schob den Holzschieber weg und lugte nach dem „wildem Jäger aus,“ der die langhaarige Melusina nach sich schleifend, mit den Wolken um die Wette ritt.

Er sah freilich nur das Grau des sturmgepeitschten Staubes, der aufgewirbelt die Luft durchtränkte, aber

seine Kinderphantasie spann daran weiter und er vergaß darüber Furcht und Hunger. Johannes, der älteste von den drei Kindern saß am liebsten vor seinen Büchern, las, schrieb oder rechnete. Runde Zahlen zeichnete er auf das Papier, zählte und überlegte, wieviel davon nötig sei, um so reich zu werden wie der Kaiser in Berlin, oder doch der Piontek vom Vorwerk draußen hinter der Stadt. Der Piontek hatte immer einen blauen Tuchrock, gelbe Lederhosen und blanke Stiefel an, und in der Küche roch es auch an Wochentagen nach Kraut und Schweinebraten.

Ja, wenn er erst groß und stark sein wird, dann wollte er schon arbeiten und Geld verdienen, damit die Mutter nicht mehr schimpfen brauchte, wenn der Vater die Löhnung versoff. Er konnte das laute Schreien nicht vertragen. Es tat seiner Seele immer wieder weh, trotzdem es meistens sein Wiegenlied gewesen.

Wenn Vater und Mutter zankten, schlich er hinaus ins Freie und wartete stundenlang unter dem Fenster, bis die polternden Stimmen da drinnen verhallten. Kam er dann leise hinein in das einzige Gelaß der Hütte, fand er den Vater meistens schnarchend, die Mutter weinend vor. Manchmal riß sie ihn an sich und schluchzte und klagte mit ersticker Stimme: „Wenn ich das gewußt hätte als ich den Vater geheiratet hab! — Ich mein, es hätte etwas Bessres aus uns werden können!“

Dieses „Bessere“ ließ den Jungen nicht mehr locker, zwackte und brannte ihn wie mit Feuerzangen. „Was Bessres werden!“ Heut wollte er Minister, morgen Steiger, übermorgen Kutischer werden. Immer mit dem Grundgedanken an das viele Geld, das er dann ver-

dienen würde. Manchmal schlich er sich zur Mutter, streichelte das früh gealterte Gesicht, dem niemand mehr die Schönheit ansah, die es einst vor vielen ausgezeichnet, und tröstete sie: „Warte nur, wenn ich erst groß und stark bin, dann darfst du nicht mehr weinen! Ich will schon viel Geld verdienen.“ Die arme gequälte Frau sah in das stille, ernste Kindergesicht, aus dem die grauen Augen voll Zuversicht schauten und richtete sich an dieser Kindergläubigkeit immer wieder auf; ertrug die Last weiter, die sie am Boden hielt. Die Last des Trunkenboldes; die Last der Arbeit, die Manneskraft ermüdet hätte. „Wenn die Kinder groß sind! Ach ja — dann — — und sie träumte von einer sorglosen Zukunft, wie das Kind vom Himmel.

Hui, fegte der Sturm über die Halde. Herb, und voll zeugender Kraft. Frühlingssturm! Johlend sang er der erschauernden Erde die Hochzeitslieder. Sing und Sang, und wilder Sturmesreigen in der unendlichen Weite.

„Schwarze Mann kommt“, schrie die kleine Viktoria und deckte ihr rundes, rosiges Kindergesicht mit den Händen zu.

„Schrei nicht so, Krabate!“ schrie Stephan sie an. Er fühlte sich der Kleinen sehr überlegen. Verschüchtert schwieg das Kind und Stephan lauschte den Melodien des Sturmes weiter. Sie hatten keine andere Musik, die Haldenkinder. Raum daß ein Leiermann ihren Weg kreuzte. Die Natur gab ihnen in Sturm und Lerchensang ihre ureigensten Lieder. Dazu kam, was die Mutter ihnen an der Wiege gesungen:

„Hulle, hulle lause,
Der Tod steht hinterm Hause.
Er hat einen langen Kittel an
Und will die bösen Kinder fang'n
Hulle, hulle lause,
Der Tod steht hinterm Hause.“

Ein Liedchen, ernst wie die Natur in der es geboren worden. Finster wie der Urglaube des slavischen Volkes. Die Kinder liebten es, und wie Stephan es zum Takt des Sturmes sang, verlor Viktoria alle Furcht. Ihre Augen glänzten, und ihr junges Körperchen empfand in Rück-erinnerung das leichte Schwingen, das sie in der „Hulle“ in den Schlaf gewiegt.

Johannes nahm seiner Gewohnheit nach von niemanden Notiz. Er saß an dem wurmzerfressenen Küchentische unter der Fensterlücke und schrieb gewissenhaft seinen Aufsatz für die Schule:

„Des Landmanns Beschäftigung im Frühling.“

Ein schwieriges Thema für den Knaben, der noch niemals einen Landmann bei der Arbeit gesehen. Der davon nur wußte was ihm der Lehrer erzählt. Ein gutes Gedächtnis, und rasche Auffassungsgabe halfen über den Mangel eigener Anschauung hinweg.

„Das hat er von meinem Großvater mütterlicherseits geerbt,“ pflegte Frau Marie mit Stolz zu sagen, wenn die Lehrer ihren Knaben darum lobten. Sie freute sich, daß Johannes, dessen scharfen praktischen Verstand sie wohl erkannte, in ihre Familie schlug.

Viktoria weinte leise in ihr Händchen. Der Hunger quälte sie. Stephan lauschte noch immer dem Sturmes-

heulen da draußen. Sein Denken verlor sich in Liedern und Märchen, die der Sturm lebendig machte. Seine schlanken mädchenhaften Finger bastelten dabei ein kleines Ungeheuer aus Flickern und bunter Wolle. Eine Puppe, wie sie damals noch überall im Volke anzutreffen war, heut aber wohl kaum in einem Museum zu finden ist. Der Rumpf von grauer Leinwand mit Sand gefüllt; Augen, Nase, Mund mit Kohle eingezeichnet in den runden Ballen, der den Kopf vorstellte.

Bunte Lappen verhüllten die formlosen Glieder der Puppe, die bei dem Haldenkinde das gleiche Entzücken hervorrief, wie die Wiener neueste Wachs- puppe im Hause der Reichen. Wo die Kunst fehlte, setzte die Phantasie ein, diese machtvolle Bildnerin des ungeschulten Geistes. Viktoria vergaß über dem Puppenkinde ihren Hunger, drückte den unförmigen Wechselbalg an ihr Herz und sang ihm das Liedchen der Mutter:

„Hulle, hulle lause.“

Johannes schrieb noch immer an seinem Aufsatz. Über alldem verlor sich der Tag in grauer Dämmerung. Die Schatten im Haldenhause wurden immer tiefer. Kaum daß ein schwacher Lichtschein durch die Fenster- lücke fiel. Der hereinbrechende Abend konzentrierte alles Empfinden. Viktoria konnte die bunten Farben der geliebten Puppe nicht mehr unterscheiden. Sie verlor alle Lust daran und in erneutem Weinen gab sie dem quälenden Hunger Ausdruck.

„Wo die Mutter bleibt?“ fragte Stephan, und kroch von der Bank unter dem Fenster herab. Es gab ihm niemand Antwort. Nur die verstärkte Kraftprobe von

Viktorias Lungen sagte ihm, daß er verstanden worden sei. Er kauerte sich zu der Schwester und bettete ihr Köpfschen in seinen Schoß. „Wein' nicht, Viki! Mutter kommt bald, dann gibt es Kaffee und Semmel!“

Kaffee und Semmel! Es war der kulinarische Höhepunkt der Familie Willczek. Mit Kaffee und Semmel wurden alle Feste gefeiert. Kaffee und Semmel gabs als etwas ganz besonderes an jeder Löhnung. Und heut war Löhnung! Laut sagte es der kleine Stephan: „Heut ist Löhnung!“

Er sagte es sich selbst zum Troste solange vor, bis es zum Wiegenliede Viktorias wurde. Die Kleine war eingeschlafen. Ihr Köpfschen fiel nach hinten zurück. Da schob Stephan seine Hand als Stütze unter den Kopf der Schwester und ließ sie schlafen. Es war so dunkel in der Hütte geworden, daß auch Johannes nichts mehr sah. Er packte die Arbeit zusammen. Der Aufsatz war noch nicht fertig. Das machte ihm Kummer; er zog seine Kinderstirn in sorgende Falten. Es war kein Petroleum in der Flasche, die Lampe ausgebrannt und kein Stümpchen Licht mehr im Hause.

„Ich will die Mutter suchen,“ sagte er zu Stephan, der auf der Erde sitzend seine Beine weit von sich streckte. Lange dünne Kinderbeine. Johannes stolperte darüber als er die Mühe vom Lürnagel langte.

„Au du!“ schrie Stephan auf. Johannes hörte es nicht mehr. In seinem dünnen Leinenrock ohne Weste, ohne Schuhe und Strümpfe, lief er hinaus in den kalten Frühlingssturm. Nur um den Hals trug er den bunten Schal, den ihm die Mutter zu Weihnachten bescheert hatte.

Draußen fuhr ihn der Aprilwind wild und kalt an;

froch in seine weite Hose, in seinen dünnen Rock, und schmiegte sich an seine jugendwarmen Glieder. Johannes fühlte keine Kälte. Nur ein Peitschen wie von Nesseln, ein Jucken und Brennen auf der Haut. Die Galdenkinder waren hart. Ihr Leben von Geburt an ein Zufallsleben gewesen. Das alte Volkswort:

„Friß Vogel oder stirb“

war die Basis, auf der sich ihre Fortentwicklung aufgebaut. Wenn die Mutter in die Arbeit ging, ins Feld oder in die Kulturen, dann nahm sie die Kinder alle mit. Eins im Grastuch auf dem Rücken, eins an den Falten ihrer Kleider hängend, die anderen neben sich her trippelnd, war sie froh, wenn sie ein Stück Brot in die kleinen Händchen drücken konnte oder ein paar Rüben, die sie vom fremden Felde nahm. Am Wegrande spielten dann die Kinder, für die sie nur sorgende Blicke und freundlichen Zuruf haben durfte. War es ein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen der Tod ein steter Gast im Galdenhause war? Acht Kinder hatte die Willczek begraben. Acht Kinder, die sich in das Zufallsleben nicht finden konnten!

Der Pfarrer schalt, wenns neues Tausen gab. Die Frau zuckte die Achseln. „Wenns Gott so will?“ Resigniert und hart war sie. Tapfer stritt sie mit der Not, die immer war und immer sein wird, im Industriebezirk. Sie pflegte die Kinder mit mütterlicher Geduld, aber sie jammerte nicht, wenn Fieberdünste herauf krochen aus dem Karabache und in heißer Glut das junge Leben verzehrten, das ihr Schoß getragen.

„Gott will es so.“ Damit erstickte sie ihren Schmerz

und ihre Trauer. Auf dem alten Friedhof vor der Stadt, nahe den Geleisen der Eisenbahn lagen ihre Kinder. Jedes Jahr fast, wölbte sich ein neues Hügelchen über dem Fleisch von ihrem Fleische, dem Blut von ihrem Blute. Zerstreut lagen die kleinen Gräber. Eines hier, das andere dort. Fremde Gräber reiheten sich dazwischen. Oft stand sie des Sonntags, wenn ihr Mann in der Schenke saß, mit den lebenden Kindern vor diesen kleinen, kleinen Gräbern. Sah darüber hinweg dem Zuge nach, der im raschen Rollen, fauchend und dampfend in die Welt fauste. In die Welt! Dumpf regte sich in ihr der Wunsch, alles Elend hinter sich zu lassen, und in die Welt zu gehen mit den Kindern. Arbeit würde sich finden, sie war ja fleißig und willig; auch nicht ungeschickt. Aber dieselbe Not, die diesen Wunsch in ihr gebar, erstickte ihn auch wieder. „Der Mann, wenn sie ihn lieb, verlor er allen Halt;“ wenn sie ihn lieb, war niemand da, der für ihn sorgte. Fest hielt das Band der Ehe sie gebunden. Sie war Katholikin und fromm. So blieb sie bei dem Manne. Von vielen Kindern blieben ihr nur drei, die gefeit waren, gegen Hüttenrauch und Fieberdunst. Sie reckten die jungen Glieder, blühten wie Lilien am Sumpfrande; hatten rosige Gesichtlein und helle frohe Augen. Da wuchs wieder die Sehnsucht im Herzen der Frau, aus den Kindern etwas Besseres zu machen als sie selbst geworden war.

Eisern wurde ihr Fleiß. Eisern ihre Mahnung — „lernt!“ Nie rief sie die Buben vom Schulbuch weg. In den wenig freien Stunden kramte sie ihr armes Wissen aus und erzählte es den Kindern, sang mit ihnen, und ließ sie Gedichte hersagen. Der deutsche Geist aus

ihrem Elternhause war mitgezogen in das Haldenhaus. Ihr Mann zählte nicht mehr. Nur Religion, Sitte und Mitleid verband sie noch mit ihm. Die Liebe in ihr war gestorben, die Treue, die sie ihm am Altare geschworen, die hielt sie ihm. Freudloses Leben das! Es isolierte sie völlig. Die Weiber, die in gleichem Elend lebten, die wußten anderen Rat. Gingen sie nicht mit in die Schenke, so lagen sie faul in den Türen, ließen Wirtschaft Wirtschaft sein, und empfahlen die Kinder dem lieben Gott oder der heiligen Anna. Im Schwätzen und Faulenzen fanden sie doch ein Stückchen von dem Glück, das alle Menschen suchen. Marie Willczek lebte völlig glücklich, nur ihrer Pflicht.

Auch heute, wie jeden Tag. Es war Löhnung. Stundenlang hatte sie vor dem Bechenhause auf ihren Mann gewartet. Mit anderen Weibern, die die gleiche Sorge hergetrieben. Der Wind zauste sie hin und her, kroch unter das dicke Umschlagetuch, unter die alten vertragenen Kleider und färbte ihren blutlosen Körper blau. Hände und Füße wurden starr von der kalten Frühlingsluft. Wenige Fuß von ihr entfernt brannten die Kohlenpfannen mit der roten Glut, sie wagte nicht, ihre Hände daran zu wärmen, fürchtend, ihren Mann darüber zu verpassen. Andere Weiber standen um die Kohlenglut und schwätzten; sie blieb allein, musterte die Vergleute, die aus dem Bechenhause traten, beneidete die Frauen, deren Männer die Löhnung erst nach Hause trugen, ehe sie dem Schnapsgott ihre Opfer brachten. Bedauerte jene, die gleiches Schicksal traf wie sie. Es waren derer viele; zu viele! — wie sie traurig feststellte. Der Tag rückte vor, schon langte der Abend nach den

letzten Lichtern der Sonne. Es wurde einsam um Marie. Immer seltener öffnete sich die Thür der Bechenstube, immer seltener wurden die Bergleute vor dem Schachte. In Marie regte sich Ungeduld. Sie trat mit einem Fuße auf den anderen, stieß halblaute Verwünschungen aus, ließ aber die Augen nicht ab von der groben, geschwärzten Thür.

Jetzt wurde es dunkel hinter den blinden Fensterscheiben der Bechenstube. Der Schichtmeister, begleitet von den Beamten, kam aus dem Hause, bestieg seinen Wagen und fuhr davon.

Da kam die folternde Ungewißheit und lähmte Mariens Willenskraft. Was war geschehen? Wo war ihr Mann? Noch unter Tag? oder hatte er sie überlistet? Unschlüssig stand sie, noch immer hoffend, bis ihr der Wächter sagte, daß drinnen keine menschliche Haut mehr zu finden sei. Da ging sie. Die Unruhe in ihr wuchs und wuchs; trieb sie durch alle Gassen der Stadt, durch alle Schenken, in denen johlend die schwer verdiente Löhnung vertrunken wurde.

Wild zog der Sturm mit ihr. Frühlingssturm herb und kraftvoll. Er piff ihr um die Ohren, blies ihr keck ins Gesicht, kroch ihr in den Nacken, hob und schüttelte sie, daß sie nur mühsam das Gleichgewicht behielt. Von ungeheurer Angst getrieben ging sie weiter auf der kahlen Straße, die von der Stadt hinaus führte in die alte Arbeiterkolonie. Wenn ihr Mann sie überlistet hatte? Und er hatte sie überlistet — eine innere Stimme sagte es ihr. Die ganze Löhnung hatte er bei sich! In ihrem Herzen regten sich Umsturzideen. Warum bekamen die Männer das Geld? Warum wurde es nicht den Frauen

ausgezahlt? Aller Respekt vor der Weltstellung des Mannes verlor sich für sie in dem Elend ihrer Ehe.

Mühsam ging sie weiter. Die Straße war dunkel, aber sie kannte ihren Weg. Sie segnete die Dunkelheit, die ihr zum schützenden Mantel wurde vor den frechen Burschen, die schnapstrunken die Straße einherzogen. Freche Lieder durchgellten die Nacht. Polnische und deutsche. Ab und zu brach sich ein Kirchenlied mit melancholischem Tonfall durch. Wies eben kam. Gesungen wurde auf jeden Fall. Im wilden „Juchhu“ machte sich die Lust der Burschen Luft.

Vorsichtig schlich die Frau am Rande der Straße weiter, geschickt den dunklen Schatten ausweichend, die von den schwankenden Gestalten das Grau der Straße trafen. Sie kannte den ungezügelden Übermut der halbreifen Burschen, der vor nichts zurückschreckte. Am Wege links stand ein altes Kreuz. Hoch auf ragte es in dem Dunkel der Nacht. Der leidende Christus daran war jetzt nicht zu erkennen; auch nicht die Maria im blauen Mantel, auch nicht der Spruch der darauf stand:

„Welche Leiden gleichen wohl den meinen?“

Aber das Kreuz, das Veröhnungszeichen der Christen, es zog Marie in seinen Schutz. Nur wenige Minuten — solange nur, bis die johlenden Burschen vorüber waren; solange nur, bis ihr rasch gehender Atem wieder ruhig wurde! Ja, das Wandern in Sturm und Finsternis, mit dieser vielfachen Angst im Herzen verzehrt die Kraft. Sie hockte hinter dem Kreuze auf einen Feldstein nieder, und lehnte den müden Kopf an das harte Holz. Einen Augenblick lang kam süße Mattigkeit über sie, so hinüber

gehen in eine andere Welt, eine Welt, in der es keinen Erdenjammer gab!

Aber das Gejohle der Straße hielt sie wach; auch hörte sie Schritte auf sich zukommen. Schritte, die vorsichtig schlichen, oft inne hielten und wieder vorwärts tappten. Ihr stand das Herz still. Sie fühlte nicht die Kraft in sich, zu fliehen. Sie war so matt, so müde. Jetzt tauchte ein Schatten im Grau der Nacht dicht vor ihr auf und eine Hand faßte nach ihr. Sie schrie laut und gellend auf. Da traf sie die klare Knabenstimme ihres Jungen:

„Mutter, ich bins! Mutter, er sitzt bei Singers und ist schon fertig.“

„O Jesus,“ schrie Maria auf. „Bei Singers sagst du — und schon fertig ist er? Mein Gott — er hat die ganze Lohnung mit, und für mich gibts die nächsten Wochen keine Arbeit. Jesus Maria, so ein Lump!“ Sie achtete nicht des Kindes, das neben ihr herging. Wozu auch? Johannes kannte den Vater kaum unter einem anderen Namen. Er führte die Mutter. Er hielt ihre kalte, zitternde Hand. Durch die schwarze, finstere Kolonie führte er sie, bis zu dem Kretscham, aus dem Geschrei und Gelächter drang. Bleiches Licht kam aus den niederen Fenstern und lag in matten Streifen auf der Straße. Marie trat mit Johannes in diesen Lichtkreis. Durch die blinden Scheiben lugte sie in das Schankzimmer, das angefüllt war mit Männern und Frauen. Ein wüstes Durcheinander. Glänzende Augen, heiße Wangen, stiere Blicke, schweißtriefende Gesichter, Blässe und wirres Haar, schwankende Gestalten, entfesselte Kraft, alles wild durcheinander. An den Wänden,

stumm, Verzweiflung in den verhuizelten Gesichtern, die Frauen, die ihren Männern hierher gefolgt waren, um wenigstens ein paar Groschen von der Löhnung zu erhaschen. Geduldig saßen sie auf den schmalen Bänken, und nur die Augen wanderten unruhig hin und her; von der Lade des Schankwirts zu den Männern, die das Geld lose in der Tasche trugen und schon so fest in den Banden des Schnapses lagen, daß weder List noch Vernunft sie bezwang. Hier hieß es, geduldig warten, um endlich den sinnlos betrunkenen Mann heimführen zu können, damit der Rest seiner Barschaft nicht auf dem Wege verloren ginge.

Geschrei und Gejohle erstickten sich gegenseitig in dem überfüllten, schlecht beleuchteten Raume. Die Unzweideutigkeiten der Männer wurden übertrumpft von lieberlichen Weibern. Hier und da tauchte aus dem Chaos wüster Gestalten, eines jener süßen Mädchen-gesichter auf, die in Oberschlesien durchaus nicht selten sind. Niemand hätte von den Rosenwangen und aus den schüchternen Blicken die Sünde gelesen, der sie alle schon verfallen waren. Sünde? Was wußte dieses junge Blut in seiner naiven Sinnenslust von Sünde? Es überließ sich willenslos der stärkeren Macht. Noch war hier die Sittenlosigkeit nicht so weit gediehen, wie in jenem niederschlesischen Dorfe, dessen Pastor klagend rief: „Bei uns steht es schlecht mit der guten Sitte. Es werden keine unehelichen Kinder mehr geboren.“

Darüber konnte in diesem Kirchensprengel nicht geklagt werden. Es gab der armen genug, die rechtlos ins Leben traten. — — —

Marie hatte das Gesicht dicht an die blinden Scheiben

der niederen Fenster gedrückt. Schwer nur erkannte sie in der von Dunst und Staub verdickten Luft der Schankstube die einzelnen Gesichter der Frauen und Männer. Deutlicher sah sie den Wirt, der mit fettem Schmunzeln schweißtriefend das Gift verzapfte, das mehr Kraft und Leben zerstörte als die gefährvolle Arbeit in Grube und Hütte. Links von dem Schanktisch saßen zwei Männer mit Bassgeige und Klarinette. Sie hatten eben eine Pause gemacht und stärkten sich mit Wurst und Brot. Daneben sprachen sie wacker dem Schnaps und Biere zu. Andere kakehlten, weil sie kein Geld mehr in den Taschen fanden und der Wirt nicht borgen wollte. Sie wurden ziemlich unsanft an die Luft gesetzt; auf ein Zeichen des Wirts von den eigenen Kameraden. Hier gab es keine Freundschaft; hier gab es nur Schnaps und Fuselrausch, der alle Menschenwürde aufhob. Einer der an die Luft gesetzten Burschen blieb, alle viere von sich streckend, wie ein Frosch auf dem Boden liegen und verfiel bald in bewußtlosen Schlaf. Ein anderer tobte, schlug mit den Fäusten die Fenster der Schenke ein. Marie hatte kaum Zeit, zu flüchten. Es dauerte ziemlich lange ehe die Wache kam, und sich des Tobenden liebe reich annahm. Es gab viel zu tun an Lohntagen, und die Arrestlokale füllten sich erschreckend.

Nun wagte Marie sich wieder vor. Durch die zersprungenen Fensterscheiben schaute sie von neuem nach ihrem Manne aus. Ein unbezwinglicher Widerwille vor der Wüstenei da drinnen, hielt sie hier draußen fest. Leise fragte sie den Knaben an ihrer Seite:

„Bist du auch sicher, daß der Vater hier drinnen ist?“

„Ja“, gab Johannes zur Antwort. „Er war bestimmt da; aber jetzt sehe ich ihn nicht.“

Und er hob seinen schlanken Körper, und drückte sein Gesicht neben dem der Mutter platt an die Scheiben.

„Dort sitzt der Vater!“ rief er plötzlich, und seine Kinderhand gab der Mutter die Weisung, wo sie den Mann zu suchen habe. Er saß gesondert, auf der schmalen Bank hinter dem rohen Holztische längs der Fensterwand. Sein Blick war glasig, sein Gesicht weiß wie Kalk, das Haar wirr und naß vom Schweiß, der in großen Tropfen auf Stirn und Nacken stand. Ab und zu hob sich sein schlaffer Arm und langte nach dem Glase, das vor ihm auf dem Tische stand; goß den scharfen Branntwein wie Wasser in seine Kehle. Das war das Vergnügen, das sich der Bergmann nach der Löhnung gönnte, zum Ausgleich seiner gefährvollen Arbeit!

Mariens Augen blickten starr auf das häßliche Bild und ihren Lippen entrang sich ein böses Wort. „Das S“, rief sie voll Empörung und Verachtung. Ob der Knabe es gehört? Jedenfalls ging es seinem Geiste verloren. Er sah nur all das Abscheuliche da drinnen und wandte sich verekelt ab.

„Komm Mutter!“

In der Stimme des Knaben lag eine Härte, die nicht zu seinen Jahren paßte. Das Elend hatte ihn gereift. Er faßte die Mutter an der Hand und führte sie an dem trunkenen Burschen, der noch immer schnarchend am Boden lag, vorbei in die Schenke.

Betäubender Lärm empfing sie da drinnen, in den eben auch Baßgeige und Klarinette einfiel. Die Luft war schwer von Rauch, Fuseldunst, schwelenden Lampen,

Schweiß und Kohlenstaub. Marie preßte unwillkürlich die Lippen fest zusammen. Die Weiber höhnten sie, die Männer riefen ihr rohe Scherzworte zu. Sie hörte beides nicht. Ihre fiebernden Sinne suchten den Mann, der ihr Schutz und Stütze sein sollte im Leben. Jetzt stand sie vor ihm, nahm alle ihre Kraft zusammen und redete ihm leise zu:

„Franzke komm, es ist Zeit, komm zu Hause!“

Er stierte sie bewußtlos an, lasste unverständliche Worte und griff nach dem Glase. Die Frau legte ihre Hand auf seinen Arm, zwang ihn, das Glas niederzusetzen. Da fing er zu fluchen an.

„Zum Donnerwetter du verfluchtes A“

Brennend stieg der Branntwein in seine Glieder, ließ ihm gefährliche Kraft. Wie ein Rasender stand plötzlich der Mann da, und schwang die Branntweinflasche abwehrend im Kreise um sich herum. Erschrocken wich die Frau zurück. Aber Johannes trat beherzt an den Vater heran. Sein Arm, muskulös und sehnig wie junger Bast, packte die Rechte des Vaters und hielt sie nieder. Schroff und bestimmt kam es von dem jungen Munde:

„Ihr seid ja fertig, Vater, total besoffen.“

Der Mann glökte den Jungen stier an. Sein Born war verraucht, er hielt dem Kinde die Flasche hin:

„Da trink mal, Hanneßel!“

Johannes nahm die Flasche und stellte sie weg. Der Wirt kam und forderte, die Situation erkennend, seine Beche. Willczek fuhr mit der Hand in die Tasche und warf ihm das Silbergeld ungezählt hin. Frau Marie schrie auf. Der Wirt zählte kalt einen Teil des Geldes

ab und schob es in seine Ledertasche. Die Frau nahm rasch den Rest an sich und Johannes bugsierte den Vater zur Schenke hinaus. Marie folgte mit zitternden Knien. Hinter ihnen blieb der Lärm und die wüste Freude. Der Dunst des gebrannten Wassers.

Wieviel Menschenkraft, wieviel Menschenwert erstickt darin! Keiner denkt daran. Sinnlos trinken sie weiter und schelten über den Steiger, wenn er ihnen ein paar Pfennige von der Löhnung zurückhält wegen schlechter Karrenfüllung.

Marie hatte ihren Mann endlich nach Hause gebracht. Es war keine leichte Arbeit gewesen. Er hatte geflücht, geschrienen, Versuche gemacht zurückzulaufen zur Schenke, war gefallen, aufgestanden und wieder gefallen. Aber mit Hilfe des Buben und mit Gott war es gegangen.

Ja, der liebe Gott hat oft die wunderlichsten Ämter auf der Welt.

Jetzt lag Willczek auf dem Ehebetto, schnarchte, und dünstete das Gift aus, das in seinem Blute saß und seine Glieder lähmte.

In dieser stickenden, sündigen Luft schliefen die Kinder. Viktoria hatte ihr Köpfschen auf den Arm gelegt und ihr rosiges Gesichtchen lächelte im Traum. Von Stephan sah man nur den schwarzen Haarschopf, der unter dem alten Bergmannskittel vorlugte, mit dem er zugedeckt war. Frau Marie saß auf einem Bänkchen nahe dem Ofen und zählte beim Schein der glühenden Asche die Baarschaft, die sie als Rest der Löhnung aus ihres Mannes Kleidern genommen.

Johannes aber schrieb beim Licht der offenen Bergmannslampe seinen Aufsatz zu Ende.

„Des Landmanns Beschäftigung im Frühling.“

2.

Ein stiller Gast.

„Aus dem Jungen könnte etwas Besseres werden,“ sagte Lehrer Marks zum Berginspektor Sandler, der die Grubenschule inspizierte.

Sandler hielt die Hausarbeit des Johannes Willczet noch einmal vor die Augen. Die scharfe, kräftige Handschrift verriet Ordnungssinn und Energie. Da war kein Strich zu viel, keiner zu wenig, kein Punkt, kein Komma war vergessen. Die Satzform hätte nicht vermuten lassen, daß der Vater des Buben ein polnischer Arbeiter und Trinker war. Die Stilisierung des Aufsatzes verriet Originalität.

Die Augen des Schulvorstandes gingen immer wieder zu dem Knaben hinüber, der bloßfüßig im grauen Leinenrocke vor ihm stand, die Hände krampfhaft zusammengeballt vor Verlegenheit und Scham. Ja, er schämte sich des Lobes, das ihn da vor der ganzen Klasse traf. Ihm wars, als drehe ihm eine fremde Hand das Innere um und um. Die neugierigen Blicke der Kinder fühlte er wie Nadelftiche.

Sandler las sehr gut in der Seele des Knaben, dessen offener Blick ihn angenehm berührte. Er rief ihn freundlich näher:

„Komm einmal her, du,“ — — „wie heißt er denn?“ fragte er den Lehrer.

„Johannes Willczek. Sein Vater ist Häuer auf dem Mariaschacht.“

„So.“ Sandler strich über das blonde Haar des Kindes.

„Brauchst dich nicht zu schämen für deine gute Arbeit. Lerne nur so weiter und es kann etwas tüchtiges aus dir werden.“ Da verlor Johannes alle Scheu. Und seine Augen leuchteten:

„Ja,“ sagte er, „Mutter will auch, ich soll etwas Besseres werden. Ich will auch viel Geld verdienen, dann braucht Mutter nicht mehr zu weinen und zu schelten, wenn Vater die Löhnung versäuft.“

Die Worte des Knaben enthüllten das ganze Elend, in dem er aufwuchs.

„Ein Jammer,“ meinte Sandler, und Marks zuckte die Achseln.

„Leider nicht vereinzelt. Aber er hat eine brave Mutter. Es ist schade um die Frau. Sie ist aus gutem Hause.“

Der Lehrer, selbst ein Sohn armer Eltern, warb für die Intelligenz des Kindes. Sandler versprach, etwas für Johannes zu tun. Er wollte ihn vornotieren und bei passender Gelegenheit für ihn sorgen. Marks dankte aufrichtigen Herzens. „Küß dem edlen Herrn die Hand, Johannes!“ befahl er.

In des Knaben Seele regte sich ein merkwürdiger Widerstand. Im Elend aufgewachsen, täglich erniedrigt durch die Schuld des Vaters, wurde er doch rot in dem Gedanken, einem fremden Manne die Hand küssen zu müssen, wenn der auch hoch über ihm stand. Sein freier Sinn wehrte sich dagegen. Nur sekundenlang,

dann gab er nach. Aber Sandler, der den Kampf des Knaben wohl bemerkt hatte, entzog ihm seine Rechte. „Bleib nur brav,“ sagte er gütig, und schenkte ihm einen Taler zur Belohnung für den guten Aufsatz:

„Des Landmanns Beschäftigung im Frühling.“

Johannes glühte vor Erregung. Seine Pulse klopften wie im Fieber. Noch niemals war das Blut so rasch durch seine Adern gegangen wie heute. Zum erstenmal drückte ihn die Schulbank. Zum erstenmal wuchs seine Ungeduld dem Schluß der Stunde entgegen.

Seine Mitschüler sahen mit Neid und Scheu auf ihn. Sie rückten von ihm weg, als habe das Lob des Schulinspektors ihn gebrandmarkt. Es ging ihm wie dem Tanzbären in der Fabel: „Du Tor willst klüger sein als wir?“

Nein, das Haldenkind hatte kein Recht dazu.

Johannes sah und merkte nichts von der Gesinnung seiner Mitschüler. Als Erster verließ er heute die Schule und lief, weder rechts noch links blickend, nach Hause. Den kürzesten Weg nahm er, den verbotenen, der über die Brandfelder ging. Er fürchtete die tückischen Feuer nicht, die da unten schon seit Jahren glühten. Die an den Kohlenschächten zehrten, die seit Urzeiten da unten lagerten. Die Millionen Werte verschlangen mit gierigem Feuerzahn. Aus der rissigen Erde stieg weißer Rauch, flammten die zuckenden Feuer hier und dort. Der Schnee schmolz auf den traurigen Feldern, und die immer warme Erde war ein beliebtes Nachtquartier der Strolche und Hacharen, und oft genug ihr Totenbett.

Jetzt lag der Frühling auf den Brandfeldern und hob mit seiner zeugenden Kraft auch aus dieser toten

Erde Leben. Rotes Moos und hartes Gras, Hungerblümchen, Huflattich und wilde Veilchen. Kümmerliches Leben, kümmerliches Blühen, und doch versöhnend wirkend. Johannes kannte den Steg, der sicher über die Brandfelder führte. Den Weg, den die Bergleute von der Schicht gingen. Eine schmale Linie mit Gras verwachsen, kaum sichtbar dem kundigen Auge. Er lief mehr als er ging über das scharfe kurze Gras, getrieben von doppelter Freude. Der Taler in seiner Hand, und das Lob im Herzen, welches der Mutter gespendet worden war.

„Er hat eine brave Mutter. Sie ist aus gutem Hause.“ Das klang ihm in den Ohren, saß ihm auf der Zunge, brannte in seinem Herzen. Er lief sich heiß. Die Witterung war umgeschlagen. Der Sturm, der tagelang über die Halden geraust, hatte sich gelegt. Ein mildes Rosen war in der Luft, das auch die giftigen Gase der Halden und Brandfelder nicht ganz ersticken konnten. Drüben in Polen schimmerten Wiesen und Felder im ersten Grün. Auch die Böschungen der Bahnstrecke und die Felder dicht unter den Halden und Hochöfen feierten den Frühling im neuen Puz. An den Wegrändern blühten Schlehe und Haselbusch. Die Lerche stieg hoch und sang ihr Lied auch dieser armen Erde.

Johannes sah nichts als den Weg den er vor sich hatte, und oben auf der Halde die Hütte, die sein Vaterhaus war. Ja, trotz aller Armut war er bevorzugt vor vielen. Frei lebte er da oben, fern von der Enge, die Hunderte von Menschen zusammenpfercht in dunkle Räume. Luft hatte er und Platz auch. Er drehte den Taler in seiner

Hand, blieb stehn und sah ihn mit glänzenden Augen an. „Wie sich die Mutter freuen wird!“ dachte er.

Endlich kam er oben an, keuchend und heiß vom raschen Lauf. Er trug die Mütze in der Hand. Sein volles Haar lag glänzend um die runden Schläfen. Seine Augen leuchteten vor Freude. Er sah die Mutter schon von weitem. Auf dem mit Sand bestreutem Plaze vor der Hütte kniete sie. Er rief ihr seinen Gruß zu, aber es kam keine Antwort. Die Mutter band der kleinen Viktoria ein rotes Tüchlein um den Kopf. Stephan stand in seinem Sonntagsröcklein da, die neue Mütze auf dem dunklen Haar; ein Päckchen, fest verschnürt, in seinen Händen.

Da ging ein lähmender Schreck durch die Seele des Knaben. Instinktiv fühlte er — hier ging etwas vor, das einschneidend für sein Leben war.

„Mutter, Mutterle!“ schrie er auf und schämte sich der Tränen nicht, die in seine Augen traten und über die erhitzten Wangen kugelten.

Jetzt wandte sich die Frau nach ihm um. Er sah das Gesicht der Mutter, aufgeschwollen von den salzigen Tränen, die sie im Übermaß geweint, sah ihre umflorten Augen, sah den strengen Ernst in ihren Zügen und schauderte zusammen in banger Furcht.

„Du kommst gerade zurecht, Johannes,“ sagte die Mutter zu ihm. „Drinnen wütet der Vater wie ein wildes Tier — ich kann nicht mehr!“ Wieder flossen ihre Tränen. Ratlos und starr sahen die Kinderaugen in das Gesicht der Mutter. Eine einzige Frage löste sich von den jungen Lippen:

„Ja — wohin, Mutter?“

All das, was unausgesprochen zwischen dieser Frage

und dem Verzweiflungsschrei der Mutter stand, war Johannes kein Geheimnis. Oft genug hatte die gequälte Frau geklagt:

„Wenn's zu arg wird, gehe ich fort mit euch.“

Nun war das volle Maß im Überlaufen. Ein Halten gab's nicht mehr. Aber der frühreife Verstand des Kindes sah die grinsende Not, die auf dem Wege stand und winkte. Er fürchtete sich davor.

„Mutterle!“ sagte er weich und zärtlich. Er küßte die braunen harten Arbeitshände der Frau, „Mutterle — vielleicht — — —“ein Poltern und Schreien, das aus der Hütte kam, erstickte seine Trostesworte. Erschauernnd horchte er hinüber, das krachte, splitterte, klirrte — dazwischen wüßtes Fluchen.

Marie wurde plötzlich wieder gefaßt. Sie erhob sich. „Wohin ich mit euch gehen will — ? ich weiß es selbst noch nicht; aber Gott wird uns führen.“

Sie nahm Viktoria an der Hand und sah noch einmal rundum, als wolle sie dieses Stückchen Elend fest ins Gedächtnis prägen. Wunderliches Menschenherz! Dieses arme Heim hier sie hatte es lieb, es wurde ihr schwer, davon zu scheiden. Ihr Blick fiel auf den Backofen, der in das harte Gestein gegraben war — sie wandte sich ab und sprach voll Gram: „Kommt, Kinder — weint nicht. Gott geht mit uns!“

In diesem Augenblick polterte Willczek schimpfend aus der Thür. Mit ihm ergoß sich ein Wirbel tanzender Schneeflocken über die Halde. Schnee — ? nein — Federn waren es, die die Luft verdunkelten.

„Jesus!“ schrie Marie erschrocken auf. „Der Lump hat die Betten zerschnitten!“

Diese letzte Roheit ihres Mannes war zuviel für ihre Frauenseele — ein Bittern ging durch ihre Glieder, ein Schütteln, ein krampfhaftes Wühlen. Mit einem gellenden Schrei sank sie zu Boden. Schaum stand ihr vor dem Munde, und heftige Krämpfe würgten sie.

Die Kinder schrien jammernnd auf und standen doch von grausamer Neugier gefesselt.

„Wie sie zappelt,“ flüsterte Stephan, und seine Augen weiteten sich. Es lag ein dunkler Glanz in diesen Sternen, der seltsam zu den weichen Wangen des Kindes paßte.

Johannes war niedergesunken und hielt seine Arme um den Körper der Mutter geschlungen. Ein herber Schmerz durchrüttelte ihn. „Mutterle!“ kam es immer wieder von seinen erblaßten Lippen. Da taumelte der trunkene Vater aus dem Hause, lallend tastete er sich vorwärts. Er bot einen grotesken Anblick. Über und über mit Federn bedeckt, die sich an seinen öligen Kleidern festgepickt hatten, glich er irgendeinem Fabelwesen. Die Kinder heulten bei seinem Anblick gellend auf und drückten sich eng zusammen.

Lallend und gestikulierend kam Willczek näher. Plötzlich stockte sein Fuß, in seine glasigen Augen kam das Grauen. Sein Weib — hatte er es erschlagen? Ja? Drinnen mit der Rükenschaukel — oh — da lag sie — tot — und man wird kommen, und seine wilde Phantasie malte ihm alle Schrecknisse der Hölle aus. Er sah den Teufel, geschwänzt, mit Bockfüßen, sah seine Krallen nach sich ausgestreckt, fühlte schon den Höllenbrand in seinen Eingeweiden. „Oh — — fort!“ Heulend rief er es, wimmernd, in Todesfurcht. Noch ein scheuer Blick auf das Antlitz der am Boden liegenden Frau, dann ging er — nein, er lief

weiter und weiter — den Brandfeldern zu, die im schwelenden Grau ihrer Todesdämpfe ruhten.

Der Abend senkte sich dunkel über die Erde. Frau Marie Willczek lag in der Hütte, in der schmalen Bettstatt. Rundum die Zeugen wahnsinniger Zerstörungswut. Zerbrochene Stühle, zer Schlagenes Geschirr, zerschlitzte Betten. Ein paar Weiber, die Stephan geholt, waren gekommen und hatten die Kranke unter Klagen und Schreien ins Bett gebracht. Jetzt standen sie müßig in dem kleinen Raume, der auch noch in der Verwüstung Spuren von Sauberkeit trug, die Marie eigen gewesen.

„War sie gutte Frau,“ sagte die eine, und wischte Tränen aus ihren Augen. „Sehr gutt — aber holt Pfarrer, wird sich nicht mehr leben,“ erwiderte die andere und rief den Kindern zu:

„Stephanko, schnell, geh' zum Pan Pfarrer, soll er kommen gleich zu Mutterle!“

Und dann ging wieder das Jammern an:

„Jesusch Maria, solche Lump verfluchte! Arme Frau und Kinderle kleines!“ Sie hielt Viktoria ein Stück schwarzes Brot hin, das sie aus ihrer Tasche nahm. Gierig griff das Kind danach.

Die Kranke atmete leise — kraftlos lag sie auf dem harten Stroh.

„Wer gutt Messe lesen lassen,“ fing die eine der Frauen wieder an.

„Wo is Geld? Is kein Geld da,“ rief die andere und sah sich rundum in der Hütte um. Es zeigte sich nirgends Geldeswert.

„Ich hab' einen Taler,“ sprach Johannes schüchtern

hinter dem Bett hervor. Er wich nicht von der Mutter Seite. Die Frauen schrien auf:

„Taler hat sie — wo hat sie Taler her — he —?!“

„Gestohlen nicht,“ gab Johannes barsch zurück und drehte sein Gesicht zur Wand.

Die Frau im Bette atmete immer leiser, ihr Gesicht wurde gelb, die Nase spitz — niemand sah es.

Viktoria saß in einem Winkel und knabberte ihr Brot. Johannes hatte sein Gesicht in den Händen vergraben und weinte leise, Stephan war um den Priester gelaufen, die Weiber klatschten von dem und jenem.

An ihnen vorbei schritt der Tod und holte die Seele des schwergeprüften Weibes. Im Frieden streckte sich ihr Leib.

Von draußen ein lautes Klingen, ein Schreiten vieler Füße. Durch die Enge der Thür zwängte sich die breite Gestalt des Priesters, mit dem Allerheiligsten in den Händen. Die Frauen fielen auf die Knie. Langsam schritt der Pfarrer näher, gefolgt von den Ministranten und Stephan. Als er an das Bett herantrat, sah er sofort, daß er zu spät kam. Er machte ein Kreuz über die Leiche, segnete sie mit geweihtem Wasser, betete sein „Pater noster.“

„Sie war eine fromme Christin, Gott sei ihrer Seele gnädig!“

Er ging — die Kinder und Frauen blieben allein mit der Leiche. Stephan stand vor der Toten, seine Augen glimmten wieder im phosphoreszierenden Lichte. Starr sah er auf die Tote, dann wandte er sich und sagte, geschüttelt von Furcht:

„Das is' ja nich' die Mutter!“

Johannes fühlte den Ernst Erwachsener in sich. Er hatte so oft mit der Mutter am Totenbette der Geschwister gestanden, er wußte es — das und das muß geschehen, wenn eins gestorben ist. Er holte Lichter, die Taufkerzen, die die Mutter heimlich verwahrt hatte und stellte sie zu Häupten des Bettes. Er legte fromme Bilder auf die kalte Brust, den Rosenkranz um die erstarrten Hände. Küßte die blasse Stirn und drückte mit seinem Kinderfinger die Augen der geliebten Toten zu. Diese blauen klaren Augen, die ihn nun niemals wieder anlächeln werden! Aber das rechte Auge ließ sich nicht mehr schließen. Da erschauerten die Weiber, die noch in der Hütte waren, in abergläubiger Furcht.

„Sucht sie wen —,“ sagten sie leise, betkreuzten sich und beteten ein Vaterunser.

* * *

Wie verlassen waren die Kinder diese Nacht im Halden-
hause. Auf einem Haufen alter Sachen lagen sie im festen
Schlaf. Viktoria und Stephan in den Kleidern die sie
am Tage getragen; zum erstenmal in ihrem jungen Leben
mit ungewaschenen Füßen. Auf dem Stroh im Winkel
die Tote — ein friedliches Lächeln auf dem Antlitz.

Johannes schlief nicht. Er hielt am Bett der Mutter
die Totenwache; so wie er es mit der Mutter früher getan,
wenn eins der Kinder als Leiche im Hause gelegen.
Seine Seele war so erschüttert, daß er im Augenblick nichts
empfand, nichts dachte, und nur mechanisch den Rosen-
kranz betete, den er um seine Kinderhände geschlungen
hatte. Ein Ave Maria nach dem andern glitt über seine
Lippen; aber die Perlen des Rosenkranzes schoben sich

nicht vorwärts. Die Nacht stieg hoch und höher. Durch die offene Fensterlücke kam rauhe Luft. Sie zog des Kindes Blick ganz mechanisch an. Ein Stern blinkte ihm aus der Dunkelheit wie ein funkelndes Auge.

Da wich die Starre in der Seele des Knaben. Schreck ging durch seine Glieder, und alles, was seiner Kinderphantasie bekannt war von dem Spuk toter Seelen, wurde lebendig in ihm. Er stand auf. Leise, leise, als gelte es den Frieden der Mutter zu wahren, schlich er zu dem Fenster und schloß die hölzerne Klappe. Befriedigt atmete er auf. Nun war die Ruhe des Körpers geborgen, und die Seele der Toten konnte frei auffliegen zum Himmel. Er sah sich um, sah die Geschwister im ruhigen Schlummer. Das warme Leben pulste in den weichen Wangen, hob die Brust und floss im rosigen Schein durch die jungen Glieder. Er sah die Füßchen Viktorias klein und zierlich unter der alten Decke hervorschauen, sah, daß sie nicht gewaschen waren. Das führte ihn zurück zur Mutter. Er schlich leise an ihr Bett und sah unverwandt auf das geliebte Gesicht, auf das die brennenden Kerzen flackernde Schatten warfen. Da geschah das Seltsame, das Unfaßliche, die Büge der Toten wurden dem Kinde fremd und fremder.

„Das is' ja nich' die Mutter.“ Stephans Ausspruch hallte in seinen Ohren wider. Die Ahnung von der zerstörenden Gewalt des Todes kroch in sein Herz. Das Grauen kam mit knöchernem Finger und legte sich lähmend auf sein warmes Blut. Kalt kroch es ihm über den Rücken, seine Haut zog sich zusammen, der Schrei in seiner Seele stockte vor — Furcht. Scheu flog sein Blick noch einmal über das gelbe Gesicht der Toten, blieb an dem offenen,

starren Auge hangen, saugte sich daran fest, gebannt von namenloser Furcht. Rückwärts ging er zur Hütte hinaus und schloß die Thür hinter sich ab. Tief atmete er und setzte sich auf die Bank, die vor dem Häuschen stand. Seine Augen suchten den Himmel. Er war dunkel und kalt wie polierter Stahl. Unzählige Sterne blitzten hernieder, glänzend und hoch, mit rätselhaftem Flimmern. Aber über den Sternen wohnt Gott! Er hatte schon oft in den Himmel gesehen, wenn der Blick zuckend die Wolken geteilt. Immer war sein Auge, geblendet vom Goldglanz, rasch zurückgekehrt zur Erde; aber seine Phantasie malte weiter an der Herrlichkeit des Himmels. Dort wohnte nun die Seele der Mutter. Oder nicht? Hatte sie trotz aller Qual auf Erden erst noch im Fegfeuer die letzten Spuren irdischer Schuld zu büßen? Inniges Mitleid mit der Mutter erfaßte ihn. Hier draußen in der unbegrenzten Freiheit der Nacht, die ihm traut und bekannt war von frühester Kindheit an, hier draußen erstand ihm die Mutter wieder in lebendiger Klarheit. Er wollte beten für sie, Tag und Nacht, damit sie in den Himmel komme. Er hatte ja auch noch den Taler. Er wird eine Messe lesen lassen gleich nach dem Begräbnis.

Sachte, sachte kam die holde Trösterin des Glaubens, säufstigte die Wellen schmerzlicher Erregung in diesen Kinderherzen und löschte alle Zweifel aus. Betend schlief Johannes ein auf der harten Bank vor der Hütte. —

Hoch und höher stieg die Nacht, ihre dunklen Flügel über die Erde breitend. Geheimnisvoll blinkten die Sterne, und geheimnisvoll flammte es über den Schatten der Essen und Hochöfen wie rotes Höllenfeuer! Ver-

worrene Laute stiegen auf, hier, dort, nah und fern, wie das Seufzen schwer träumender Schläfer.

Johannes öffnete die noch vom Schlafe schweren Augenlider. Er fröstelte in seinem dünnen Rocke. Grau lag die Welt in Morgendämmerung. In den Niederungen stand dicker Nebel. Kalt strich es über die Halbe. Noch lag das Leben gefesselt in Traumesnot. Noch standen die Sterne blaß am Himmel, wie übernachtigte, müde Augen. Johannes streckte seine steif gewordenen Glieder, stand auf und ging ein paar Schritte vorwärts an den Rand der Halbe. Er sah auf die Stadt da unten, die grau und formlos in einer Wolke dunklen Rauches vor ihm lag. Kalt, nüchtern, wie der aufziehende Morgen. Und da kam die Erkenntnis trostloser Verlassenheit in die Kinderseele. Hilflos gingen die Augen hin und her. Die Mutter — sein Herz krampfte sich zusammen — dort war der Fleck, auf dem sie umgesunken! Noch sah er das Bucken ihrer Glieder. Wie zerwühlt der weiße Sand war! Überall hingen Federn, die Zeugen von Vaters toller Wut. Bis zu dem Backofen führten sie und darüber hinaus. Der Knabe bückte sich, er sammelte die Federn, die weich und weiß waren. Er sammelte sie, weil die Mutter es auch getan hätte. So kam er zum Backofen und — ein helles Rot stieg in sein Gesicht. Da lag ein Brot am Boden in der Asche. Die Thür des Ofens stand offen, drei große Brotlaibe lagen auf dem Stein, rund, braun und glänzend.

Ja richtig — Mutter halte ja gestern gebacken. Er selbst hatte das Mehl dazu geholt. Es war schwer gewesen, hatte ihm blaue Flecken auf die Schultern gedrückt. Mutter wollte das Brot fertig haben, ehe der Vater von der

Schicht kam. Der Vater — — — er hatte gar nicht mehr an ihn gedacht, immer nur an die Mutter. Jetzt stand der Vater vor ihm in seiner blinden Wut, wie er als Federmann über die Halden gegangen war. Und da wurde ihm auf einmal alles klar. Vater wollte wieder das warme Brot in Schnaps umsetzen, und Mutter hatte sich gewehrt. So war alles gekommen. Aller Jammer von gestern stieg wieder vor ihm auf. Die Augen füllten sich mit Tränen und leise weinte er in den Ärmel seiner Jacke.

Ein glänzender Pfeil flog über den Himmel, beleuchtete ihn und die Erde mit warmem Rot. Die ersten Boten der Sonne! Sie kam mit ihrem blendenden Licht, und weckte alles schlafende Leben. Auch auf der Halde wurde es lebendig; die Biege meckerte, sie war am Abend nicht gemolken worden. Hühner flatterten auf, und Raben zogen krächzend zu Felde.

Die Halde herauf kamen die Frauen, die gestern der Sterbenden beigestanden. Mit Klagen und Weinen kamen sie. Sie fanden Johannes vor der Wohnung, fassungslos in seinem Schmerze. Seine Rinderkraft schien gebrochen; er gab auf keine Frage Antwort.

„Ob der Vater gekommen sei?“ Er schüttelte nur den Kopf, ließ sich wieder auf der Bank vor dem Hause nieder und weinte weiter. Die Frauen trauten sich nicht in die Hütte. Sie grauten sich vor dem Tode, der da drinnen sein Zelt aufgeschlagen. Die eine nahm einen Topf, der auf der Bank stand, und ging die Biege melken, die sich immer kläglich meldete.

Jetzt kam auch der Knappschaftsarzt. Er sah die unbeschreibliche Verwirrung hier oben, und nickte mit dem Kopfe. Es war nichts Neues was er sah. Es gab Fa-

millien genug, auf jeder Gewerkshaft, die ähnlich hausten. Sie wurden als notwendiges Übel geduldet, der Hände wegen, die unentbehrlich waren für die Arbeit in der Grube.

Der Arzt trat durch die niedere Thür in das Bretterhaus. Es war noch dunkel darin; die Luft dick und durchsezt mit allerhand Dünsten, dem Brandgeruch der verlöschten Kerzen, dem Totengeruch. Holzmann wandte sich zurück und rief den Frauen zu:

„Ist denn niemand da, der da drinnen Bescheid weiß? Macht die Fenster auf; aber rasch!“

Die Frauen steckten die Köpfe zusammen, tuschelten miteinander und rührten sich nicht; aber Johannes kam herbei. Er schlüpfte an dem Doktor vorüber ins Zimmer und schob die Holzladen von den Fensterluken. Eine Lichtquelle floß in die Hütte, beleuchtete die Kinder, die noch immer schliefen, und die Tote auf ihrem Bett.

Holzmann, noch befangen von dem Widerwillen, den er gegen alle verwahrloste Armut hatte, warf einen finsternen Blick auf die schlafenden Kinder. Da lag nun so ein Häuflein Elend. Kinder aus solchem Milieu — was sollte aus denen werden? Schon im Reime waren sie verdorben.

Er wandte sich barsch an Johannes, der sich vor das Bett der Mutter gestellt hatte, als habe er sie zu schützen vor irgendwelchem Leid.

„Wo ist der Vater?“

„Der Vater . . .“ Johannes stockte und warf einen hilflosen Blick auf den Doktor. So intensiv, so voll Leid war dieser Blick aus den verweinten Kinderaugen, daß Holzmann den Knaben unwillkürlich fester ins Auge

nahm. Und da ging ihm erst das richtige Licht auf für das Elend, das er hier sah. Der sauber gestickte Rock des Kindes, das grobe, aber ordentliche Hemd, das eine kräftige Brust frei ließ, die magere gerade Gestalt des Bubens packten ihn. Er nahm ihn an der Hand, redete ihm freundlich zu und erfuhr so alles was er wissen wollte.

Nun stand er sinnend da. Strich seinen dunklen Vollbart und nickte ein paarmal, wie zur Bestätigung seiner Gedanken, mit dem Kopfe. Als echter Oberschlesier hatte er Verständnis für den Volkscharakter seiner Heimat. Der polnische, willensschwache Vater, die deutsche, in ihrer Gewissenhaftigkeit sich zerreibende Mutter und die Kinder, die das wurden, was der Zufall wollte! Es kam ein großes Mitleid in sein Herz. Wieder blickte er auf den Knaben, der bescheiden vor ihm stand. Er erkannte die Intelligenz des Kindes und dachte:

„Die muß vor dem Versanden geschützt werden.“ Das „wie“ war freilich noch ein Rätsel. Aber er war ja ein Freund des Berginspektors Sandler, dem wollte er das Elend hier erzählen. Und wußte der nicht Rat, so fand sich wohl ein anderer.

Er sah noch einmal nach der Toten und stellte den Totenschein aus. Er schickte eine der Frauen damit fort. Der anderen empfahl er die Kinder. Über die Leiche ließ er ein Tuch decken, dann ging er. Stephan und Viktoria schliefen noch immer, fest und süß.

Im Bechenhause war inzwischen noch eine andere Meldung eingelaufen. Den Willeczek hatte man tot auf den Brandfeldern gefunden, erstickt von den giftigen Gasen.

„Er ist wohl vom Wege abgekommen,“ meinte einer der Leute, die ihn gefunden.

„Mit dem Gesicht is' er auf der Erde gelegen, und ausschau'n tut er“

Der diensttuende Steiger zuckte die Achseln:

„Der Kerl ist durch und durch vom Alkohol vergiftet,“ sagte er und wandte sich voll Abscheu von dem Toten, der auf der Bahre lag.

Das aufgedunsene Gesicht trug noch im Tode alle Zeichen des unverbesserlichen Trunkers.

Der Oberheuer Hammer warf einen Blick auf die Leiche:

„Das ist ja einer von der Strafkolonie! Ein räudiges Schaf unter meinen Leuten! Ja, schaut euch ihn nur an — ihr könnt's euch alle merken, wohin der Suff führt.“

Die Männer mit den blassen Gesichtern, in ihrer engen, schwarzen Bergmannstracht, sahen verlegen weg. Keiner fühlte sich frei von der Lust am Trunke. Aber freilich, so arg wie der da trieb's keiner von ihnen! Den hat man doch nie nüchtern gesehen.

„Anpacken!“

Damit ging man allen Weiterungen aus dem Wege. Hob den Toten auf und trug ihn in die Totenkammer.

3.

In der Waldschenke.

Heimlich im Walde, wie ein Nest im Fichtenbusch, lag die Schenke an dem Wege, der von Beuthen nach Nikolei führt. Ursprünglich eine Ausspannung nur für

Frachtfuhrwerke. Ein Haus wie alle im Dorfe, niedrig, mit tiefem, bemostem Schindeldach. Hunderjährige Konzeption lag auf dem Hause. Die Wirtschaft war Eigentum einer Frau Steinheger, der ältesten Tochter des letzten Freischolzen im Dorfe, der ohne männliche Erben gestorben war. Frau Steinheger, eine Schwester der verstorbenen Marie Willczek hatte die Wirtschaft, zu der auch beträchtlicher Acker gehörte, nicht durch Erbschaft übernommen, sondern in öffentlicher Versteigerung billig zurückgekauft. Die große starke Frau hatte selber die Zügel in die Hand genommen und es gelang ihr, das alte Anwesen, das unter dem letzten Scholzen herunter gekommen war, wieder hoch zu bringen. Immer mehr bürgerte sich die Gewohnheit der Umwohner ein, im Herrenstübel der Frau Steinheger die Alltagsorgen ein Stündchen zu vergessen. Sie hielt auf tadellose Getränke und kochte gut.

Auch heut' hatten sich ein paar Herren aus der nahen Stadt hier eingefunden. Sie saßen um die schmale Holztischplatte, die nach Bauernart zwischen zwei langen Bänken aufgestellt war, und ließen sich den alten abgezehrten Oberungar vortrefflich schmecken. Die Wirtin hatte ihn immer in bester Qualität auf Lager.

„Der Wein läßt sich trinken,“ meinte ein schlanker Herr mit scharfer Nase und militärischer Haltung.

Mit dem Behagen des Gourmets setzte er das Glas an die Lippen, prüfte, zerdrückte den Tropfen mit der Zunge und trank bedächtig, mit sichtlichem Genuß.

Die Herren nickten ihm zu. Sie waren eifrig in ihr Gespräch vertieft, besprachen kommunale Angelegen-

heiten der jungen Stadt Rattowitz und die gesteigerten Konjunkturen der Industrie.

„Fabelhaft diese Entwicklung der Werke,“ meinte Förster Hahn, ein alter, grauhaariger Mann. „Wenn ich so denke, wie die Wälder Jahr um Jahr zurückweichen, wie Jahr um Jahr das Volk wächst und mit ihm die Ansprüche an Lohn und Leben! Glauben sie, daß ich noch Kulturarbeiter mit fünfzig Pfennig Tageslohn bekomme!? Keine Spur, fünfundsechzig, ja siebzig ist die Grundtaxe. Darunter will keiner gehen, nicht einmal die Weiber.“

„Es ernährt sich auch heut' kein Mensch mehr für siebzig Pfennig, geschweige denn für fünfzig,“ fiel Sanitätsrat Holzmann ein.

„Ja aber,“ sagte Hahn kleinlaut, „wie soll man da Forstwirtschaft treiben?“

„Na, na, ich meine, Ihre Klagen sind nur Flunkerei“ entgegnete Holzmann gemächlich. „Es sind doch auch die Holzpreise um das Dreifache gestiegen.“

„Das schon,“ gab Förster Hahn zu, „das schon, aber die Herren vergessen eins! Während die Erwerbsquellen der Industrie täglich neu aus dem Boden springen, verstanden die unseren, und unser Verdienst geht zurück. Ich glaube, wir erleben noch die Zeit, in der Berg- und Hüttenarbeiter besser dastehen als unsereins!“

„Na, das geht doch wohl zu weit,“ warf Holzmann trocken ein. „Vorläufig sind unsere Arbeiter noch zu bebauern. Ich meine, es geschieht noch viel zu wenig für sie. Die meisten von ihnen müssen sich erst an den regelmäßigen Fleischgenuß gewöhnen. Von Gemüse ganz zu schweigen. Das verstehen ihre Frauen nicht einmal zu kochen. Ich als Arzt weiß es am besten, woher die vielen

strolchulösen Kinder und ihre reiche Sterblichkeit herkommen! Warum der oberschlesische Arbeiter so furchtbar unter der Gewalt des Alkohols steht! Der unterernährte Körper ist widerstandslos gegen dieses Gift, das er oft genug in schlechtester Qualität bekommt.“

Er sah ein paar Augenblicke in sein Glas, trank hastig ein paar Schlucke und fing wieder an:

„Ich hatte da erst heut' wieder einen Fall“ — seine Stimme hob sich — „ich kann ihnen sagen, meine Herren, in meiner dreißigjährigen Praxis hier oben habe ich viel erlebt; aber was ich heut' gesehen habe, hat mich doch gepackt! Nicht daß die äußeren Verhältnisse wesentlich von ähnlichen Fällen abgestochen hätten, nein, es ist der mögliche Verlust innerer Lebenswerte, der hier zu beklagen ist. Stellen sie sich vor, die Frau — nun, ich kann's ihnen ja sagen—“ fuhr er leiser redend fort, nachdem er sich ein wenig umgeschaut hatte, „die Frau also war die zweite Schwester unserer Wirtin hier. Ein intelligentes, fleißiges Geschöpf, das sich an dem Elend ihrer Ehe zerrieben hat. Sie ist heut' früh verstorben.“ Holzmann erzählte die Tragik der Haldenfamilie mit kurzen Worten.

„Wenn sie von den Willczeks reden“ — fiel Berginspektor Sandler ein — „da haben sie allerdings recht mit ihren Beobachtungen. Der Mann soll durch falsche Vorstellungen über seine Herkunft und eine unerwartete Erbschaft in Größenwahn gefallen sein, der ihn schließlich dem Branntwein in die Arme trieb und auf die unterste Stufe der Kultur brachte. Er ist einer von unserer Strafkolonie. Er arbeitet auf Mariagrube.“

„Hat gearbeitet, Herr Berginspektor. Er wurde heute

früh tot auf den Brandfeldern gefunden. Er lag an einer offenen Stelle.“

Es entstand eine Pause. Die Brandfelder hatten schon so manches Opfer gefordert. Trotzdem wurden sie immer wieder vom Volke aufgesucht.

„Um den Mann ist's nicht schade,“ sagte Sandler endlich.

„Wenn die Kinder nicht wären!“ fiel Holzmann wieder ein. „Es sind drei Kinder da . . .“

Die Wirtin kam und brachte Sekt, den einer der Herren bestellt hatte. Alter Sitte gemäß nahm sie am Herrentische Platz. Man trank ihr zu — sie tat wacker Bescheid. Die Galdenkinder schienen vergessen. Man sprach von anderen Dingen. Da wandte sich Holzmann, der schweigsam dageessen hatte, lebhaft an den älteren schlanken Herrn und sagte:

„Sie könnten da ein gutes Werk tun, Herr Major.“

Der Angeredete, der eben mit dem Förster über den Schaden des langen und hart gewesenen Winters sprach, fuhr erstaunt herum.

Holzmann strich seinen langen, wohlgepflegten Vollbart und sah ihn mit seinen Doktoraugen scharf an.

„Ja Sie, Herr Major — Sie könnten den Johannes versorgen!“

„Ich —?“ fragte Major von Gröve überrascht. „Ja, wie komm' ich denn dazu? Was gehn mich diese wildfremden Sacharenkinder an! Hab' ich denn Gruben, hab' ich Hütten? Lassen Sie doch die Gewerkschaft sorgen, bei der der Mann in Arbeit stand.“

„Aber bester Herr von Gröve, die bringt die Kinder ins Waisenhaus oder irgendwo in einer Bergmanns-

Familie unter; davor möchte ich den Johannes gern bewahren. Der Junge ist außerordentlich intelligent, und es tāt' mir leid, wenn ein Talent im Druck der Verhältnisse zugrunde gehen würde. Übrigens —“ er wandte sich an die Wirtin: „Das Mädel — das wäre etwas für Sie, Frau Steinheger.“

Die nickte still.

Holzmann trank von seinem Weine, fuhr sich ein paarmal über den kahlen Schädel, rückte an seiner Brille und wandte sich wieder an den Major:

„Ich dachte, Verehrtester, auf ihrem Vorwerk sind junge Kräfte immer verwendbar. Der Johannes wird im Herbst vierzehn Jahre; er ist stark und fleißig, ich glaube, er würde sich gut zur Landarbeit verwenden lassen.“

Der Major, ein vornehmer Herr mit tief gebräuntem Gesicht, aus dem helle Augen mit scharfem Feuer leuchteten, machte eine abweisende Gebärde:

„Ich bin nicht für solche Humanitätsduselei. Man erntet selten etwas Gutes davon! Bedenken Sie die Sphäre, aus der die Kinder stammen!“

„Die Mutter war brav —“ mischte sich Sandler ins Gespräch. „Übrigens sollten sie den Vorschlag nicht so ohne weiteres abweisen. Der Junge füttert sich in der Leuteküche durch, und ihnen wächst eine tüchtige Arbeitskraft zu.“

„Das paßt mir am allerwenigsten,“ entgegnete der Major nicht ohne Schärfe. „Gekaufte Arbeiter . . . nichts anderes, als eine Umwandlung der alten Hörigkeit! Nein — da tue ich nicht mit. Ich bin für die freie Entwicklung der Individuen. Gott bewahre mich davor, daß ich zu solcher Heranbildung der Arbeiter meine Hand biete, wie sie auf Mariaschacht üblich ist.“

Sandler fand es nötig, gegen die Auslassung des Majors Stellung zu nehmen.

„Verzeihen Sie,“ sprach er mit starker Betonung, „wenn ich mir erlaube, die Dinge richtig zu stellen. Sie kennen anscheinend die Verhältnisse der hiesigen Werke nicht. Durch die gegenseitige Verbindlichkeit, die Verwaltung und Arbeiterschaft eingehen, wird diese gestützt und gehoben. Wir können es nicht ändern, daß in unserem Distrikt das Volk von der Industrie abhängig wird. Die Industrie ist hier die erste und sicherste Erwerbsquelle für das Volk, das früher hungern mußte. Denken Sie nur an die Jahre. Haben Sie das Elend gesehen, in dem der größte Teil dieser freien polnischen Bauern lebte!? Ein Fremder, der die Entwicklung der Verhältnisse nicht miterlebt hat, kann sich keine Vorstellung davon machen, welchen Segen Grube und Hütte für das Volk gebracht hat! Das Wesen von Grube und Hütte verlangt aber, ebenso wie jede andere Arbeit, geschulte Kräfte, und die müssen wir uns selbst heranziehen und erziehen. Erst in der zweiten Generation erhalten wir geschickte Arbeiter. Es ist daher nur zu natürlich, daß wir diese durch allerlei günstige Bedingungen an unsere Werke fesseln. Mit Hdrigkeit hat das nichts zu schaffen. Denn jeder bleibt ein freier Mann — der Zwang ist nur moralisch. Daß hin und wieder drastische Mittel nötig sind, das an sich träge Volk zur Arbeit zu bringen, kann nur der verstehen, der schon einmal mit dem Hartnäckigen „ich will nicht“ der polnischen Bauern zu kämpfen gehabt hat!

Hier unser verehrter Herr Sanitätsrat und Stadtverordnete weiß ein Lied davon zu singen, wie schwer es

der deutschen Intelligenz geworden ist, die Dickfelligkeit des polnischen Dorfschulzen zu brechen und dem von deutscher Kraft geschaffenen Orte Rattowitz das Stadtrecht zu verschaffen! Nicht wahr, Herr Rat?"

Holzmann lächelte und nickte zustimmend. „Ja — ja — es war eine bunte Zeit,“ sagte er, die schmale weiße Hand spielend durch seinen Bart führend. — „Na, lassen wir das — es würde zu weit führen, diese Zustände näher zu beleuchten. Es mag ihnen genügen, meine Herren, daß die Gromada (Gemeindesitzung) aus Bauern bestand, die nicht lesen und schreiben konnten. Diesen Bauern stand die Überzahl der gebildeten Deutschen machtlos gegenüber. Der Ort, dem seine bäuerliche Jacke schon an allen Ecken und Enden unbequem wurde, mußte sich eine Bewirtschaftung gefallen lassen, die an die heutigen Zustände in Galizien mahnt.“

Die deutsche Mehrheit des Ortes zahlte die höchsten Steuern, und der Herr Assessor oder der Herr Kommerzienrat mußten sich den Bestimmungen des Dorfschulzen Eroll fügen; eine Bauernfigur vom rohesten Zuschnitt in- und auswendig. Mehr als ein Drittel der Bauern tagelöhnete bereits auf den umliegenden Gruben und Hütten, und die Großbauern trieben Vekturanz dahin. Aus solchem Stoff ist unser Volk, das erst zur Arbeit und zum Denken erzogen werden muß. Es ist Aufgabe unserer Männer, dieses Volk zu führen, Kräfte, die aus dieser stagnierenden Masse emporwachsen, zu unterstützen, und sie dem Volke — der Heimat zu erhalten.“

„Heimat! hat denn der Oberschlesier eine Heimat?“ fragte der Major erregt. „Ist er nicht Fremdling auf dem Mutterboden? Wird er nicht ausgewiesen aus den Kolo-

nien, wenn seine Arbeitskraft verbraucht ist, um andern Platz zu machen? Nicht so leicht sind Verhältnisse wiederzufinden, die Tauf- und Sterbeort so hart voneinander trennen wie die ober-schlesische Industrie. Muß da nicht aller Sinn für Tradition und Heimat verloren gehn?“

„Ja, wenn sie Heimatsliebe an die Hufe binden — dann — ja dann sieht's böse damit aus. Dem Volke Heimat geben heißt aber auch ihm den Begriff der Heimat erweitern. Es die Heimat lieben lehren über die Grenzen des Geburtsortes hinaus! In diesem Sinne müssen wir wirken. Altes Holz läßt sich nicht biegen, aber der junge Baum gewinnt an Kraft, wenn er gepflegt wird.“

Holzmann hatte sich warm gesprochen und stärkte sich jetzt mit einem kräftigen Schluck des feurigen Weines.

Die Wirtin war seiner Rede mit leuchtenden Augen gefolgt.

„Bravo, Herr Rat,“ sagte sie in ihrer lauten Art und reichte ihm die arbeits-harte Hand über den Tisch hin.

„Sie haben ganz recht — so ist es gewesen hier zu Lande, und diese dummen Bauern sind schuld, daß wir den Acker und das Waldland hier herum mit fünf Mark den Morgen an die Stadt verkauft haben. Heut' ist er schon das Zehnfache wert.“

Alle lachten. „Daß bei ihnen immer das Geschäft im Vordergrunde steht,“ rief Pastor Neumann aus Nikolei.

Sie wehrte sich dagegen nicht. „Wo käm' ich denn hin, wenn's anders wäre!“

„Na dann Profit!“ die Herren stießen mit ihr an. Holzmann wischte sich den Bart mit dem rotseidenen Taschentuche und klopfte Frau Steinheger auf die Schulter.

„Wissen Sie was, Frau Wirtin — ich bin heut' in der Gebelaune — wie wär's, wenn ich ihnen ein kleines Töchterchen ins Haus schicke?“

Die Steinheger sah ihn ganz entsetzt an. „Ich ein kleines Kind in meine Wirtschaft nehmen“

„Die Willczeks Kinder sind nicht verwöhnt,“ sagte Holzmann.

Die Wirtin sah überrascht auf und legte sinnend den Finger an den schwellenden Mund, dem ein leichter Bartanflug energischen Zug verlieh.

„Willczek sagten Sie? Warten Sie mal an einen Willczek war meine Schwester Marie verheiratet. Wir sind uns aus den Augen gekommen, aber wenn ich nicht irre, hat sie zuletzt auf Mariagrube gelebt.“

„Stimmt,“ gab Holzmann zu, und nach einigem hin und her stellte es sich heraus, daß es sich wirklich um die Kinder ihrer Schwester handelte.

„Das ist ja aber ganz was anderes,“ rief sie lebhaft, und gewöhnt, rasch auf ihr Ziel loszugehen, wandte sie sich an den Pastor, den sie sehr gut kannte.

„Wissen Sie was, Herr Neumann, ihr Vetter, der Weihbischof in Gnesen, könnte doch sehr wohl etwas für eins der Kinder tun.“

„Ich will mal nach Posen schreiben,“ erwiderte Neumann bereitwillig.

„Blieb immer noch der Johannes,“ warb der Sanitätsrat wieder für seinen Schützling und blinzelte den Major von der Seite an.

Der war ganz ernst geworden; legte dem alten, beweglichen Doktor die Hand auf die Schulter und redete in seiner festen, ruhigen Art:

„Mein sehr geschätzter Herr Sanitätsrat, alles, was ich heute hier gehört, ist mir neu und interessant. Ich fange an, die Umwelt, in der ich nun schon fünfzehn Jahre lebe, zu verstehen. Sie wissen, daß ich ein Fremder bin auf ihrem Boden. Ich habe in dem Volke hier nur die träge Masse gesehn, die Stock und Peitsche braucht, um sich zu regen. Mein deutsches Blut wandte sich davon ab. Aber heut' bin ich zu einer andern Ansicht gekommen. Ich glaube, daß Werte, für die deutsche Männer mit solcher Energie eintreten, doch einen guten Kern besitzen müssen. Schicken Sie den Jungen mal zu meinem Wirtschaftler Piontek.“

Holzmann dankte warm. Er wußte nun seinen Schützling geborgen.

Die Unterhaltung bewegte sich jetzt in leichteren Bahnen. Es wurde spät, ehe die Herren heimfuhren. Der Kutscher auf seinem Bock schwankte bedenklich hin und her. Er hatte offenbar zu tief ins Glas gesehn, hielt Zwiesprache mit sich selbst, feuerte die Pferde durch lautes Peitschenknallen an und führte das Gefährt nur mühsam aus dem Sandgebiet auf die neue Kunststraße, der jungen Stadt zu, über der die feurige Lohe eines neuen Morgens lag.

4.

Verflogene Vögel.

Das Begräbnis auf der Halde war vorüber. Draußen, hinter den Schienensträngen, deren endlose Linien die Frau so oft mit Sehnsucht verfolgt, hatte sie die letzte Ruhe gefunden; im Tode vereint mit dem Manne, des roher Sinn ihr Leben vorzeitig gebrochen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, der die Nestlinge des Haldenhauses zerstreuen sollte in alle Winde. Es lag ein zitterndes Weh in den Augen der Knaben, eine bange Angst um die Schwester. Sie waren es gewöhnt, für die Kleine zu sorgen; das sollte nun aufhören. Die große fremde Frau, die sich Tante nannte, war gekommen, das Mädchen zu holen. Das Kind war still, saß wie ein scheuer Vogel auf dem Arm Frau Steinhegers und starrte sie aus großen Augen unverwandt an. Johannes strich immer wieder über den blonden Scheitel Viktorias. Hand und Stimme des Knaben bebten:

„Sei nur artig — folg' hörst du!“ Das war alles, was er hervorbrachte. Ermahnungen, wie er sie von der Mutter kannte. Überhaupt die Mutter! Seit ihre Leiche aus dem Hause war, lebte sie dem Knaben wieder auf. Er sah sie bald hier, bald dort, hörte ihr bitteres: „Der Vater, der is' schon wieder fertig.“ Die Mutter, sie machte ihn stark. Er kämpfte auch heut' die Tränen nieder, wie er es sonst getan, um sie nicht zu betrüben.

! Frau Steinheger war, was selten vorkam, gerührt. Sie schenkte den Kindern je fünf „Böhm“ und wünschte ihnen alles Gute für die Zukunft.

„Wenn's mal gar nicht gehen will, und ihr brav geblieben seid, dann kommt zur Tante; ein Pläzkerl zum Ausruhen wird sich schon finden. Der Weg führt über den Bahnsteig durch den Wald. Ihr könnt nicht fehlen; geht solange, bis ihr die Schenke hinter den großen Eichen seht. Sie ist das erste Haus im Dorfe. Und härt euch nicht! Der alte Gott lebt ja noch. Er wird euch schützen. Die Viki wird nichts auszustehen haben bei mir. Lebt wohl!“

Dann ging sie mit dem Kinde die Halde hinab. Nun fing die Kleine an hell auf zu schreien, wandte sich und streckte die Händchen nach den Brüdern aus. Johannes wandte sich ab vor Herzeleid. Stephan hatte einen guten Einfall. Er lief in die Hütte, holte die Flickenpuppe, die dort in einem Winkel lag, und legte sie dem Kinde in den Arm.

„Dada — dada,“ lallte das Kind und küßte den unförmigen Wechselbalg mit tränennassem Munde. Johannes sah dem Kinde nach, das in den Armen der fremden Tante so sicher ruhte. Es blickte nicht mehr zurück, schien ganz beruhigt dem unbekanntem Schicksal entgegen zu gehen. Er fuhr ein paarmal mit seinem Rockärmel über das Gesicht. Aber es waren keine Tränen da — nur ein Zucken um Mund und Augen. Stephan war ins Haus gesprungen; er kramte in dem alten Hausrat, der schon verkauft war. Mit einem bunten Halstuch kam er heraus. Über ein Schaff mit Wasser gebeugt, mühte er sich, in dem unsicheren Spiegel das Halstuch so zu kneten, wie er es bei den Krakauer Studenten gesehen, die neulich die Brandfelder und Halden besichtigt hatten. Seine schmale, gelenkige Figur schien in den letzten Tagen gewachsen.

Johannes sah dem Bruder zu. Sein trauriger Blick umfaßte ihn erst lose, dann eindringlicher. Er kam ihm plötzlich ganz verändert vor. Wie kam denn das? Er grubelte der Ursache nach. Aha — das Haar — er hatte es studentisch gekämmt und gescheitelt. Warum ihn das ärgerte? Er wußte es selbst nicht zu begründen. „Tu' das bunte Tuch weg,“ befahl er dem Bruder; aber er wußte, es war nicht das Tuch, das ihn geärgert hatte.

Die Leute kamen, die den geringen Nachlaß erstanden

hatten. Nun gingen auch Johannes und Stephan die Halde hinab. Auf dem Wege, der sich durch magere Felder zur Stadt schlängelt, gingen sie weiter. Schwer atmend lag der Frühling auf diesem dunklen Lande, über das der Rauch der Hütten zog. Wie drohende Macht lagerten die plumpen Komplexe der Werke an der Peripherie der Stadt und spien Rauch, Feuer und giftige Gase. Die legten sich zerstörend auf alles pflanzliche Leben.

Winzige Häuser mit winzigen, blau umrahmten Fenstern, hockten verstreut umher, wie kleine, zusammengeduckte Ungeheuer; umsäumt von Dungstätten, Spreulagern, Kartoffelmieten. Irgendein wilder Baum, Birne oder Alazie, schützte die Häuschen mit seinen Zweigen und hütete das Heiligtum des Volkes — ein frommes Bild oder ein Kreuz, das gläubiger Sinn da aufgehängt. Die einzige Poesie dieses armen Volkes. Um die kleinen Anwesen kribbelten Gänse, Ziegen und Kinder, wie Raupen in ihrem Neste. Kinder aller Altersstufen. Die kleinsten nur mit einem Hemdchen bekleidet, gar oft von zweifelhafter Farbe. Hoch gezogen, im Rücken festgeknotet, blieben diese hier fast überflüssigen Bedeckungen immer hübsch trocken und die Körperchen der Kinder der Luft und Sonne ausgesetzt. Rundum erschallte die Luft vom Jauchzen und Quitschen dieses jungen Lebens, das seine Armut nicht kannte. Frei wie die Lerche lebten diese Kinder. Der nahe Tümpel war ihr Bad. Knaben und Mädchen, sie kannten keine Scheu, keine Scham voreinander. In natürlicher Anmut gaben sie ihre Glieder preis und blieben ohne Sünde. Auf dem Anger tummelten sie sich und sangen deutsche Weisen. Das erste Produkt der neuen Schulordnung:

„Blauer, blauer Fingerhut,
Du hast das ganze Leben gut.
Jungfrau, du mußt tanzen
In dem grünen Kranzen.
Knie Schäflein, Knie Schäflein,
Knie zu meinen Füßen.
Magst du haben, wen du willst,
Einen mußt du grüßen“.

Und die Kleinsten der Kleinen:

„Ringel Ringel Reihe
Sind wir Kinder dreie“

Überall Lust, Gesang und Frohsinn. Johannes stand still und sah den Kindern ein Weilchen zu.

„Gestern noch hat unsere Viki mit gespielt,“ sagte er leise zu dem Bruder. Als er sah, wie eins der Kinder den Kreis verließ, um pflichtgetreu nach dem strampelnden Bübchen zu sehen, das am Wege in einem blauen Wägelchen lag, da wurde ihm das Herz von neuem schwer. Wie oft hatte er selbst so nach der kleinen Viki gesehen, wenn sie die Mutter seiner Hut anvertraut hatte. Sie und die Ziegen — — — —

Ein schwerer Seufzer hob die Brust des Knaben. Noch sah das Auge gewohnte Bilder; Brand- und Bruchfelder mit ihren Warnungstafeln, auf denen der Totenkopf über gekreuzten Knochen grinste, trockene Wiesen, Halden, Hütten und Teiche mit schwarzem, totem Wasser — und doch saß schon das Heimweh drückend in seiner Brust.

Ringel Ringel Reihe

sangen die Kinder. Da fuhr Johannes zum zweitenmal mit seinem Rockärmel über die Augen. „Komm’ rascher,“ sagte er zu seinem Bruder, und sie gingen weiter.

In der Stadt trennten sie sich. Stephan ging auf die Pfarre, wo ihm Auskunft über sein weiteres Schicksal werden sollte, Johannes nahm den Weg durch die Stadt, die noch in den Rinderschuhen steckte. Noch lugte an allen Enden das einstige Dorf neugierig hinein; noch gab es Tümpel und Pfützen in ihrer nächsten Nähe, aus denen das Fieber stieg; noch trieb der Bauer im Leinenkittel die elenden Säule vor dem Galmaiwagen mit lautem Peitschenknall und wildem Fluchen an; noch gingen blasse Kinder mit Kohlensäcken auf dem Rücken hausierend durch die Straßen. Aber daneben rollten die Gummiräder der Landauer, schillerte die Wiener Toilette im Glanz der Frühlingssonne, lockten die Kaufhäuser mit geschmackvoller Ware aus Wien, Berlin und — Paris.

Es war dunkel, als Johannes sein Ziel erreichte. Das Vorwerk, das der Wirtschaftler Piontek verwaltete, lag durch Weide, Wald und Park vom Herrenhause getrennt. Auf dem geräumigen Hofe herrschte bereits Ruhe. Das Tagewerk war getan. Aus den Ställen und Wirtschaftsräumen schimmerte Licht. Dunkel hob sich aus der weißen Steinfassung die sorgfältig geschichtete Dungstätte, die in der Mitte des Hofes lag. Weichlich strömten aus der dampfenden, faulenden Streu die Gase und mischten sich mit dem Geruch, der aus den Ställen kam. Johannes sah ganz deutlich mitten im Dung die Reste des Soik (Sommerbäumchen), die noch von Ostern her darin steckten. Es berührte ihn heimlich, daß die Sitte des Sommeraustragens auch hier geübt wurde, und diese kleine Verbindung seines eigenen Lebens mit dem fremden hier gab ihm den Mut wieder, den er in der neuen

Umgebung verloren hatte. Ohne Zagen ging er zu den Ställen, die offen standen. Er hörte Pferde mit den Hufen stampfen, hörte ihr Rauen, sah eine baumlange Gestalt am Türpfosten lehnen. Johannes grüßte und fragte nach dem Wirtschafter.

Der Kutscher nahm seine kurze Pfeife aus dem Munde und wies damit auf die Reihe der Kugelakazien, hinter deren runden Kronen Licht schimmerte, das aus niederen Fenstern fiel.

„Dort is' . . . is' sie zu Hause.“

Bögernd ging Johannes über den Hof. Ein Hund zerrte an der Kette und bellte laut und heftig. Johannes rief ihm ein paar Worte zu, die aber ohne Erfolg blieben. Da ging er im weiten Bogen an dem Hunde vorüber und trat in den niederen, dunklen Flur des Hauses. Aus den Ritzen einer Tür schimmerte Licht. Schüchtern klopfte er an.

Ein derbes „Herein!“ klang ihm entgegen, und dann stand er in der Stube, deren Dielen blütenweiß geschweert waren. An den Wänden hingen Bilder, auf einem runden Tische stand eine Lampe mit grünem Schirm; hinter dieser Lampe saß ein Mensch und schrieb. Er erhob sich jetzt, trat mitten in das Zimmer und pflanzte sich hoch und breitschultrig vor Johannes auf.

Sekundenlang umfaßte sein forschender Blick den Knaben, dann nickte er, schlug Johannes mit der großen Bauernhand derb auf die Schulter und sagte:

„Na, da bist du ja — Gott segne deinen Eintritt.“

Wie Johannes, der unter dem schweren Schlag mit keiner Wimper gezuckt hatte, dem Manne, der ihm nicht fremd war, in die Augen sah, verlor er alle Scheu. Es

ging von diesem ehrlichen Mannesblick soviel Ruhe aus, daß er seine Sicherheit wieder fand.

„Der Herr Sanitätsrat Holzmann schickt mich,“ sagte er, sich stramm aufrichtend.

Piontek zog die Augen zusammen und musterte den Knaben mit der Kritik des ehemaligen Unteroffiziers. Dann nickte er zufrieden.

„Ja, der Herr Major von Gröbe hat die Gnade gehabt, dich hier einzustellen. Ich — das merk' dir gleich am Anfang, dulde nur ordentliche Kerle. Also — Ohren steif halten und brav sein. Morgen mußt du zum gnädigen Herrn und dich bedanken.“

Das war der Willkommenruß, den Piontek für den heimatlosen Knaben hatte, der diese Nacht hungrig bleiben sollte, denn um diese Stunde gab's auf dem Vorwerk kein tafeln mehr. Johannes hatte großen Hunger, aber er sagte nichts. Er hatte ja schon so oft im Leben seinen Magen zusammenschnüren müssen.

Im Stall auf der Waldstreu fand er sein Lager. Diese erste Nacht in der Fremde — wie verschieden verlebten sie die Halbenkinder! Viktoria schlief, die Flickenpuppe im Arm, unter dem dicken Federbett der Tante, Stephan hatte durch die Fürsorge des Pfarrers ein vorläufiges Unterkommen im Rüstlerhause gefunden, und Johannes schlief auf Waldstreu im Stalle.

Der gutmütige Riese hatte ihm eine Pferdedecke zugeworfen und einen zusammengerollten Sack zum Kopfkissen gegeben. Er hielt ihm auch die Flasche zum Nachtrunk hin — aber Johannes wandte sich voll Abscheu davon ab.

„Na denn nicht —“, sagte der Riese, trank die Flasche

im langen Zuge leer und troch dann selbst auf sein Lager, das hinter einem Bretterverschlage im Stalle nicht viel besser war als die Waldstreu, auf der der Haldensohn seine müden Glieder streckte.

Zum erstenmal nach dem Tode der Eltern fühlte Johannes so etwas wie Sicherheit und Ruhe. Er wußte die Geschwister geborgen, wußte, wohin er selbst zunächst gehörte. Brav wollte er wohl sein, schon um der Mutter willen.

Im Stalle gab die Nachtlaterne nur matten Schein. Durch eine Luke der Bretterwand blinzelte ein Stern vom nächtlichen Himmel.

Da fiel Johannes die einsame Totenwacht im Haldenhause ein. Wie damals packte ihn die Furcht. In seiner Not fing er zu beten an, erst für die tote Mutter, dann für die Geschwister, dann für den Piontek und den Major, der sein Wohltäter werden sollte. Ganz zuletzt betete er für den Vater. Er versuchte zu schlafen, aber die Gestalt des Majors schob sich immer wieder in sein Denken. Er kannte den Major, hatte ihn oft gesehen. Am meisten erinnerlich war ihm die Adlernase und der scharfe Blick des Mannes. In diese Augen, die hart wie Stahl blicken konnten, sollte er morgen schauen. Wieder kam Unruhe und Baghaftigkeit über ihn. Daneben quälte ihn der Hunger sehr. So lag er lange wach — auf einmal wehte eine frische Luftwelle über ihn. Hin Er öffnete die Augen und sah am Stalleingang ein Licht. Es hüpfte näher und näher — mit ihm ein Schatten, der den ganzen Stall ausfüllte. Johannes fühlte, wie das Grauen seine Glieder lähmte. Er starrte immerzu auf das Licht, während in seinem Kopfe die Nachtgeister einander jagten. Alp,

Mahre, Nickel und Teufel, alles wogte untereinander, ein Heer von Spukgestalten, wie sie seine Kindheit umgeben. Immer näher kam das Licht. Ihm standen die Haare zu Berge.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“ Da wich der Spuk, eine alte Frau beugte sich über ihn. Runzlig war ihr Gesicht, hager ihre Arme, zahnlos der Mund; aber die Augen blickten ihn gütig an, und der Mund sprach mitleidig:

„Wirst du Hunger haben — da iß!“

Sie steckte ihm ein trockenes Stück Schwarzbrot und eine Rübe zu. Gierig griff Johannes danach — seine weißen Zähne gruben sich in das Brot. Die Alte stand und freute sich über seinen Appetit.

„Armer —,“ sagte sie, strich mit der Hand über die Pferdebedeck, machte ein Kreuz über den heimatlosen Buben und ging wieder hinaus.

* * *

Am andern Tage ließ der Major dem Piontek sagen, er möge den Johannes Willczek nach Gutsdünken in der Wirtschaft verwenden und darauf halten, daß er die Schule nicht versäume. Er wolle sonst mit der Sache verschont bleiben.

Von Gröve konnte seine Antipathie gegen das Volk in Oberschlesien doch nicht überwinden. Durch seine Frau hatte er hier Besitz erhalten, und nachdem er den Abschied genommen, sich hier niedergelassen. Aber er wurde nicht warm im Lande und ging seit dem Tode seiner Frau stark mit dem Gedanken um, das Gut zu verkaufen und nach Berlin zu ziehen.

Johannes war dem Wirtschaftler also auf Gnade oder

Unnade überlassen. Diese deutsche Kernnatur, die, wie so viele Oberschlesier von Urvaters Zeiten her, den polnischen Namen trug, war streng und unbeugsam bis zur Härte, aber gerecht.

„Ich hab' nicht umsonst Krrekruten ausgebildet und polnischen Dickhädeln deutsche Instruktionen eingepaukt,“ pflegte er zu sagen, wenn es galt, seinen Befehlen Nachdruck zu geben, oder wenn man ihm seine gutgeschulten Leute lobte.

„Die Kerrle müssen strramm gehalten werden, wie jung eingefahrene Pferde.“ Wenn er loswetterte, rollte seine Stimme wie das Donnerwetter über den Hof, und der frechste Knecht duckte sich vor ihm.

Es war sicher ein Glückszufall, der Johannes in die Zucht dieses Mannes brachte, der in Gesinnung, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue wirklich adlig war.

Mit dem Instinkt unverdorbener Jugend fühlte Johannes die sittliche Bedeutung dieses Mannes, und er sah mit Achtung und Bewunderung zu ihm auf. Werden wie er — das war der Sporn, der ihn trieb, dem Wirtschafter blindlings zu gehorchen. Ja, er ging weit über die an ihn gestellten Ansprüche und wußte sich in Pionteks Schreibstube unentbehrlich zu machen.

In seinem äußeren Leben änderte sich nichts. Er schlief im Stalle und aß mit den Knechten aus einer Schüssel; hier hatte er jedesmal ein Widerstreben zu überwinden. Denn es gab einige unter den Leuten, die den Blechlöffel erst ableckten, ehe sie ihn wieder in die gemeinsame Schüssel steckten, und solche, die kurz vor der Mahlzeit den schwarzen Tabaksaft aus dem Munde spien. Zu Hause hatte bei aller Armut die Mutter darauf

gehalten, daß jedes Kind sein eigenes Schüsselchen gehabt. Doch er kam mit festem Willen auch darüber hinweg; wohl wissend, daß er, der ärmste unter allen, sich der herrschenden Sitte zu fügen hatte. Einen Schatz fand er in des Wirtschafers guter Stube — Bücher. Geschichtliche Bücher, Landkarten, Kalender, alte Zeitungen und Erdbeschreibungen, die über den Rahmen der Volksschule hinausgingen. Ihm galt der Fund soviel wie dem Goldsucher die glänzende Ader im Gestein. Er las mit der Eier der Jugend, las von dem dunklen Triebe nach Wissen beseelt; las, um das Heimweh zu ersticken. Denn das kam, kam in dunklen Nächten, kam auf einsamer Weide, gaukelte ihm Mutter und Geschwister bis zur Sinnestäuschung vor. An den Arbeitstagen durfte er nicht lesen — aber Sonntags auf der Viehweide. Da lag er auf dem kurzen, rötlichen Grase und vertiefte sich in Lebensweisheiten, die häufig genug seinen geistigen Horizont weit überstiegen, und die er zu ergründen suchte. Sätze, die er nicht verstand, schrieb er auf, fragte den Pfarrer, den Lehrer danach. So vertiefte sich sein Wissen allmählich, über seinen Lebenskreis hinaus. Er fand oft kein Genüge mehr an dem vorhandenen Lesestoffe, lag nachts auf der Streu oder tags auf der Weide und sann und grübelte allem nach, was seine Denkkraft fesselte.

An einem Julisonntag weidete er die drei Stück Rüche des Wirtschafers unter dem dunklen Waldstrich, der Park und Weide voneinander schied. Die schwarzweißen Rüche lagen wiederkäuend am Waldesrande, während er, die Hände unter dem Kopfe, auf der Wiese lag und in den Himmel starrte, der blau und wolkenlos die Welt umspannte. Um ihn herum die sommerliche Ruhe mit heißer,

stiller Luft, bunten Schmetterlingen und Harzduft des nahen Föhrenwaldes.

Und in dieser berückenden Einsamkeit, die nur ab und zu durch ferne Geräusche an das schaffende Leben mahnte, das hinter Wald und Feld seine dampfende und ruhende Werkstätte hatte, kam sachte, sachte ein alter Gast zu ihm und flüsterte ihm zu:

„Schön ist es, hier auf der Hutweide zu liegen und ins Blaue zu gucken, aber wenn du etwas Besseres werden willst, dann ist das nicht der rechte Weg dazu. Auf dem Vorwerk kannst du mit der Zeit ein Knecht werden, sonst nichts. Ein schlechter Knecht noch dazu, denn ich, die Sehnsucht nach Höherem, laß dich nicht locker; mach' dich zum Träumer, zum schlechten Knecht.“

So ungefähr packte ihn das Sinnen und Denken und quälte ihn mit grüblerischem Schmerz. Er zwang sich, dieses Sinnieren abzuschütteln, wandte den Blick zum Walde, der so dunkel, so ernst und schweigsam vor ihm lag, so unbelebt. Es war Jungwald, ohne Wild; eigentlich nur ein Abschluß des herrschaftlichen Parkes und dem Volk verschlossen.

Heut' blitzte es hell zwischen den dünnen Kiefernstämmchen, und auf einmal trat ein Kind aus dem träumenden Dunkel. Ein kleines Mädchen im weißen Kleid mit blauen Achselschleifen und blondem, geringeltem Haar, das offen auf die Schultern fiel. Die Kleine huschte, wie getragen von den flügelartigen Schleifen, über das Feld; bückte sich hier und bückte sich dort, pflückte mit unbeholfenen Fingerchen eine Blume oder eine Beere ab, versuchte, die bunten Schmetterlinge zu haschen. Manchmal stieß sie einen Jauchzer aus, der an den Jubel-

ruf der Schwalbe mahnte, wenn sie im Frühling lebensfroh die Luft durchschiffte.

Johannes sah mit staunenden Augen die Kleine näher und näher kommen; war das ein süßes Kind! Die Wange so weich, weiß und zart, das Haar so licht wie Sonnenfäden, die Ärmchen rund wie Puppenarme. Er schaute nur und schaute. Fort war die Sehnsucht und das Grübeln; vor diesem holden Leben hielt so blasser Gast nicht stand.

Auf einmal traf ihn ein gellender Schrei des Kindes, das wie angewurzelt stand, auf die Erde schaute und angstvoll rief:

„Eine Schlange, hu — eine doße Schlange!“

Wie gefedert kam Johannes in die Höhe und war mit drei Sähen bei der Kleinen; packte sie am Arme und riß sie weg.

Das Kind schluchzte herzerbrechend:

„O — eine Schlange — so doß.“

„Wo denn, wo?“ fragte Johannes und sah eifrig herum. Gab es doch Kreuzottern genug in dem trockenen Grase, die an sonnenheißen Tagen leicht gefährlich wurden.

„Da — da!“ Der kleine Finger wies auf einen feuchten Fleck, auf dem ein dicker Regenwurm, sich krümmend, lag.

Da atmete er froh auf. „Das ist ja nur ein Regenwurm,“ beruhigte er das Kind.

„Nein — eine Schlange,“ beharrte die Kleine, deren Augen voll Tränen standen. Kindertränen, die wie klare Perlen über die runden Wangen rollten. Die Nähe des Knaben beruhigte sie. Sie ließ es gern geschehen, daß Johannes ihr mit ihrem Kleidchen die Tränen vom Ge-

sicht wischte. Wie er es immer gesehen, wenn Bergmanns-
frauen ihre Kinder trösteten, und wie er daheim die kleine
Schwester betreut. Wisi — er glaubte sie vor sich zu haben,
nur tausendmal schöner als sonst. Süß und heimlich wurde
ihm zu Sinnen, wie die Kleine so vertraulich zu ihm sprach
und mit ihren runden Händchen nach der Pfauenfeder
auf seinem Hute griff.

„Sib“

Und er gab ihr die Feder, die ihn selbst so sehr gefreut
hatte, als er sie heut' morgen im Hofe fand. Sie nahm
sie, küßte sie und sagte:

„Du bist ein atiger Junge, wenn ich doß bin, kauf' ich
dir was. Aber für weiße Pfennige da figt man mehr.“

Sie kam über das R schlecht weg. Johannes sah in
ihr strahlendes Rindergesicht, in diese lachenden Augen,
und seine Seele hob sich in unerklärlicher Freude. Die
Sonne lachte dazu mit heißem, stillem Strahl, die Schmet-
terlinge öffneten gaukelnd die Flügel und überstreuten
die Wiese mit bunter Pracht. Der Quendel duftete, und
von irgendwoher kam Wachtelschlag.

Julistimmung, glückliche Lebensmomente, die jetzt
durch schrillen Ruf zerrissen wurden.

„Sanna — Sanna!“ kam es vom Walde her. Aus
dem Dunkel lösten sich zwei Gestalten und traten auf die
Wiese. Eine Dame mit rotem Sonnenschirm in lichten
Kleidern und ein Knabe etwa zwölfjährig im Matrosen-
anzug.

Das kleine Mädchen warf sich blitzschnell ins Gras,
lachte schalkhaft und bat:

„Nichts sagen — ich bin nicht da.“

Die beiden kamen näher. „Sanna!“ rief die Dame

wieder mit ärgerlichem Unterton in der spizen Stimme.

„Laß doch Tante — die Kröte will dich ja bloß ängstigen,“ wehrte der Knabe ihrer Sorge. Da sprang Susanna auf, und ihr Kinderstimmchen klang grell über die Weide:

„Ich bin keine Kröte, weißt du, ich sag's dem Papa!“

Die Dame aber rief erschrocken:

„Um Gotteswillen, mit wem treibst du dich denn hier herum?“ Sie riß das Kind angstvoll an sich, als gelte es Pest und Tod.

„Guter Junge, atiger Junge, hat die Schlange tod demacht,“ rief das Mädchen, wandte sich Johannes zu und lächelte ihn an. Der stand wie mit Blut übergossen, verlegen und gekränkt.

Die Dame, die nicht mehr jung schien, ihr weißes Gesicht zeigte ein Welken, wie es der zarten Malmaison in reifer Blüte eigen ist, schalt das Kind heftig:

„Wie kannst du mit solchen Hacharen herum laufen! Das schickt sich nicht für dich. Wenn das dein Papa erfährt“

„Hachare“ — das Wort traf Johannes tief. Seine Kinderseele wandte sich unter diesem Schimpf. „Hachare..“ er senkte den Kopf, „der Vater ja aber die Mutter“

Da fand er seinen Mut wieder. Hob den Kopf und sagte mit einer Haltung, die jedem Freischolzen Ehre gemacht hätte: „Die Mutter war eine Freischolzentochter.“

„Ich glaube gar, das wird noch frech!“ erbotte sich die Dame, riß Susanna vorwärts und redete erregt auf sie ein. Der Knabe war stehengeblieben, warf einen hoch-

mühtigen Blick auf Johannes, der barfuß im Leinenkittel vor ihm stand und fragte ihn:

„Du bist wohl der Haldenjunge, der in unserm Vorwerk das Gnadenbrot ißt?“

„Pfui, Ralf!“ tabelte ihn die Dame. „Guttaten wirfst man nicht vor — kommt, Elinor wird euch suchen!“

Zusanne drehte sich noch einmal nach Johannes um. Mit ihrem frohen Kinderlachen nickte sie ihm zu:

„Wart' ein biß'l — ich komme gleich wieder.“

Dieses Lachen besiegte den Born und die Trauer, die in Johannes aufgestiegen waren. Er sah dem Kinde lange nach. „Wie sie schön ist,“ dachte er, nahm seine Haselgerte vom Boden auf und trieb die Kühe zusammen.

5.

Ein Schritt zur Höhe.

Es war am Morgen des anderen Tages. Johannes hatte seine Bücher zusammengerafft und wollte zur Schule gehen. Wie er durch das breite Thor kam, stand Piontek da draußen und rief ihn an:

„Hör' mal du Range — wenn du noch einmal die gnädigen Herrschaften vom Schloß belästigst, dann zieh' ich dir die Hosen stramm. Verstehst du?“ Er spuckte dabei in die Hand und machte eine bezeichnende Gebärde dazu.

Johannes hatte den Stoc als Erzieher niemals kennen gelernt. Die Mutter hatte die Kinder mit Liebe und gutem Zuspruch gelenkt; der Vater sich gar nicht um sie bekümmert. So empfand Johannes die Drohung Pionteks äußerst peinlich. „Ich bin den Herrschaften nicht in die

Quere gekommen, aber sie mir," gab er trotzig zur Antwort.

„O du gottverfluchter Lämmel du," schrie Piontet mit der Kraft seiner Stimme, die die Rekruten immer geduckt hatte.

„Das Donnerwetter soll in dich fahren, du Malefizkerl, du! Na warte . . . zu Mittag . . .“

Das übrige verlor sich dem Gehör Johannes', der so rasch wie möglich davon gegangen war. Mit großer Unruhe saß er heut in der Klasse; Bangigkeit und Furcht stand auf dem Grunde seiner Seele. Bald wünschte er den Unterricht beendet, bald sehnte er eine Verlängerung herbei, die die gefürchtete Auseinandersetzung hinaus schob.

Aber es ging alles seinen gewohnten Gang und als er Schlag ein Uhr zu Hause anlangte, biß er die Zähne zusammen und krampfte die Hände ineinander in bebender Furcht vor entehrenden Schlägen.

Aber es kam doch anders. Das gefürchtete Unwetter war vorüber gezogen, ohne sich zu entladen. Ursache davon war der Befehl des Majors, der den Knaben ins Schloß rief.

Dieser Gang wurde Johannes sehr sauer. Er hatte keine Furcht wegen der Szene von gestern. Er wollte dem Major alles fein säuberlich erzählen wie es gewesen war; aber der Major selbst flößte ihm Unruhe ein.

Wissend, daß nichts in der Welt ihn vor dieser unbehaglichen Begegnung bewahren könne, zwang er alle Unruhe tapfer nieder, wusch sich in der Regentonnen, die im Hofe stand, die Füße sauber ab, bürstete den grauleinenen Kittel und ärgerte sich das erstemal darüber,

daß die Ärmel zu kurz und der Rock zu eng war. Das grobe Hemd wollte auch nicht mehr recht passen. Er bekam es mit dem besten Willen nicht zusammen. Es ließ eine Spanne seiner braunen gewölbten Brust frei.

In Gottes Namen ging er dann den saueren Weg. Sauer in mancherlei Beziehung. Dieses Kind der Halbe hatte keine Ahnung von den Formen, die die höhere Bildung dem Menschen im gegenseitigen Verkehr auferlegt. Er wußte nicht, wie er den gefürchteten Herrn ansprechen sollte. Er sann und sann darüber nach, während er über die Felder nach dem Herrenhause ging, und glaubte endlich gefunden zu haben was er suchte. In einem alten Kalender hatte er kürzlich die Anrede gelesen, mit der ein Gärtner Napoleon I. in einer kleinen Stadt empfangen hatte; sie fing mit den Worten an:

„Erhabener hoher mächtiger Herr — —“

Das schien ihm passend und die Freude darüber nahm ihm alle Bangigkeit; oder war es die Herrlichkeit des Sommers, die den Druck von seiner Seele genommen.

Der Tag war heiß, der Himmel blau. Die Erde bunt im Sommerregen. Es lag ein Lachen in der Welt, das sieghaft Besitz nahm von dem jungen Leben, das da so einsam durch die Fluren ging. Eine wunderbare Wohligkeit durchströmte die Adern des Knaben. Er vergaß den Major, vergaß die sorgsam ausgedachte Rede an ihm. Horchte hier und dort hin den Stimmen der Natur, die hier so ganz andere Dinge erzählten als oben auf der Halbe. Er kam durch den Wald und betrat das erstemal in seinem Leben einen Park. Einen wohlgepflegten Park, mit Götterbildern, mit glitzernden Wasser-

windungen, kunstvollen Brückchen, seltenen Bäumen, mit Blumen und Kies bestreuten Wegen. Seine entzückten Augen saugten sich fest an nie geschauter Herrlichkeit. Vorsichtig und scheu ging er auf den sauberen, Wegen, jeden raschen, lauten Schritt vermeidend, als fürchte er den Zauber zu stören, der rundum ausgebreitet lag.

Wie flüssiges Erz flutete das Sonnenlicht durch das Grün der Bäume und lag brennend auf den blanken Wegen. Nur das Summen der Bienen und Mücken, der bunten Sommerfliegen — sonst kein Laut rundum. Da auf einmal klingt der Ruf der Goldamsel klagend in den Sommerrieden:

„Tiu — tiu — tiu —“

Das erstemal in seinem Leben hörte Johannes diesen Vogelruf. Aber er kennt ihn aus den Zaubermärchen „Tausendundeine Nacht!“ Wie gebannt lauscht er den schwermütigen Tönen. „Tiu — tiu — tiu —“ Aus den Baumwipfeln löst sich ein goldener Strahl und fällt sternschnuppenartig in ein Gebüsch dunkler Tannen.

„Tiu — tiu —“ klingt es von neuem.

Komm — komm! hört Johannes aus dem Vogelruf. Er läuft ihm nach, zerteilt die dunklen Tannen und — steht und schaut wie ein Verzückter. In einer Hängematte liegt ein schlafend Kind. Die blonden Haare umrahmen das rosige Gesicht, die langen Wimpern werfen goldige Linien auf die runden Wangen, der Mund lächelt wie er gelächelt auf der Wiese als er ihm rief: „Ich komme bald wieder.“ Leise atmet das Kind. Ein bauschiges Kleidchen umspielt es wie mit lichten Wolken. Zwei Achselschleifen umflattern es wie Flügel.

Johannes nahm die Mühe ab, feierliches Bangen durchströmte ihn wie in einer Kirche. Andächtig schaut er auf das Kind, schaut auf das Händchen, das herab hängt. Ein weißes süßes Kinderhändchen, geschmückt mit einem gelben Ringelein.

„Tiu — tiu—“ flötete der Pirol und Johannes hört diesmal ein „schau — schau!“ heraus. Er kann nicht anders, von fremder Macht geschoben kniet er vor dem Kinde nieder und drückt seine Lippen auf das weiße Händchen; inbrünstig fromm, wie er daheim das Jesulein geküßt, das zur Weihnachtszeit im Krippelein lag.

In diese Feiertagsstimmung wetterte plötzlich jemand grob:

„Hundsfort vermaledeiter, was hast du hier im Part zu suchen!“

Erschrocken fuhr Johannes auf und herum. Er sah dem Gärtner in das drohende Gesicht.

„Zum gnä- gnädigen Herrn wvwoollte ich. Stotterte er in seinem Schreck und hielt beide Hände in instinktiver Abwehr vor sich hin.

„Zum gnädigen Herrn? — ja, zum gnädigen Herrn — ist akkurat der richtige Weg dahin! Du Tagedieb, du Sachare du — —“ schalt der Gärtner erbost.

Johannes schoß das Blut zu Kopfe im Bewußtsein seiner Unschuld, und seine Hände ballten sich:

„Ich bin kein Sachare,“ wehrte er sich.

„Kein Sachare?“ rief der Gärtner mit unterdrückter Stimme, um das schlafende Kind nicht zu wecken. „Willst du es etwa leugnen, daß du dem Kinde da den Ring stehlen wolltest? He!“

Von der Wegseite fiel ein Schatten in das Buschwerk.

Der Major in leichtem Hausanzuge trat ein. Sein Blick fiel auf das schlafende Kind und dann im auffallenden Borne auf Johannes und den Gärtner.

Der Gärtner zuckte zusammen und krümmte den Rücken in Untertänigkeit. „Halten zu Gnaden, gnädiger Herr — stehlen hat er wollen, der Bengel da. Ich hab ihn ertappt, wie er dem gnädigen Frailein den Ring vom Finger ziehen wollte.“

Mit gewohnter Schnelligkeit blitzte das Auge des Majors hin und her — und dieser stahlscharfe Blick wurde milder, als er auf des Kindes Händchen haften blieb. Er strich sich das glatte Kinn.

„— — stehlen wollte er? so — stehlen, den Ring da — —“ er lächelte; die Wertlosigkeit dieses Ringleins konnte nur Begierde überschätzen. Begierig aber sah der Knabe nicht aus. „Was wolltest du hier? Wie kommst du in den Park?“ fragte er Johannes streng.

Der Knabe konnte sich dieser imponierenden Manneswürde nicht entziehen. Schüchtern erzählte er, was ihn in den Park geführt.

Major von Gröve hatte Menschenkenntnis genug, um zu sehen, daß Johannes die Wahrheit sprach. Sinnend ruhte sein Auge auf dem Knaben, dessen ganzer Besitz aus ein paar Fezen grober Leinwand bestand. Was aber diese Leinwand deckte, war gesundes aufblühendes Menschentum, und was aus den hellen Augen zu ihm sprach, war Ehrlichkeit und Intelligenz. Das also war der Schützling, den man ihm aufgezwungen? nicht übel — wahrhaftig! aus solchem Stoffe wurden Männer. Es regte sich in ihm ein lebhaftes Interesse für den Knaben, der so schlicht und so vernünftig vor ihm

stand. Bedeutend milder fragte er: „Du mir also wolltest du?“

„Ja.“

„Nun, dann komm!“ und zum Gärtner, der ver-
bissen dem Gange der Unterredung gefolgt war, sagte er:

„Ruf die Restka zu dem Kinde!“

Johannes folgte dem Major wie betäubt. Mit tau-
send Wundern stahlen sich nie geschaute Herrlichkeiten
in seinen Blick und belebten seine Phantasie, reizten
sein Wünschen. Niemals hatte er seine tiefe Armut so
stark empfunden als in dieser Umwelt voll Geschmack
und Glanz. Dieser wohlgepflegte, in Duft und Farben
schimmernde Park, dieses weiße Schloßchen, in dessen
blanken Fenstern die Sonne spiegelte, diese Treppen
von Marmor, auf denen weiche Teppiche schalldämpfend
lagen, und alles was sonst noch zum gediegenen, vor-
nehmen Haushalt gehört, fesselte und packte ihn. Der
Major winkte ihn in sein Arbeitszimmer. Hier war
alles streng einfach. An den Wänden hingen dunkle
Bilder aus dem Sportsleben; von guten Meistern. Auf
dem Schreibtisch stand das Bild einer schönen Frau. Es
zeigte die frühverstorbene Gemahlin des Majors. Sie
stammte aus oberschlesischem Adel und hatte ihrem
Manne zwei Kinder hinterlassen, Ralf und Susanne;
die von einer entfernten Verwandten bemuttert wurden.

Herr von Gröve ließ sich in den mit rotem Leder be-
zogenen Klubstuhl fallen und winkte Johannes, der
scheu an der Tür stehen geblieben war, näher heran.

„Du also bist der Knabe, der bei meinem Wirtschafter

untergebracht worden ist — —“ fing er an, und ließ sich von Johannes alles erzählen, was Bezug hatte auf sein Leben. So erfuhr er die tiefste Not dieses Kindes, das die Bravheit eines schlichten Weibes vor dem Verderben bewahrt; erfuhr das Ringen nach höherem Lebensziel, das Johannes befeelte.

Er nickte oft zu der Erzählung des Knaben, notierte dies und jenes auf seinem Block und fragte, als Johannes tief aufatmend geendet hatte — „was möchtest du denn werden — hättest du Lust zum Militär zu gehen? — als Anwärter hättest du bei Fleiß und ordentlicher Führung gute Ausichten für die Zukunft.“

Johannes wußte nichts von der Laufbahn eines Militäranwärters. Das nie gehörte Wort verwirrte ihn.

„Bergmann möcht ich werden,“ sagte er schüchtern, „am liebsten Steiger!“

Er sagte das so ehrfürchtig wie andere Kinder „Kaiser“ werden wollen.

Der Major lächelte. „Ja, die schwarze Mutter läßt ihre Kinder nicht locker,“ sagte er zu Johannes. „Nun, das Ziel kannst du erreichen, wenn du brav und fleißig bist. Ich will mich deiner soweit annehmen wie möglich.“ Er warf einen Blick über die dürftige Kleidung des Knaben. „Fürs erste soll Piontek dir Stiefel und einen ordentlichen Anzug machen lassen, dann sollst du den Unterricht meines Sohnes teilen. Ich werde mit Piontek reden, aber eines bitte ich mir aus, im Parke wird nicht herumgestrolcht; ich liebe das nicht!“

Eine Handbewegung zeigte Johannes, daß er entlassen sei. Er ging, nein er flog über die mit Teppichen belegten Stufen, ohne rechts und links zu sehen. Hatte

er dem Major gedankt für seine Güte? Er wußte es nicht. Seine Brust war voller Glück. Die Erlebnisse der letzten Stunden wogten wie ein Chaos durch sein Gehirn. Aber hell und deutlich hob sich aus dem Gewoge unklarer Empfindungen zuletzt das Bewußtsein „ich bekomme einen neuen Rock und neue Stiefel!“

„Kleider machen Leute — —“ das mußte auch Piontek zugeben, als er Johannes das erstemal im dunklen Anzug und blanken Stiefeln vor sich sah. Der Wirtschafter saß rauchend auf der Bank vor dem Hause, als Johannes sich ihm präsentierte.

Er nahm die Pfeife aus dem Munde, zwinkerte mit den Augen und sagte:

„Donnerwetter, gut schaust aus! nun wird wohl der Hochmutsteufel kommen! nu wird man wohl ‚Sie‘ zu dir sagen müssen, was?“

Johannes, der glühend rot geworden war, schüttelte nur den Kopf. Reden konnte er nicht, so bewegt war er.

Piontek musterte ihn noch immer. „Ja, ja,“ hub er dann an, „du bist ins Volle gekommen, wie die Made zum Speck. Unserens hats nicht so gut gehabt, wie ihr Buren von heut. Wenn ich denke, wie mühselig für uns die Schule war — — eine Stunde laufen, auf Wegen — nicht zum Lachen, und wenn so die Regenzeit kam — — wenn es so schüttete wie mit Rannen — — ui jeh — — die Mädels — — die Schube in der Hand, die Röcke überm Kopf — — das war ein Spaß — — —“

Er lachte so laut auf, in der Rückerinnerung an solche Schulgänge, daß ihm die Pfeife zu Boden fiel. Die

alte Julka, die mit vergnügtem Lächeln zugehört hatte, hob sie ihm auf und sagte neckend:

„Gefallen hat's Euch aber, was?“

Johannes schrieb noch denselben Tag an seinen Bruder, der in Krakau in einem geistlichen Seminar untergebracht war, von dem Glück das ihm geworden. Und vergaß dabei nicht den neuen Anzug und die neuen Stiefel ausführlich zu beschreiben.

Major von Gröve hatte nicht ganz selbstlos gehandelt, als er Johannes an dem Unterricht seines Sohnes teilnehmen ließ. Ralf war ein schlechter Schüler, und von Gröve hoffte seinen Ehrgeiz zu wecken, wenn er ihm einen Mitschüler gab.

Johannes besaß ein gutes Gedächtnis, leichte Auffassung und einen Wissensdurst, der über das übliche Maß hinaus ging. Er hatte in der Volksschule eine gute Grundlage erhalten, war aber in seinen Kenntnissen doch hinter dem zwölfjährigen Ralf zurück. Das stachelte seinen Ehrgeiz ungeheuer. Jede freie Minute benutzte er zum Lernen. Oft lag er nachts auf seinem Lager wach, schwierigen Lehrsäzen nachsinnend; wenn ihm dann blikartig das Verstehen kam, dehnte sich seine Brust und unsägliches Lustgefühl ließ seine Pulse beben. Da wurde ihm gar oft das arme Lager zu heiß. Er sprang auf und kühlte im Wirtschaftsteiche die brennenden Glieder — oder er rannte wie ein junges Füllen über die Weide, bis er ermüdet irgendwo auf hartem Grase niederfiel und einschlief. Geheimnisvoll webte das Leben um ihn in diesen heißen trockenen Sommernächten. Es kicherte hier, wisperte dort, lachte, schluchzte in ge-

steigerter Sinnenlust, schlich paarweise durch die dunklen Kiefernstämme. Er sah und hörte nichts davon. Vor seinen Augen stand nur ein Ziel, das ihn gleißend lockte. Er war in diesen Zeiten ein Müßiggänger in der Wirtschaft, und ließ es ruhig geschehen, daß der lange Rutscher und dessen Mutter Julka ihm die Arbeit im Hofe — für ein Vergeltsgott — abnahmen.

„Ich glaube, der gnädige Herr wirft sein Geld zum Fenster hinaus,“ dachte Piontek, wenn Johannes so gleichgültig auf die Hofarbeiten sah. Er hielt nicht viel von geistiger Arbeit.

Hochmütig nannten den Johannes seine ehemaligen Kameraden, weil sie ihn nicht mehr verstanden. Sie gingen ihm aus dem Wege. Er blieb einsam wie die fremde Henne auf dem Hühnerhofe. Er schloß auch mit Ralf nicht die übliche Freundschaft, die sich in ähnlichen Lebensfällen vorübergehend einstellt. Er hatte Ralf jenes wegwerfende: „Ach, das ist ja der Haldenjunge, der auf unserem Vorwerk das Gnadenbrot isst,“ nicht vergessen und hielt sich auch dann von ihm zurück, wenn Ralf ihn zu irgend einem Vergnügen, wie es Knaben besonders lieben, zum Fischen, Kaninchenfang, Spazenschießen usw., einlud.

Ralf war tatsächlich ein schlechter Schüler. Er wollte nicht lernen. „Is' ja alles Unsinn, Ballast, erklärte er mit frühreifem Urteil. Nur die lebenden Sprachen interessierten ihn; im übrigen bestand seine Stärke im Gesichter schneiden, in der karikierten Wiedergabe jeder Persönlichkeit weiß Standes sie auch war. Ein Farenmacher und Humorist, der selbst seinen pedantischen

Lehrer und die ernste Hausdame, Frau Lindner, zum Lachen reizte.

Woher der Junge das nur hat, fragte sich sein Vater oft bekümmert. In seiner Familie herrschte durch Generationen hindurch das Soldatenblut vor. Manchmal klagte er seinen Kummer der treuen Hausgefährtin, die nach schweren Ehejahren Zuflucht im Hause des Majors gefunden hatte, und seinen Kindern eine wahre Mutter war.

„Man soll den Menschen nicht in eine fremde Jacke zwingen,“ erwiderte die kluge Frau auf seine Klagen. „Lassen Sie den Jungen doch Schauspieler werden!“ unsere Zeit findet in jedem Beruf Goldkörner!“

„Das sind ja alles Torheiten!“ gab der Major gallig und abweisend zurück. Für ihn gab es nur dort eine Zukunft, wo Arbeit gepaart mit strenger Disziplin die Wege ebnete. Davon ließ er sich nichts abhandeln.

6.

Schlimme Saat.

Über all dem neuen, das in sein Leben getreten, hatte Johannes den tiefen Eindruck nicht vergessen, den die kleine Susanne auf ihn gemacht. So oft er durch den Park ging, der längst seine Wunder für ihn verloren hatte und wie ein gewohntes seine Sinne umfing, sah er nach dem Rinde aus. Er hoffte auf das Versprechen: „Warte ein biß'l, ich komm gleich wieder!“ aber vergeblich. Sie kam nie auf die Wiese, so oft er auch im Grase lag und klopfenden Herzens nach dem Walde sah.

Nur ganz von weitem erblickte er sie manchmal, wenn sie mit anderen Kindern im Parke spielte. Von Ralf wußte er, daß die Dame mit dem weißen Gesicht und dem roten Schirm seine Tante war, daß sie Witwe und sehr reich sei, daß ihr einziges Töchterchen, Elinor, um vieles älter war als seine Schwester Susanne. Und daß das wilde Kind neulich mit Ziegenböcken in den Gartensaal des Schloßchens gefahren war.

So ging der Herbst, der Winter vorüber. Der Todestag der Eltern jährte sich zum dritten Male als Johannes einen Brief von Stephan aus Krakau erhielt.

„— — — ich komme zu den großen Ferien nach Rattowiß, zum Lehrer Rosinski zum Besuch. Sein Sohn studiert auch Geistlich. Wenn du Zeit hast, besuche mich doch.“

Das war der wesentliche Inhalt des Briefes. Johannes freute sich auf den Bruder. Er hatte ihn seit dem Begräbnistage der Eltern nicht mehr gesehen. Auch geschrieben hatten sich die Brüder nur selten, denn Porto, Papier und Tinte kosteten Geld. Auch die kleine Wiki besuchte Johannes nicht oft; obgleich sie nur zwei Stunden weit von ihm lebte. Aber die Zeit rollte, und die Zeit gehörte nur zur Hälfte ihm. Er mußte sparsam umgehen mit der Zeit.

Es war ein schöner trockener Herbsttag als Johannes in die Stadt ging den Bruder zu besuchen. Er war lange nicht dagewesen, und stieß Schritt für Schritt auf neues Wachstum.

Überall wurde gebaut, überall standen Ruinen von eingerissenen alten Häusern, überall kribbelte es von Arbeitern beiderlei Geschlechts. In ständigen Schwaden

zog der Hüttenrauch über die Stadt und verdarb die reine Luft. Bis dicht an die Grenzen der Werke hatte sich die Stadt erweitert. Im Halbkreis wurde sie umsäumt von düsteren Teichen, Halben, Fördertürmen und Schächten. Der Wald war weit zurückgetreten und stand stumm und dunkel. Ergebungsvoll ließ er die giftigen Dämpfe der Blei- und Zinkhütten über sich hinweggehen. Er konnte es nicht wehren, daß sie an seinem Marke zehrten und sein Herzblut vergifteten.

Johannes blieb oft stehen. Seine Augen nahmen das Bild der werdenden Stadt mit dem lebhaften Interesse der Jugend auf. Wie war das alles so anders geworden, seid er das Haldenhaus verlassen! Diese hohen Häuser, diese glänzenden Auslagen, diese breiten Straßen dort, wo der Schulze Troll noch vor wenig Jahren seine Gänse und Schweine hütete, hoben sich jetzt die Fundamente eines Riesenbaues aus der Erde.

Dem Jungen schwoll das Herz. Etwas von der ringenden Kraft da unten wohnte in seiner Seele, er fühlte sich der Stadt verwandt, die nur auf eigenes Können angewiesen, wuchs und wuchs.

Auf den nahen Gruben öffneten sich die Tore und ein Strom verruhter Menschen flutete heraus. Andere wieder strebten mit blassen Gesichtern und offenen, brennenden Lampen der Grubeneinfahrt zu. Es war Schichtwechsel und alle Straßen, alle Gäßchen belebt von hastenden Menschen. Nahe dem Ringe staute sich der Menschenstrom um einen Mann, der mit dröhnender Stimme auf das Volk einsprach. Hoch ragte er über die stauende, verwirrte Menschenmasse, die sich durch Zurufe, durch Kopfschütteln, durch leise und laute Rede untereinander

zu der seltsamen Predigt des fremden Mannes äußerte. Immer dichter wurde der Kreis, immer flammender die Worte des Mannes, der wohl auf einer Bank oder Tonne stand und heftig gestikulirte. Johannes trat neugierig näher, blieb stehen und lauschte verwundert den aufregenden Worten:

„Und ich sage es euch, diese rasch wachsende Stadt spricht deutlich genug von der Macht, die euch erdrücken will. Verstehet nur die Weise, die sie euch zuruft: „Sehet die Kraft der deutschen Männer, die mich wachsen läßt nach allen Seiten! die niederreißt, was ihr im Wege liegt! die den Fuß auf alles setzt, was schwach und klein ist! Wo sind die Hütten, in denen eure Wiege gestanden? wo der Birnbaum, der sich schützend über eure Heiligen gewölbt! Wo sind eure Äcker?

Sehet dort die Werke vor der Stadt! Dicken Spinnen gleich, lauern sie in ihren Netzen von Feuer, Gift und Ruß gewoben, auf das Mark friedlicher Bauern! Totenköpfe grinsen euch von euren Äckern entgegen und mahnen euch daran, wie der Knochenmann die Sense ständig über euren Köpfen schwingt, auf daß ihr euch nie wieder harmlos freuen könnt wie einst. Sehet die Glut der Hüttenfeuer, des flüssigen Erzes nach eurer Jugend langen, euch das Blut vergiftend und ausaugend wie Vampire! Versunken sind eure Hütten in den Schoß der schwarzen Mutter. Welch einer Mutter! Feuer lodert aus ihren Augen, rissig ist ihre Haut, unfruchtbar ihr Leib! dem Moloch gleich frißt sie die eigenen Kinder.

O Brüder, Schwestern, wacht auf, erhebet euch aus eurer trägen Ruhe; wehrt euch gegen die deutsche Macht!

Wir, eure Brüder jenseits der Grenze, wollen euch stützen, führen, helfen — — —“

Johannes hörte wie ein Träumender zu. Der Sinn der Rede ging dem Jüngling, der von sozialen und politischen Lebensfragen keine Ahnung hatte, zum Teil verloren. Aber er empfand doch das aufreizende, das zum Ausdruck kam, den Haß, der unter das Volk geschleudert wurde, von fremder Zunge. Unwillkürlich sah er sich nach einem Polizeimann um. Er sah keinen. Die Menschenmenge wurde immer dichter. Ein Murmeln, Stauen und Rufen ging wie eine Welle durch das Volk; in scharfer Brandung ausklingend, an der Peripherie des Kreises. Hier kam es zu heftigen Debatten. Hitzige Streiter für und wieder die gehörte Rede suchten mit Faust und Messer ihrer Meinung Geltung zu verschaffen. Der Lärm brauste auf, schwoh an, erstickte die Stimme des Aufwieglers, die sich in heiseren Tönen überschlug. Hier lagen sich ein paar Hacharen in den Haaren, dort schrie ein Weib, ein Kind erschrocken auf. Die entfesselten Leidenschaften der Menschen griffen um sich, wie springendes Feuer. Jetzt kam auch die Polizei.

Johannes, dem die Sache sehr widerlich erschien, wandte sich zum Gehen, als eine Stimme an sein Ohr schlug, die ihn stutzig machte:

„— — — Recht hat er, sprach diese junge im Bruch befindliche Stimme, dumm seid ihr, von den deutschen Männern läßt ihr euch ausaugen — — —“

Es tippte dem jugendlichen Eiferer jemand auf die Schulter, er wandte sich zornig um und rief überrascht und verlegen:

„Johannes du?“

„Ja ich,“ gab der Bruder kurz zur Antwort:

So groß war noch heute die Autorität des älteren Bruders, daß ihm der jüngere willig folgte. Schweigend gingen sie zur Stadt hinaus, und Stephan fühlte dieselbe Pein in diesem Augenblicke, die ihn immer im Kloster befiel, wenn Pater Mansuettas unzufrieden mit ihm war.

Endlich, als Stadt und Menschen weit zurück geblieben waren, stand Johannes still, holte tief Atem und fragte den Bruder:

„Wie kommst du zu deinen sonderbaren Reden, was soll das alles heißen, sprich!“

Stephan, hoch aufgeschossen, schlank, blaß, schielte den Bruder verlegen an.

„Was ist dabei,“ verteidigte er sich, „der Mann ist von einem Sokol aus Galizien. Dort sprechen sie noch ganz andere Dinge.“

„Woher weißt du das alles?“ fragte Johannes verwundert.

„Ich, nun ich hab das alles von meinen Freunden. Die sagen auch, daß die Deutschen Leuteschinder sind und — — —“

Da brauste Johannes auf. „Und du hörst dir das an? Hast du vergessen, daß unser erstes Beten deutsch war, vergessen, daß unsere Mutter deutsch gesprochen —“

Stephan, der erst trotzig geblickt hatte, begriff nun doch den Ernst des Augenblickes. Tränen traten in seine Augen.

„Ich weiß nicht was ich tun soll!“ stammelte er, „hier reden sie so und in Krakau so. Wenn man die Polnischen hört, so haben die Polnischen recht, und

wenn man hierher hört, schwört man auf die Deutschen — wie soll man da das rechte finden.“

„Sieh nicht rechts und nicht links,“ belehrte ihn der Bruder. „Schau gerade aus, immer nur auf dein Ziel. Werde ein guter Priester und — bleib brav.“

Stephan behagte die Ermahnung des älteren Bruders nicht sehr. „Du siehst alles so dunkel an, so ernst wie du selbst bist; es ist doch manches nur Spaß. Wenn man mit dem „Volke spricht, muß man derb sein, sonst wird man nicht verstanden,“ schloß er altklug.

Johannes, der ahnungslos an dem Strudel vorübergegangen war, der anfing, die Rechtsbegriffe im Volke zu verwirren, atmete auf, als er den Bruder so nachgiebig sah.

„Es ist unrecht, solche Heßer zu hören,“ sagte er tadelnd.

Sein verweisender Ton erregte Stephans leicht entzündliches Blut.

„Du doch nicht so, es gehen noch andere Leute zu den Sokols als ich, der junge Gröve ist auch immer dabei. Ein paar Seminaristen haben es mir erzählt.“

Johannes blieb betroffen stehen. „Ralf von Gröve?“ fragte er. „Hast du dich nicht verhört?“

„Nein, er ist der Faxenmacher in den Vereinen.“

Da wurde Johannes ganz still. Eine Frage fing an in seinem Gehirn zu wachsen und ihn zu quälen:

„Weiß der Major etwas davon, und darf ich dazu schweigen?“

„Was macht Viki?“ fragte Stephan klug das Thema wechselnd. Johannes fuhr wie aus tiefem Traume auf, „oh es geht ihr gut,“ und dann brach doch die Liebe

für die Schwester durch und er erzählte, was er von ihr wußte. Viel war es nicht, weil er sie ja nur selten sah. Aber alles war gut. „Sie hat noch immer die graue Fliegenpuppe,“ schloß er, und es ging die Erinnerung mit goldenem Schein durch seine Seele; verklärte den Morgen seines Lebens. Er plauderte mit Stephan von den wenigen glücklichen Stunden ihrer Kindertage, redete von der Mutter, als ob sie noch lebe, von Piontek und vielen anderen. Darüber war es ganz dunkel geworden, sie befanden sich weit von der Stadt und trennten sich. Jeder ging seinen Weg, Johannes in das Vorwerk und Stephan in die Stadt zurück.

Als Johannes noch einmal von der Höhe des Weges zurück sah, war die Gestalt des Bruders in dem brauenden Nebel, der alle Konturen verwischt hatte, verschwunden.

Der Major war wütend. Ein vertrauliches Schreiben vom Polizeihauptmann machte ihn darauf aufmerksam, daß sein Sohn sich einer verbotenen Schülerverbindung angeschlossen habe und viel in dem Sokol (Falke) verkehre. „Leider entsprächen diese politischen Turnvereine nicht ihrem Firmenschild. Der Geist der Rebellion lebe in diesen Kreisen. Er sei Gift für unreife Geschöpfe, weil er die Phantasie zu packen wisse — usw.“

v. Gröve wollte nicht glauben, was da schwarz auf weiß vor ihm lag. Seine Stirn zog sich in böse Falten, die stahlblauen Augen blickten finster. „Es muß ein Irrtum sein,“ flüsterte er vor sich hin und schellte seinem Diener.

„Rufen Sie mir meinen Sohn,“ befahl er.

Dann ging er mit aufgeregten Schritten auf und ab. Sein Soldatenherz konnte, wollte nicht glauben!

Ralf kam mit der sonnigen Miene der Unbefangtheit. Schlank in jeder Linie, jede Bewegung den Stand verratend, in dem er geboren worden, zeigte er ein freies, gewandtes Auftreten, das ihn über seine Jahre hob. Nur ein sehr feiner Menschenkenner hätte in diesem frischen, rosigen Gesichte Zeichen gefunden, die auf verbotene Freuden wiesen.

Sein Vater war dieser Menschenkenner nicht. Wenigstens nicht seinem Kinde gegenüber. Wenn Ralf ihn, wie eben jetzt wieder, mit den dunklen Blicken ansah, entwaffnete er den größten Horn des Vaters. Diese Augen! So hatte ihn sein Weib, seine Maria, angeblickt, wenn er ihr böse war. So fragend, so harmlos süß. Er konnte diesen Blick des Knaben auch heute nicht ertragen. Schweigend reichte er ihm das Schreiben des Polizeihauptmanns.

Ralf verfärbte sich. Rasch überflog er die Zeilen.

„Wenn sich die Leute doch lieber um sich selbst kümmern möchten,“ sagte er trozig.

Es flog ein Schatten über das Gesicht des Majors. Er wandte sich dem Sohne zu und blieb dicht vor ihm stehen. „Also doch wahr! was soll ich nun mit dir tun, du — — —“ drohend bohrten sich seine Augen in die dunklen des Sohnes. Er sah da auf dem Grunde der schwarzen Iris ein Flimmern heißer Leidenschaft und wandte sich schweigend ab.

Erregt und gedankenvoll schritt er im Zimmer auf und ab. Sah auf das Bild der toten Frau, das auf seinem Schreibtisch stand. „Sei gut mit den Kindern,“

Marias letzte Worte wurden ihm lebendig. Sie selbst erstand ihm, blaß, im weißen Kissen. Das reiche Haar umflutete in goldenen Wellen die blutlosen Wangen, die brechenden Augen — — Er trat ans Fenster und sah im nie vergessenen Leide hinaus in den Park. „Im Herbst, just an so sonnenhellem klarem Tage hatte sie ihn verlassen.“

Ralf verfolgte den Vater mit forschenden Blicken. Auf der weißen Kinderstirn stand trohige Auflehnung. Sie war ihm unerwartet gekommen, diese Auseinandersetzung. Aber nicht unbequem. Er freute sich der Gelegenheit, eine Sache mit seinem Vater besprechen zu können, die ihm selbst sehr am Herzen lag.

„Wir haben in den Versammlungen nichts Ehrenrühriges getan.“ Sagte er ohne Reue. „Wir haben Theater gespielt, ich habe die humoristischen Rollen übernommen. Das ist alles!“ Furchtlos blickte er den Vater an.

Der Major sah starr und unglücklich auf seinen Sohn:

„Du, der Sohn eines alten Soldaten, der drei Kriege mitgemacht hat, ein Hansnarr im polnischen Lager, pfui!“

Er wandte sich ab und trat wieder an das Fenster.

Da wallte das Jünglingsblut heiß auf und färbte Stirn und Wangen mit tiefem Rot.

„Kunst hat mit Narrenpöffen nichts gemein!“ erwiderte er trohig.

„Kunst — —“ höhnte der Major, und ließ einen raschen verächtlichen Blick über ihn gleiten. „Kunst, die euch in polnische Spelunken treibt, euch eurer Pflichten

abwendig macht, erst lerne etwas, mach dein Abiturium, dann reden wir weiter.“

Auch sein Blut glühte, aber der Soldat in ihm wußte es zu meistern.

„Ich bin alt genug, heut schon darüber urteilen zu können,“ gab Ralf mit dem Troß und dem Selbstbewußtsein seiner sechzehn Jahre zur Antwort. Mit einem halben Blick auf den Vater, der wieder im Zimmer auf und nieder schritt, setzte er hinzu:

„Je früher man der Stimme seines Genius Gehör gibt, um so schneller führt er uns zur Höhe! Vater!“ hier wurde seine Stimme leidenschaftlich flehend. Die Glut eines bewußten, starken Talentes lohete darin auf, „Vater, ich kann nur eins im Leben werden, laß mich zur Bühne gehen!“

Eine Weile war es totenstill im Zimmer, nur das Pochen des Bohrwurmes, der irgendwo bei der Arbeit war, belebte die tiefe Ruhe. Vater und Sohn standen sich gegenüber und maßen sich wie zwei Fechter. Langsam wandelte sich der Ausdruck in den hellen Falken-
augen des Majors und tiefer Kummer sah daraus dem Sohne entgegen.

„Also mein einziger Sohn will Schauspieler werden! will dem Zufallsleben in die Arme sinken, hast du denn eine Ahnung von den Dornen, die auf solchem Wege liegen? Ich als Vater,“ hier hob sich seine Stimme zur gewohnten Festigkeit, „ich darf es nicht zugeben, daß du einen Beruf ergreifst — —“

Ein leichtes Klopfen an der Thür störte seine Rede, im nächsten Augenblick stand Frau von Merten, seine Schwägerin, im Zimmer. Sie glich in nichts seiner

töten Frau. Nur ein Zug um Stirn und Mund erinnerte an sie.

Frau von Merten ließ ihre spizen dunklen Blicke rasch zwischen Vater und Sohn hin und her gehen. Mit feinem Verständnis erkannte sie die Situation und fragte mit leichter Ironie:

„Ich störe wohl?“

Nur sekundenlang überwog der Ärger über ihr unliebsames Erscheinen die Ritterlichkeit des Majors.

„Bleib nur,“ bat er dann beherrscht! „Ärger mit seinem Kinde hat wohl jeder einmal. Ralf bummelt, anstatt zu lernen.“

Er holte sein Taschentuch hervor und tupfte damit den Schweiß von seiner Stirn.

„Willst du dich nicht setzen?“ Er schob Frau von Merten einen Sessel hin.

Sie dankte und warf einen prüfenden Blick auf Ralf, der an dem Schreibtisch seines Vaters lehnte. Das volle weiche Haar umwallte sein frisches, glattes Gesicht wie eine Mähne, ein weicher Zug um die schwelenden Lippen stand in schlechtem Verhältnis zu dem Troke seiner Augen.

„Schön ist der Junge, sein Lebensweg wird nicht ohne Fallstrick sein,“ das ging ihr durch den Kopf, und ein Blick auf das Bild der Schwester zeigte ihr die große Ähnlichkeit zwischen Mutter und Sohn.

Eine Ahnung von der Liebe des Vaters gerade zu diesem Kinde stieg in ihr auf. Ja, es war ihr nie gelungen, die Liebe des Majors zu der Toten vergessen zu machen, soviel Mühe sie sich auch gegeben hatte, die verwaiste Stelle der Herrin einzunehmen. Bedauernd

sah sie zu dem Schwager auf, der seine Erregung männlich bekämpfend, im Zimmer auf und nieder schritt.

„Wie stattlich er noch immer war!“ Der Ärger über ihr zerstörtes Wünschen packte sie von neuem und machte sie gallig.

„So ist die Probe mit dem Prügelnaben nicht glücklich?“ fragte sie spitz.

Der Major hielt in seiner Wanderung inne. Zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, ging ihm der Sinn ihrer Frage verloren.

„Prügelnabe, was willst du damit sagen, Schwägerin?“

Ein flüchtiges Rot ging über das welkende Malmaïsongesicht der Baronin.

„Ich meine — — nun — — ich meine — — „sie war doch verlegen, diesen scharfen fragenden Augen hielt sie nicht Stand. Sie klappte ihren Fächer auf, bewegte ihn rasch hin und her und flüsterte: „Es ist sehr heiß hier bei dir Hermann!“

„Das wolltest du doch wohl nicht sagen,“ fragte er kühl. Sie räusperte sich, bewegte heftig ihren Fächer und sagte endlich: „Ich meine — das Zusammenlernen mit dem Hacharenjungen!“

„Ach so — —“ die Antwort hatte er am allerwenigsten erwartet. Er sah eine Weile nachdenklich vor sich hin.

„Du irrst, liebe Sidi,“ sagte er dann ruhig. „In dieser Absicht habe ich den Jungen nicht ins Schloß genommen. Vor so schmäblicher Rolle schützt ihn auch seine Intelligenz. Er ist strebsam und wissensdurstig über das Mittelmaß hinaus. Ich wünschte, Ralf gliche ihm zur Hälfte darin,“ schloß er mit einem Seufzer.

„Plebejer müssen strebsam sein,“ rief Ralf wegwerfend dazwischen. „Ihr Strebertum muß ihnen die Leiter zum Emporklimmen bauen.“

Das Gesicht der Baronin zeigte ein spöttisches Lächeln. „Dem Knaben fehlt die Mutter,“ sagte sie bedeutsam, einen letzten Ansturm auf die Freiheit des Majors wagend.

Er verstand nicht oder wollte nicht verstehen.

„Geh auf dein Zimmer!“ herrschte er Ralf an, „und komme mir drei Tage nicht unter die Augen!“

Es zuckte im Gesicht des Jünglings wie Widerstand, aber er bezwang sich; ließ die Lider über die dunklen Augen fallen und ging trotzig, ohne Gruß aus dem Zimmer.

„Das sind Vaterfreuden!“ versuchte der Major zu scherzen.

Die Baronin hatte ihre Zigarettentafche hervor geholt und steckte sich eine Ruffin an, sie war eine starke Raucherin.

„Ich hab das Ding hier satt,“ fing der Major wieder an. „Wenn ich einen Käufer wüßte, ich schlage den Kram lieber heut als morgen los. Nur fort aus dem schwarzen Lande, in dem ich doch nicht heimisch werde!“

Schwer ließ er sich in seinen Sessel fallen. Sein Gesicht sah kummervoll aus.

Die Baronin horchte auf.

„Wirklich dein Ernst?“ fragte sie lauernd. Eine von den Naturen, die immer scheel auf des Nachbars Schüssel blicken, hatte sie der Schwester das freundliche Gut, das grün und frisch im Kohlenrevier lag, nie gegönnt.

Gierig griff sie die Möglichkeit auf, es doch noch in eigenen Besitz zu bekommen.

„Ja, ich möchte auch der Kinder wegen fort! sie müssen hier ja ganz verkümmern. Weißt du vielleicht einen Käufer?“

Sie nahm die leicht hingeworfene Frage ernst. „Vielleicht,“ gab sie vorsichtig zu. „Ich will einmal mit unserem Direktor Wagner sprechen. Der ist mit allen Hunden gehebt.“

Das war eine Ausflucht. Sie war bereits einig mit sich, das Gut zu kaufen. Die Zeit dafür war günstig. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren zurzeit keine glänzenden. So konnte der Kaufpreis kein sehr hoher sein.

Sie sprach noch an demselben Tage mit Wagner. Der kleine, bewegliche, im Dienst der Industrie ergraute Mann war Feuer und Flamme dafür. „Freilich kaufen wir, erstreckt sich doch sehr wahrscheinlich das Rattowitzer Kohlenlager bis unter die Gröveschen Felder!“

Die Folge dieser Unterredung war ein Angebot an den Major, das im Hinblick auf die schlechten Geschäftsverhältnisse günstig genannt werden konnte. von Gröve besann sich nicht lange. Den Tag, an dem er den Verkaufskontrakt unterzeichnete, strich er rot im Kalender an. Ihm war's, als habe er lästige Fesseln abgestreift; als winkte ihm jetzt die Freiheit. Johannes hatte er das Schulgeld bis zu Ostern gesichert, auch Kost und Wohnung auf dem Vorwerk für ein Jahr. Dann hatte er den begabten Jüngling noch einmal dem Sanitätsrat Holzmann in Erinnerung gebracht, und glaubte sich so nach dieser Seite hin entlastet. Flüchtig nahm er den

Dank seines Schüglings entgegen, wärmer war sein Abschied von Piontek. Dieser erprobte Mann war sein Kriegsgefährte gewesen. Manche gemeinsame Erinnerung schlang ihr Band um diese beiden geraden ehrlichen Menschen. Im Frühjahr übersiedelte von Gröve nach Berlin.

7.

Frühlingszauber.

Für Johannes kam jetzt eine stille, trübe Zeit. Er konnte es sich selbst nicht erklären, warum er so todes-
traurig war, seit seine Schulgänge ins Schloß aufgehört hatten. War doch seine Verbindung mit den Schloß-
bewohnern immer nur eine ganz lose gewesen. Als er von weitem die großen hoch bepacten Frachtwagen sah, die das bewegliche Gut des Majors zur Bahn brachten, war es ihm, als geschehe ihm harter Raub.

Handwerker aller Art verwischten im Schloßchen schnell die letzten Spuren der alten Bewohner, mit Maurer und Zimmermann, Kelle und Kleistertopf, zog ein neuer Geist in das alte Haus. In der Seele des Jünglings aber waren die alten Bilder nicht so leicht zu verwischen. Sie lebten gleich einem duftigen Traume in ihm weiter, dessen Mittelpunkt die kleine Susanne war. Er hatte sie zum Abschied noch einmal gesehen. Ihre kleine weiße Kinderhand hatte sich leicht und zart in seine sehnige Knabenhand gelegt und ihre Augen schienen ihm zu sagen:

„Wart ein bißchen, ich komm bald wieder.“

Trotz allem ging die Zeit rasch, und Ostern stand vor der Thür. Neue Veränderungen warteten auf Johannes. Die Grube langte mit rußigen, schwieligen Armen nach ihm. Das praktische Arbeitsjahr war durchzumachen, ehe er die Bergschule in Tarnowitz besuchen konnte. Es kam ihm selbst wunderbar vor, wenn er hoch oben auf der Halde die kleine Hütte sah, die seine ersten Atemzüge gehört, und wenn er das arme Leben jener Zeit mit den Hoffnungen verglich, die seinem Geiste Flügel liehen. Die Mutter, die würde sich freuen! Dies Denken war vorläufig sein schönster Lohn und sein stärkster Trieb.

Stephan hatte er seit jenem Besuch in Rattowitz nicht mehr gesehen. Die Nachrichten von ihm kamen knapp. „— — ich habe den Priesterrock ausgezogen,“ schrieb er kurz vor Ostern, „ich fühle mich so hoher Gnade nicht würdig. Und dann — — — den Priestern ist das Heiraten verboten.“

Johannes lächelte über diesen Passus. Heiraten,— er dachte gar nicht daran. Im Gegenteil, er wollte einsichtig bleiben, wie Direktor Wagner, der auch nie Zeit zum Freien gefunden hatte. Vor seiner Seele stand nur ein Ziel, das stärker und leuchtender aus dem Zwielicht seiner Denkkraft trat, je klarer sein Wissen wurde. Er hatte die ungeschriebene Geschichte von Oberschlesiens großen Männern kennen gelernt. Da gab es viele, die unter ungünstigen Verhältnissen, getragen vom eisernen Willen, emporgestiegen waren aus der Volkstiefe. Diese Männer waren seine Vorbilder. Ihnen strebte er nach, ohne rechts und links zu schauen. Für dieses Streben litt und kämpfte er, legte er die Freuden der Jugend

auf den Opferaltar der Entfagung. Dieses Streben schob alles in den Hintergrund was bisher in seinem Leben gestanden. Die Geschwister? er fragte nur selten nach ihnen, wußte sie ja gut versorgt. Sein Leben blieb auf den Kreis seiner Umgebung beschränkt, seine Zeit gehörte seiner Arbeit.

Wohl war er ein gerade gewachsener, gesunder, frischer Bursche, dem die Mädchen gern nachsahen, wohl auch durch Blicke und freundliche Worte lockten. Aber sein ernstes stilles Wesen verschüttete den Brunnen ihrer Zutraulichkeit gar leicht. Selangweilt zogen sie sich immer wieder von ihm zurück. Auch die kleine Eva, die immer so zierlich über den Hof schritt. Ihr Haar war flammend wie der Stamm der Kiefer, den die Abendsonne trifft, ihr Auge blau wie der Himmel in klaren stillen Nächten. Um dieses Mädchens willen, das ihn so sehr an Susanna mahnte, saß er gern im Hofe unter dem Gesinde, wenn's Feierabend war. Er freute sich über das klingende Lachen Evas, sprach wohl auch ein Wort mit ihr. Viel wagte er nicht, denn das Mädchen war so still und scheu, tat immer so appart und stolz, daß sie ihm eine kleine Heilige schien. Aber er suchte doch ihre Nähe, ohne die spöttischen Blicke zu bemerken, die ihm aus den Augen der Burschen folgten. Gewohnt, all sein Empfinden und Denken möglichst auf einen Punkt zu führen, ging ihm das Nebensächliche seiner Umwelt verloren. Ostern war da. Man spürte schon die heilige Zeit an den guten Gerüchen, die aus der Vorwerksküche strömten, an der rührigen Arbeit in Haus und Hof, an der Frühlingswäsche, die sich auf alles erstreckte, was Wasser vertrug. Blicblank wurde alles unter Julkas alten Augen. Nur die Scheuer,

die den Hof nach Süden zu abschloß, blieb unberührt. Wie ein vergessenes Urwaldhaus stand sie da, blank und tief mit weit auslaufendem Flugdach, das seine schützenden Flügel rechts und links noch über zwei kleine Ställe breitete. Wenn die alte Julka in dem breiten Tore dieser Scheuer saß, dürr und braun von Arbeit, Alter und Leid, dann glich sie der Vorstellung, die sich das Mittelalter von der Buhlin des Teufels gemacht. Here — hieß sie auch heute noch im Volk. Sie lachte dazu verschämt und schüchtern, wie sie damals gelacht, als man sie Herlein — rief. Damals, als die Burschen hinter ihr her waren wie die Wölfe. Heut nannten sie sie Here und liefen von ihr weg. Hihhi, das macht auch Spaß! Besser noch Here im Vorwerk, als altes Weib im Armenhause. Besser im Kittel hier in der Freiheit, als dort gepuzt in der peinlich sauberen Stube, in der jeder Stuhl auf seinem Plaze bleiben mußte.

Der Rahmen, in dem sie hier lebte, war derselbe in dem sie geboren. Und wenn das junge Volk um sie herum weinte, lachte und liebte, dann rollte sich das eigene Leben vor ihr auf, und ließ sie vergessen, wie alt und grau sie war.

Die Julka stammte aus einer langlebigen Familie. Ihr Vater war Totengräber gewesen. Sie erzählte gern aus ihres Vaters Leben:

„Mein Vater selig war fünfundachtzig Jahre als er starb. Er hätte länger leben können, hätte er die dumme Wette nicht gemacht, eine Gans und dreißig Klöße auf einem Sitz zu verzehren, früher, da war's meinem Vater selig, Gott schenke ihm die ewige Ruh', eine

Kleinigkeit gewesen. Diesmal aber bezwang ihn der Fraß,
— er starb daran.“

Ich kann euch sagen, mein Vater selig konnte mehr als Brot essen. Er war der Vertraute aller Bauern, denn sie wußten es ja genau, einmal kamen sie doch in seine Hand. Immer lustig war mein Vater, denn er sagte:

„Sterben müssen wir doch — es kommt alles auf ein Rechnung.“ Von den großen Menschen war mein Vater einer, die früher hier ansässig waren und jetzt langsam aussterben, weil soviel kleines Kropfzeug aus Galizien kommt und sich unter unsere Leute drängt, wie — —“ sie murmelte den Vergleich durch die zahnlosen Riefer immer so, daß er nie verstanden wurde, und das war gut, denn er war noch von der alten derben Art, die heut niemand mehr liebt.

„Seht euch die Rille an,“ sagte die Julka, und zeigte auf den eichenen Grundbalken der Scheuer. Schwer wie Eisen war das Holz und härter als Stein; glatt wie Marmor, zeigte es nur eine Rille von Daumesdicke, die allen wunderbarlich erschien.

„Seht euch die Rille an, sucht eine zweite am ganzen Bau. Ihr findet keine — könnt keine finden. Daß ihr's nur wißt, heilig Holz ist es, auf dem die Scheuer aufgebaut. Früher hat es oben auf dem Annaberge gestanden. Aber lange ehe die heilige Anna ihr Kirchlein bekam; lange bevor wir aus der Nacht des Heidenglaubens erwacht sind. Heidnisch war das Holz vordem. Aber Gott hörte auch damals die Menschen und segnete ihren Brauch, wenn er gut und fromm war. So haben die Leute zur Frühlingszeit ihr Vieh hinaufgetrieben auf

den Berg, auf dem der Triage seine Opferstätte hatte. Von schwerem Eichenholz war der Altar gebaut. Vier Männer, stark und sehnig, brachten ein Tau von neuem Hanf, legten es über den Grundbalken der Opferstätte, und zogen es wie eine Säge hin und her, hin und her. Zwei hüben, zwei drüben. Hin und her zogen sie das Tau. Ihre Muskeln schwellen an, Schweiß trat auf ihre Gesichter, die wie neues Kupfer glänzten, so zogen sie an dem Stricke hin und her, hin und her — — bis das heilige Feuer aus dem Holze sprang. Und wenn es lodern an dem Taue fraß, dann, hui die Rinder über die Glut, und es gab das Jahr so wie es lang ist, kein Kranken und kein Sterben unter dem Vieh! Und weil der Brauch gut war haben ihn die Christen auch geübt, zur Sonnwendfeier. Mein Vater selig kannte ihn noch. Und oben in Charnowanz bei Oppeln, an der alten Annenkirche, da findet ihr auch noch solche Rillen. Heut glauben die Menschen nichts mehr, sind schlimmer als Heiden, laufen zum Viehdoktor, wenn die Kuh krank ist, und halten die alte Julka für einen Narren. O ja, ich weiß es! alles ist hin, Sitte, Glaube und Jungfernkranz — — ja lach nur, du — —“ schalt sie die junge Eva, die bei den letzten Worten hell aufkreischte.

„Ich hab nur gemeint, das mit dem Jungfernkranz war dazumal nicht viel anders als heut,“ verteidigte sich die Magd mit Lachen hinter vorgehaltener Schürze, „denn wie käme es dann, daß euer Josko keinen Vater kennt?“

Da ging ein feines Rot über das Gesicht der alten Julka. Sie nahm ein Weidenstäbchen aus dem Korbe und warf es nach dem Mädchen, das lachend davonlief.

Nun saß sie wieder allein, die Julka, und nur die scharfe Märzsonne sah ihrer Arbeit zu. Kleine Kreuzchen flocht sie aus je fünf Stäbchen, Kreuzchen von alter Form. Marienkreuze nannte sie das Volk, als Hexenkreuze kannte sie die Julka. Sie hatten beide recht, denn die Kreuze waren Maria geweiht und sollten die Hexen bannen. Kreuz um Kreuz flocht sie. Es war still im Hofe, denn es wollte Abend werden. Die Hühner waren aufgeflogen, die Tauben auf dem Dache gurrten noch, und glühend stand der Sonnenball im Horizont.

Da kam die Erinnerung und tauchte ihre schwellenden Arme in das Meer der Vergangenheit, holte aus seiner Tiefe einen blanken Spiegel, hielt ihn Julka vor die alten Augen und ließ sie zurückschauen auf ihr gelebtes Leben.

Junischwüle, Juniblüte, Juninacht und Juniglück — es zog vorüber mit dem Dufte frischen Heues, mit der Lust gereifter Liebe — Junikäfer trugen Fackeln durch die einsame stille Nacht.

Der Kopf der alten Julka sank herab, schlief sie, träumte sie? Mit einem Ruck zog sie den krummen Buckel wieder gerade. Ja, ja, heut war alles anders! den Liebsten hatte der Starbnik (Berggeist) geholt, als er in der Grube geflucht und gepiffen — mit Kohle hatte er ihn erschlagen, ach ja! — Der Josko, der Riese, war nun auch schon alt, fluchte und liebte wie der Vater, und sie, sie war eine Hexe geworden, ein Kinderschreck.

Die Sonne war untergegangen, Himmel und Erde glühten in feuriger Lohe. Es lag ein Zittern in der feuchtwarmen Frühlingsluft, wie nach genossenem Glück.

Die Alte lächelte, band Osterkreuze und legte sie in den Korb.

Die Dorfglocke läutete den Abend ein, die stolzen Glocken der neuen Kirche aus der nahen Stadt fielen feierlich in den schrillen Ton. Da blieb wohl die eine und die andere Magd müßig vor Julka stehen, sah zu, wie ihre alten Hände die Kreuze banden, und fragte wohl nach dem Sinn der ungekannten Mühe. Dann bewegte Julka ihren zahnlosen Mund und erklärte das Wie und Warum. Und es schlengelten sich die Burschen näher heran, rauchend oder Tabak kauend, bliesen blaue Wolken in die Luft, spien den schwarzen Speichel auf die Erde. Durch stachlige Reden brachten sie die Alte immer wieder zum Erzählen, hörten zu und glaubten, wenn auch ihr Mund sich spöttisch verzog.

Ja sie glaubten, denn sie selbst gehörten noch der Lebensstufe an, die sich aus der alten, heut vergessenen gehoben und schleppten wie das junge Rücken noch die alte Schale mit.

Während sie so herumlungerten und Julka breit und behäbig ihr Wissen auskramte, flog Blick zu Blick und Scherz von Mund zu Mund; schlich sich die Liebe vom Bursch zum Mägdelein, bandelte hier und dort an, wie vor hundert Jahren.

Unter den Knechten, die sorglos und gutmütig schauten, war einer, der das gestickte Hemde der Galizier trug. Er hatte sich die Welt schon von verschiedenen Seiten angesehen. Hatte in Hamburg geheuert, in Pennsylvania Grubenarbeit getan, war im Rheinland und in Westfalen gewesen, und war jetzt Milkfuttscher auf dem Vorwerk. Er lebte nur an Lohntagen, wenn die

„gelben Klümpel“ in den Hosentaschen klangen und der Schnaps die Sinne berauschte. Sonst war er unheimlich, ein Feind des Kapitals.

„Ich sags euch, Brüderchen, dumm sind wir. Machen die Reichen reicher mit unserer Kraft.“

„Geweih't müssen die Kreuze werden,“ flüsterte Julka leise.

„Skaven sind wir!“ rief der Galizier mit tückischem Blick. „Skaven der Herren, die sich von unserem Schweiß mästern.“

„No — ich danke,“ lachte da einer der Burschen und spuckte aus.

Aber der Galizier ließ sich nicht stören. „Haben wir etwa das Huhn im Topf, das der große deutsche Mann — ‚Pan Bismarck‘, fiel einer der Knechte ein, und küftete den Hut. Er hatte den Krieg von 1870 mitgemacht.

— — — versprochen hat?“ vollendete der Galizier. „Habt ihr das? Einen D . . . habt ihr.“

Näher schlichen die Knechte heran. Die derbe Sprache reizte sie.

„Laßt den Satan,“ warnte Julka, „seht sein schiefes Maul und den scheelen Blick. Was wollt ihr? Herren spielen — na, ihr wärt mir feine Herren mit euren ungewaschenen Mäulern.“

„Schweig Sklavenseele,“ rief der Galizier ihr zu und bohrte seine Blicke in Evas junge Augen.

„Höllisch fein das Mäd'l,“ dachte er und packte sie, als sie an ihm vorüber tänzelte. Sie schrie und kreischte, und tat zimperlich und war doch voller Lust und Sinnenfreude.

So sah sie Johannes, der von der Schicht kam. Es glimmte etwas auf dem Grunde seiner Seele. Ein fremdes, alle Adern spannendes Gefühl durchströmte ihn, das Schmerz und Lust zugleich erzeugte. Er stand zögernd, überlegend still. Hin zog's ihn zu der Jugend, die so frei und offen umeinander warb.

-- Aber eine donnernde Stimme duckte ihn. Piontek, der unbemerkt gekommen war, schrie sein Perunie unter das müßige Volk. Hei, wie da alles auseinander stob! Die lachenden Mägde, die verliebten Knechte, der finstere Galizier. Blank ward der Hof, als sei der Stößer eingefallen in das lose Volk. Hinter der Scheuer, die breit mit tief auslaufendem Dache von alten, alten Zeiten sprach, hatte sich das junge Volk verkrochen und lachte und tuschelte dort weiter.

Johannes ging in die Küche, um den Ruß der ersten Grubenarbeit von den jungen Gliedern abzuwaschen. Julka, die alte, vielerfahrene, saß unter dem Scheunendach und flocht Osterkreuze aus Palmenzweigen. Sie dachte dabei an die Zeit, die gute alte, die nichts wußte von Affekuranz und Viehdoktor.

Johannes schlief schon lange nicht mehr im Stalle auf der Waldstreu. Unter dem Dache des Hauses, in einer alten Kräuterkammer, hatte er sein dürftiges Heim. Ein Tisch, ein Bett, ein alter Schrank und ein roh gezimmertes Regal — das war die Ausstattung des kleinen Raumes. Bücher ohne Wahl — Märchen von Grimm, Goethes Faust, Berg- und Hüttenkunde, die Geschichte der preußischen Kriege und was ihm sonst noch Ralf zurückgelassen, anlässlich der Übersiedelung nach Berlin.

Johannes las gern ein Stündchen vor dem Schlafengehen; dann erst glaubte er den Tag würdig beschlossen zu haben. Heut' war ihm das nicht möglich. War es der gärende Frühling, der sein Blut so heiß durch die Adern trieb? An dem kleinen Kammerfenster saß er und ließ den Abendwind über seinen Kopf streichen. Hinter der Scheuer gab's immer noch ein Geflüster und Getuschel — es regte ihn auf. War es Neid auf die Ungebundenheit des Volkes, der ihn quälte? Er fühlte, wie er der Sphäre, der er durch seine Geburt angehörte, langsam entwachsen war. Fühlte es, wie sich seinem Leben hier eine Tür verschloß und dort. Fühlte, wie ihn das neue Leben isoliert hatte. Noch streckte sich ihm keine Hand entgegen von der ersehnten Höhe. Steinig war der Weg und mühsam, gar oft wollte ihn der Mut zum Weiterwandern verlassen. Er sehnte sich dann nach dem zerrissenen Kittel des Tagelöhners. Sehnte sich danach, mit heiteren Altersgenossen zu lachen und zu scherzen. Noch stand er unter dem Eindruck der ersten Grubenfahrt. Ahnte die zehrende Kraft da unten, die Menschenglieder bleich und blutlos machte. Noch fühlte er diese luftarme Finsternis, in der jeder Schall dumpf und leer klang, wie das Geflüster abgechiedener Seelen; — schwer war ihm diese erste Schicht geworden. Die Luft war trotz Wetterschacht und Luftstollen dick und beklemmend. Da wühlten nun Tausende und Tausende von Menschen täglich gleich Maulwürfen unter der Erde, waren blaß und blutleer und fanden über Tag nur eine Freude — den Schnaps. Wie aus einem Verließ stiegen die Bilder seiner Kinderstube vor ihm auf, der Vater, der, von Natur gut, durch ein freudloses Leben so tief gesunken war, daß er der Abscheu seiner

Rinder wurde. Heut' hatte er Mitleid mit dem Toten. Man müßte diesen armen Menschen etwas geben, das sie über die Armut ihres Daseins hebt, dachte er und meinte damit die Armut des Geistes. Und wie so seine Gedanken in die dunkle Tiefe der Vergangenheit stiegen, hörte das Ohr das Geflüster und Getuschel im Hofe.

Die Nacht war hoch gekommen, im weißen Gewande des Vollmonds. Deutlich sah Johannes die Burschen um der Mädchen Kammerfenster schleichen. Und unterdrückt klang durch die stille weiße Nacht ein spöttischer Gesang:

Bei des Nachbars Hofe dort
Wird schon wieder grün die Au,
Und es hat ein Mägdelein
Dort gehütet einen Pfau.

Und es ward der kleine Pfau
Sehr verwöhnt durch Liebelein.
Und er riß dem Mägdelein
Seine bunte Schürz' entzwei.

Fragen will ich, fragen jetzt
Alle Fische groß und klein —
Ob sie etwa sahen,
Schwimmen sahn mein Kränzlein?

Freilich, Schwimmen sahen wir's;
Doch das Kränzlein war nicht ganz:
Denn gefallen waren —
Bier der Weilchen aus dem Kranz.

Bier der Weilchen aus dem Kranz,
Weißer Rosen zwei zugleich —
Laßt euch nicht verführen,
Junge Mädchen, merkt es euch.

Dieses Lied, in dieser Stunde gesungen vor der Mädchenkammer in weißer Vollmondnacht, verschmolz in seiner Seele zur schmerzvollen Lust. Er schloß das Fenster, warf sich angekleidet auf das Bett, aber Ruhe fand er nicht. Die Nacht dünkte ihm schwül und schwer. Sein Blut glühte in den Adern. Da stand er auf, lange vor Tag, und nahm die Kreuze, die Julka geflochten, um sie nach altem Brauch ins Feld zu tragen. Das Feld, das nicht das seine war, und das er dennoch liebte mit dem Rechte, das Gewohnheit gibt. Sechs Jahre trug sein Fuß ihn über diese Felder. Sechs Jahre lang sah er ihr Grünen und ihr Sterben. Und wie er so im grauen Licht des ringenden Morgens durch die frischen Saaten ging, da war es ihm, als decke das Feld geheime Macht, und diese Macht flösse in seine Adern und gäbe ihm Kraft, die ihn über den Staub der Erde trug. Er sprach seinen Segen, steckte hier ein Kreuzchen ins Feld und dort eins; gegen Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, so wie es ihm die Julka gelehrt.

Still betend ging er, und auf einmal schoß die Sonne über den dunklen Rand der Erde und nahm die Frühlingshoffende in ihre Arme. Brennend flohen die Nebel wie Rauch von Opferstätten. Jubelnd stieg die Lerche auf. Kräftig hob sich der Odem von der durch Arbeitsschweiß geweihten Erde.

Still stand Johannes mit gefalteten Händen. Die Feier dieser Stunde offenbarte ihm die Geheimnisse des alten Brauches. Er begann zu ahnen, wie das Heut' geheimnisvoll verbunden war durch diese Sitten mit dem Uranfang menschlichen Seins.

Still ging er nach Hause. Über die Felder huschte es.

Mägde, Burschen, stumm gingen sie aneinander vorbei und steckten Osterkreuze in die Frühlingserde.

Als er nach Haus kam, hing da an Ewas Kammerfenster ein wunderliches Ding von Stroh und Lumpen.

Da ging ein stechender Schmerz durch seine Seele. Ihm war's, als gleite dieses blonde frische Mädchen weit weg von ihm. Als türme sich eine graue Wand auf zwischen ihr und ihm. Born gegen das Mädchen stieg in ihm auf, und doch tat es ihm leid. Sachte nahm er den kränkenden Popanz von ihrem Fenster. — So kam es, daß es an diesem heiligen Ostertage keine Tränen gab im Vorwerk.

8.

Verschllossene Türen.

Die Anfahrtszeit ging für Johannes rasch vorüber; trotz der schweren und einförmigen Arbeit unter Tag. Sie war eine Zeit der Wandlung seines Geistes. Als er das letzte Mal den Grubenkittel auszog und die Grubenlampe weghing, da wußte er es, seine Stärke lag nicht auf diesem Wege. Widerwillig bezog er die Bergschule. Er hätte lieber studiert, doch die Mittel dazu fehlten, und es hieß sich fügen und nehmen, was das Schicksal gab. Es ging ihm wie der Erde, die er Heimat nannte. Große Kräfte schlummerten in ihrem Innern; aber es fehlten die Möglichkeiten, sie alle zu heben. Es ging ihm wie der Stadt, auf die seine Knabenaugen zuerst geblickt von steiniger Halbe; als Proletarier mußte er sich Schritt für Schritt den Platz an der Sonne erobern. Aber er kämpfte mit der Zähigkeit des Mischblutes, das durch seine Adern

rann. Es kam in jener Zeit Spielhagens großer Roman „Hammer und Amboß“ in die Welt. In der Dachkammer las er ihn. Nicht mit der Sonde des Kritikers, der die Kunst in der Arbeit sucht, er las das Buch mit der Begierde des Jünglings, die nach dem Wachsen verborgener Kräfte forschet. Wie mit Flammenschrift grub sich das plötzlich wach gewordene Verständnis für Hammer oder Amboß in seine Seele. Er wehrte sich gegen den Amboß.

Johannes war ein eifriger Bögling der Bergschule in Tarnowitz. Sanitätsrat Holzmann, der Mitschöpfer der jüngsten Stadt im hohen Südost des Deutschen Reiches, hatte ihm gute Empfehlungen mitgegeben, ihm die Unterstützung eines Volksfreundes zugewandt. Er nützte sie mit dem Willen, alle Kräfte für ein Ziel zu sammeln. Er war ein ernster, düsterer Jüngling, hoch aufgeschossen, breit gebaut, den Blick in sich gekehrt. An den Scherzen der Jugend hatte er keine Freude. Er lebte ganz abgeschlossen nur dem glühenden Ehrgeiz seiner Seele. Je härter ihn die Last der Armut drückte, je mehr sie ihm die Tore zum Glück verschloß, um so heißer wurde sein Ringen — reich wollte er werden.

Aber die Zeit dazu war schlecht gewählt. Sie lag im Schatten schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis. Wichtige Erzeugnisse fremder Eisenhütten wurden in Deutschland vom Einfuhrzoll befreit — ein schwerer Schlag für die oberschlesische Industrie. Die Ausfuhr nach den Grenzländern ward durch hohe Zölle unterbunden, was eine starke, wirtschaftliche Ader vertrocknen ließ. Das Sinken der russischen Valuta infolge des russisch-türkischen Krieges verband sich mit der Sperrung der Grenzen für Vieheinfuhr — — — kurz, alle möglichen Mächte legten

ihre schwere Hand auf den Handel und hielten ihn nieder.

Ein grauer Gast schlich mit schleppendem Gewande durch das Land. Pochte an Hütten und Herrenhäuser, öffnete die Türen der Kleinen und Großen. Trat in die ungedielte Stube der Armen, setzte den schweren Fuß auf Smyrnateppiche der Reichen. Die Not — aus fahlem Antlitz grinste sie, hielt allen raschen Atem an, erstickte das Lachen der Glückseligen, riß ihnen die Seide, das Fleisch vom gepflegten Körper. In jener Zeit geschah es, daß ein Bergmann seinen Kameraden um eines Stückes trockenen Brotes willen auf dem Wege zur Schicht erschlug — so hatte die Not seinen Sinn verwirrt.

Unheimlich raschelte es im Papierwalde. Wirbelnd fielen die Blätter. Hier — dort krachte ein Schuß; verfehlter Spekulation ein gresles Ende bringend. So groß war die Not im Lande! Und sie wuchs und wuchs; hob sich zu den Essen der Hochöfen und blies die Feuer aus; duckte sich, schloß die Einfahrt der Gruben und trieb die Arbeiter hungernd von der alten Lebensquelle. Stiftete Aufruhr im Volke an, ließ es hinter Gitterfenstern froh sein des trockenen Brotes; so groß war die Not im Lande als Johannes die Bergschule verließ.

Sein erster Gang galt dem Wirtschaftler Piontek. Der biedere Alte hatte ihn eingeladen, ein paar Tage bei ihm auszuruhen. Auch für Piontek waren die Zeiten anders geworden, seit Frau von Merten das Gut gekauft. Mit engem Frauensinn kümmerte sie sich um jede Kleinigkeit im Vorwerk, und nur die Liebe zur Scholle ließ Piontek aushalten.

„Das war ein anderes Leben unter dem Major!

Männer sind Männer — das Zusammenwirtschaften mit Weibern — nein, das is' nichts!“

Er sagte das immer so pathetisch mit einem kleinen Anhang von Verachtung auf dem Worte Weiber, daß es niemand für möglich gehalten hätte, daß er daheim unter dem Pantoffel stand.

Als Johannes den Hof betrat, fiel sein Blick zuerst auf die alte Scheuer, die weit offen stand. Wie der Ausschnitt eines Riesengemäldes lag ein Stück der keimenden Landschaft im Durchblick des offenen Lores. Von dem grünen Hintergrunde, aus dem matt getönten Rahmen des alten Scheunenholzes hob sich ein Bild, das der glücklichste Maler kaum reizvoller zusammengestellt hätte.

Die alte Julka saß auf der Schwelle, den Rosenkranz um die dürrn Finger, das rote Leinentuch um das holzbraune, runzelige Gesicht. Und neben ihr, am Pfosten des Scheuentors lehrend — goldige, rosige Jugend. Ein Mädchen mit dunklem Kraustopf, blickenden Augen und biegsamen Formen, die schon beginnende Fülle zeigten; daneben etwas kleiner, knospenhafter, die andere mit den sonnenroten Haaren, die wie eine lichte Wolke sein Erinnern durchwebte. Diese Haare — er hatte sie niemals vergessen, seit er sie einer Glorie gleich um das süße Kinderantlitz wallen sah, im Tannenbusch des Parkes!

Ein froher Schreck ging über das hagere Gesicht, dessen harte Linien den festen unbeugsamen Willen des jungen Mannes widerspiegelten. Und wie die rote Sonne auch knorriges Holz strahlend verklärt, so zeigte sich sein Antlitz in der Wärme seiner Jugend weicher als sonst.

„Susanne“ — seine Lippen flüsterten den Namen, der wie ein Heiligtum in seinem Herzen lebte. Wie ein

Heiligtum verwahrt im Schrein, zeitweilig vergessen, bis ein glücklicher Augenblick den Schatz ans Licht bringt!

Es war nicht Scheu vor der bevorzugten Klasse, die Johannes in diesem Augenblicke festhielt, es war das Entzücken über nie geschaute Schönheit, die sich ihm hier offenbarte. Er strich, unbemerkt von den Mädchen, die sich lauschend zu der alten Julka neigten, an der Hofmauer entlang, und setzte sich dicht neben dem Scheunentor im Schatten der vorspringenden Tür auf einen alten Karren. Er hatte so den schönen Anblick ganz in seiner Nähe. Hörte die murmelnde Stimme der alten Julka, hörte das silberhelle Lachen der Mädchen, sah die blauen Augen Susannens mit kindlichem Grauen an Julkas Munde hängend.

Sicher hatte die Alte eines ihrer schaurigen Märchen erzählt. In dem Augenblicke fühlte sich Johannes von den dunklen Blicken Elinors getroffen, sie hatte ihn durch den Türspalt bemerkt. Er stand auf, zog seinen Hut und grüßte etwas linksch.

„Wer ist das?“ fragten beide Mädchen zugleich die alte Julka. Elinor hatte schon ein klein wenig mädchenhafte Kletterie in Blick und Gebärde, mit der sie die Frage begleitend, zu Johannes hinüberschielte.

Die Alte sah auf und schrie:

„Ach Herr Jesus, das ist ja unser Johannes! So eine Freude — Hannessel . . . „und sie stand auf, humpelte zu Johannes, der sich weit weg wünschte, so unangenehm traf ihn die Situation.

Er schnitt die Rührseligkeit der Alten mit einem raschen Gruß ab und stellte sich den jungen Damen vor:

„Johannes Willczek.“

Elinor rümpfte das feine Näschen, erkannte sie doch an seiner Kleidung den Bergschüler — Susanna sah neugierig und schüchtern an ihm herauf. Ihre blauen Augen lachten kindlich froh. Johannes fühlte sich tödlich verlegen. Er suchte nach passenden Worten und fand keine. Die Einsamkeit seines Lebens hatte ihn scheu und unbeholfen gemacht. In diese unbehagliche Stimmung klang plötzlich das Rollen eines eleganten Gespannes hinein. Elinor rief laut über den Hof:

„Die Mama —!“ und rannte wild und wenig damenmäßig zu dem Wagen, der vor dem Hofstor hielt. Neben Frau von Merten saß ein Herr, überelegant, beinahe gigerhaft gekleidet.

„Da sehen Sie, Herr von Dembinski, wie es unsere heutige Jugend treibt,“ rief Frau von Merten, und ließ ihre Blicke hochmütig herumschweifen —

„In diesem Milieu fühlt sich das wohl! — Ich hab' dir es doch schon so oft gesagt, Elinor, du sollst dich nicht so unter das Volk mischen! In deinen Jahren ist doch etwas mehr Würde am Platze. Ich weiß nicht, woher du diesen Zug zur Tiefe hast!“

„Von Großmama, die doch eine bürgerliche Schauspielerin war,“ rief Elinor lachend und übermütig, und zu Susanna gewendet rief sie:

„Komm' doch!“

Für Johannes hatte sie weder einen Blick noch einen Gruß. Da stieg das Blut jählings in sein Gesicht, und seine Augen blickten hart.

Susanna, die ihn beobachtet hatte, nickte ihm freundlich grüßend zu und lief nun auch zu dem Wagen. Er, noch im Banne ihrer süßen Stimme, sah, wie sie leicht-

füßig hineinsprang, ihm noch einmal zunicke und auf eine anscheinend ärgerliche Mahnung der Tante ihr Köpfschen senkte. Dembinski musterte Johannes durch sein Glas mit nachlässiger Miene. Dann fuhr der Wagen staubaufwirbelnd davon.

„Die Merten —“ sagte Piontek, der über den Hof gekommen war, zu Johannes: „Die alte Kantippe hat wieder einmal ihre spitze Nase in die Wirtschaft gesteckt. Gefreut hat's mich nur, unser Susannerl wiederzusehen. — Ein Prachtmädel, was — — Und Ihnen geht's gut?“ fragte er, Johannes die Hand reichend.

„Die Ausichten sind schlecht!“ erwiderte Johannes bedrückt.

„Na, nicht den Kopf hängen lassen, wie ein krankes Suh'n — mit gutem Willen wird sich schon was finden.“

Die Zeiten waren schlecht. Johannes war froh, nach langem Suchen im nahen Polen eine Stellung zu finden. Glänzend war die nicht. Die Besoldung knapp, die Anforderungen an die Arbeitskraft sehr hohe. Oft kam es vor, daß Johannes fünfzehn Stunden hintereinander schweren Dienst hatte. Aber er blieb guten Mutes. Es sollte ja nur eine Übergangszeit sein, er wollte schon die Augen offen behalten und zurück nach Deutschland gehen, sobald sich dort etwas Passendes fand.

Die Verhältnisse um ihn herum waren trostlos. Die Not des Volkes trat ihm überall entgegen und packte sein Herz. Sie war viel härter hier, als das Elend daheim im Haldenhause, denn es kam zu der Armut hier noch der Schmutz; die stumpfsinnige Trägheit des Volkes. Diese

verwahrlosten, ungewaschenen Kinder! Diese blaffen, verkümmerten Gesichter!

Auch die Grube war verlottert und in denkbar schlechtestem Zustande. Stümperhafte Verzimmerung, angefaulte Stempel, das Fehlen von Notschächten brachte die Arbeiter in ständige Gefahren.

Johannes hielt es für seine Pflicht, auf die gefährdetsten Stellen aufmerksam zu machen: „. . . . eine geringfügige Veranlassung, ein Zufall, und die Pfeiler müssen zu Bruche gehen — Und wenn Leute unten sind“

Er hatte damit freilich in ein Wespennest gestochen, daß er die schwersten Betriebschäden aufgedeckt. „Es geht ja schon jahrelang so Und nun auf einmal kommt da so ein Grünling aus Deutschland und will uns alte Bergleute belehren,“ sagte der Obersteiger übel-launig zum Bergverwalter.

Johannes war nicht beliebt bei seinen unmittelbaren Vorgesetzten. Seine ehrliche Geradheit, seine Gründlichkeit waren unbequem. Man isolierte ihn, und er merkte das wohl. Mitten in diese unbehagliche Situation traf ein Brief eines früheren Mitschülers von der Bergschule:

„Ich habe durch Vermittelung eines Bekannten eine gute Stellung auf Redensblick erhalten,“ schrieb er,

„und dachte gleich an Dich. Es soll da noch eine Vakanz sein. Am besten ist es, Du kommst gleich heraus und stellst Dich vor. So rasch wie möglich; wenn es geht, schon morgen.“

Hallo! Das war doch einmal eine angenehme Nachricht! — Johannes war kein Sanguiniker, aber als er am Abend durch die schmutzigen Straßen ging, zu beiden

Seiten die verwahrlosten Arbeiterwohnungen, vor denen Schutt und allerhand Ablagerungen sich zu kleinen Wällen getürmt hatten, da blickten seine klaren, grauen Augen so lachend auf das trübe Bild, als hätte er die schönste Landschaft vor sich. Er fühlte sich mit einem Fuße schon draußen. — — — Es war nicht schwer, für einen halben Tag Urlaub zu erhalten, und frohgemut machte er sich am frühen Morgen auf den Weg. Die Grube lag weiter von der Bahnstation entfernt, als er nach den Angaben des Freundes berechnet hatte. Als er ankam, hörte er, daß der Direktor nicht da sei, und er warten müsse. Das war unangenehm, denn die Zeit war knapp. Aber er wartete geduldig — eine halbe Stunde nach der anderen — um dann endlich zu hören, daß es sich um eine Stellung ganz untergeordneter Art handelte. Um ein Mittelding zwischen Arbeiter und einfachem Beamten.

„Diesmal also war es ein Schlag ins Wasser,“ dachte Johannes und kämpfte seine tiefe Enttäuschung nieder so gut es ging. Draußen auf der Straße zog er seine Uhr und sah, daß es die höchste Zeit war, wenn er den Zug noch erreichen wollte. Atemlos kam er am Bahnhof an. Er kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie der Zug aus der Halle rollte. — Wie niedergedonnert stand er. „Was tun?“ — Der nächste Zug ging erst in zwei Stunden, da war die Grenze längst gesperrt, wenn er dort ankam.

Mißmutig ging er in das Wartezimmer, das um diese Zeit menschenleer war. Verärgert setzte er sich in eine Ecke nahe dem Fenster und blickte hinaus in den nebelnden Tag. Hin und her überlegte er:

„Was tun — was tun!“ Die eine Minute, die er

zu lange im Amtszimmer des Direktors gewartet, sie stellte ihn vor eine schwere Entscheidung. Er kam heute nicht mehr über die Grenze und mußte seinen Dienst versäumen. Er hatte Nachtdienst. Wenn etwas passierte in seiner Abwesenheit! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. „Nachlässigkeit im Dienst!“ Dieser Gedanke lastete auf seiner Seele wie ein Verbrechen. Und wie würde er vor seinen Vorgesetzten bestehen! Er sah nur einen Ausweg — kündigen die Stellung, und zwar sofort! Er überrechnete im Geiste seine Barschaft. Eine Zeitlang hielt sie wohl vor, bis er in Deutschland etwas gefunden!

Seine Entlassung machte keine Schwierigkeiten. Die Lücke füllte sich sofort wieder. Es gab ihrer genug, die ohne Besinnen zügriffen.

Die Zeit ging rasch. Johannes bemühte sich vergeblich um eine neue Stellung. Überall fand er verschlossene Türen, kühle Abweisung. Was halfen seine guten Zeugnisse von der Bergschule? Was half seine bei aller Jugend imponierende Erscheinung! sein kluges, Intelligenz und Energie verratendes Gesicht? — Die Zeiten waren schlecht!

Von Tag zu Tag verringerte er seine Ration. Von Tag zu Tag sank sein Mut — tiefer und tiefer. Langsam kam es heran — das Gespenst seiner Kindheit, mit hohlem Aug' und knöchernem Arm. Langsam kam er — der Hunger. Er machte seine Wangen fahl, seine hellen Augen trübe, sein Herz mutlos. — Wie es ihn schüttelte; wie es wühlte in seinen Eingeweiden. Fiebernd lag er auf elender Bettstatt. Das Fenster stand offen, es regnete. Leise fiel der Regen — klingend, rieselnd immerzu — wie das Murmeln der Totenweiber am offenen Sarge.

Mit feuchter Hand schritt der Herbst ins Land. Sein fauler Atem kroch empor aus tausend Pflanzenleichen. Er kroch empor und strich durchs Fenster in die Kammer, in der Johannes mit dem Hunger rang. Und mit ihm kamen die verwehten Melodien eines alten Volksliedes. Jrgendwo spielte es ein Leiermann in dem trüben, un-gastlichen Wetter:

O du lieber Augustin — —

Dieser Hohn des Zufalls riß ihn aus seiner Lethargie. Er sprang auf und schlug das Fenster zu. Mit jäher Gewalt flutete der Wille zum Leben durch seine Adern. Ratlos sah er sich in seinem Zimmer um, zwang sich zum Denken, quälte sich mit dem vergeblichen „wohin?“ — Da fiel ihm plötzlich jener Tag auf der Halde ein, an dem seine Eltern für immer von ihm geschieden waren, und es tauchte aus dem Grau der Vergangenheit die große starke Frau auf, die sich ihm Tante nannte. Er hörte ihre bedeut samen Worte:

„Wenn's mal gar nicht mehr gehen will, dann komm' zu mir — — — —“

Das war ein Licht in der Finsternis! Die Welt kam ihm auf einmal wieder rosig vor. Er pfiff sogar leise vor sich hin, als er sich auf den Weg machte.

Es wandert sich schlecht mit leerem Magen. Das merkte auch Johannes. Er fühlte sich matt und schwach und machte auf halbem Wege Rast. Auf mäßiger Anhöhe stand eine breitästige Eiche. Von da hatte man einen weiten Blick in das wellige, von ernstern Kiefernwaldungen durchschnittene Land. Im Grunde lag eine Mühle am murmelnden Wasser. Ein Stück Eichendorffsche Poesie!

Johannes hatte heute keinen Blick dafür, sein Auge

erfaßte die Reize der Landschaft nicht. Ermüdet schloß er die Augen, und da, zwischen Traum und Wachen, ging er die wohlbekanntenen Pfade, erstand vor seinen Augen ein Sommertag voll Licht und Wärme.

Hinter der Mühle, hinter dem dunklen Kiefernwald lag das Vorwerk, das früher dem Major von Gröbe gehört. — Im Rahmen der offenen alten Scheune stand die goldhaarige Susanne, sah aus lachenden, blauen Augen zu ihm auf, neigte grüßend das Köpfchen und nickte ihm lebhaft zu.

So hatte er sie gesehen all die Zeit hindurch; tief unten im dunklen Schacht, wie hier oben im Schein des Tages.

Doch der quälende Hunger verscheuchte das liebliche Bild. Die brutale Wirklichkeit forderte ihr Recht. Er sprang auf und strebte hastig vorwärts, um noch vor Abend die Waldschenke zu erreichen.

* * *

Frau Steinheger stand in der Küche, mitten unter den Mägden, und teilte jeder die Arbeit zu. „Du, Wilki —“ wandte sie sich an ein stilles, schüchternes Kind — „kannst mit der Franzka Kartoffeln schälen, aber fix — um acht kommen die Leute vom Felde —“ Noch einmal sah die Frau im Kreise herum und schritt vor die Thür.

„Das Wetter wird gut,“ sagte sie dem Rutscher, der den Platz segte. „Da will ich doch gleich morgen um sechs Uhr zum Markte fahren. Verschlaf' aber nicht wieder — sonst zieh' ich dir eine Strafe vom Lohn ab. Es haben sich Tischgäste angefangt — da muß alles — —“ sie hielt plötzlich inne in ihrer Rede und sah scharf auf die Landstraße, die sich im dämmernden Walde verlor.

„Echau — da kommt noch jemand — ich mein', das Bürschchen kenn' ich!“

Sie schlug die Hände zusammen und rief dem späten Gaste entgegen: „Na, Hanns, so spät noch?!“ Plötzlich änderte sich ihr Gesichtsausdruck. Etwas in der Haltung des jungen Mannes verriet ihr seine Not. „Er kommt, weil er mich braucht —“ war ihr rasches Denken.

Rühl reichte sie ihm die Hand. — „So spät noch — hättest du doch geschrieben. Es ist kein Bett hergerichtet — wo willst du schlafen?“

Johannes blickte betroffen die Tante an. Diesen Empfang hatte er nicht erwartet. Aber er faßte sich rasch — er war nicht mehr der unerfahrene Junge, der seine Empfindungen im Auge und auf der Zunge trug.

„Ich will nur ein paar Tage bei dir bleiben. Ich komme von Polen. Dort geht es bunt her — aber ich erzähl' dir das alles lieber später.“ Und er drückte sich neben Frau Steinheger in das Haus. Sie sah ihm mit langem Gesichte nach. Folgte ihm und brummte:

„Na ein paar Tage kannst du ja hierbleiben, obgleich die Zeiten jetzt miserabel sind. Es kommt niemand heraus — gestern hab' ich den Kellner weggeschickt, na — alles gleich — geh' nur ins Gastzimmer — was Warmes wirft du ja doch wollen.“

Sie brachte dann den Kaffee selbst.

„Nu erzähl' mir mal, wie dir's da drüben ergangen?“ fragte sie etwas freundlicher, setzte aber gleich hinzu, „Geld kann ich dir nicht geben.“

Johannes, dem mit dem warmen Tranke neuer Lebensmut zuströmte, hatte sich schon alles zurechtgelegt. Die Menschen anpacken, wo sie zu fassen sind.

„Ich hab' dir gesagt, Tante, wo mich der Schuh drückt. Ich will dir nicht zur Last fallen. Ich möchte nur etwas von deinen Verbindungen profitieren. Vielleicht kannst du mich an irgendeine Gewerkschaft so unter der Hand empfehlen. Du kennst doch alle Direktoren im Industriegebiet.“

Geschmeichelt fiel Frau Steinheger ein: „Freilich, freilich.“ Und nun begann sie zu erzählen, umständlich und breit. Johannes hörte aufmerksam zu. Es gab da viel zu lernen. — „Nun siehst du,“ sagte er, „da bin ich ja doch an die richtige Adresse gekommen! Ich glaube, ein Wort von dir gilt etwas.“

„Das will ich meinen,“ gab Frau Steinheger zu und strich sich das Kinn, das voller Bartstoppeln war. Sie hatte sich heut' noch nicht rasiert.

Sie war auf einmal ganz guter Laune geworden, sprang auf und rief zur Tür hinaus:

„Wiki, Wiki — der Johannes — komm' doch nur!“

Das schmale, noch ganz unentwickelte Kind kam zögernd näher, verschämt gab es Johannes die Hand, knickte vor ihm wie vor Fremden und nannte ihn „Sie“ und „Herr“.

„Dumme Gretel, dem Bruder sagt man doch ‚Du‘, rief ihr Frau Steinheger zu, gab ihr einen leichten Klaps und schob sie zu Johannes hin. „Seh, gib dem Johannes einen Kuß!“

Da schrie die Kleine auf: „Nein — — ich geb' keinen Männern einen Kuß,“ und weinend lief sie davon.

„Sie ist noch dumm,“ meinte die Steinheger. Johannes aber dachte: „Wie schwinden doch alle Theorien vor der nackten Wirklichkeit. Da wird soviel von der

Macht der Blutsbande geredet — und hier versagt sie völlig.“

Er blieb traurig. Dieser kleine Vorfall zeigte die ganze Trostlosigkeit seines Lebens. Die innere Entfremdung der Geschwister. Die Schwester konnte in diesem Milieu mit dem besten Glück eine brave Bauersfrau werden. „Nun — jedenfalls sind ihr die Steine erspart, die auf meinem Wege liegen,“ dachte er, ans Fenster tretend. Da sah er sie im Hofe, sie hatte die Hände in die Schürze gewickelt und sah aufmerksam einem blonden Burschen zu, der eine Haselstaude schälte.

Ein paar Tage später kam Frau Steinheger mit wichtiger Miene an Johannes heran, der im Garten mit der Schwester scherzte.

„Direktor Wagner von der Huldagrube der Mertenschen Werke ist drin — ich hab' mit ihm gesprochen, nun geh' du und versuch' dein Glück.“

Johannes hatte wie immer seine Kaltblütigkeit in dem Augenblick gewonnen, der ihn vor einen Wendepunkt seines Lebens stellte.

Auf dich selbst kommt es jetzt an, ob du Glück hast oder nicht, sagte er sich mit Recht.

Als er das Gastzimmer betrat, sah er sich einem kleinen, ergrauten Herrn gegenüber, an dem nichts auffiel als die ausgebaute Jupiterstirn, die viel zu wuchtig für den kleinen Körper schien, und der durchdringende Blick der grauen Augen. Der Mann zeigte sich kühl und zurückhaltend.

„Sie also suchen Stellung — hm — die schlechteste
Grabowski, Halbenländer.

Zeit haben Sie sich ausgesucht. Warum sind Sie von Polen weggegangen —?“

Johannes gab ihm Bescheid. Da wurde der kleine Mann etwas wärmer. Er zog eine Dose aus seiner Tasche. „Eine kleine Prieße — — ich rauche nicht — —“ entschuldigte er sich.

„Sm,“ sagte er dann, nachdem er sich umständlich geschneuzt hatte, „was ist da zu machen? Sie gefallen mir soweit ganz gut. Wie wäre es mit einer Privatstellung in meinem Bureau? — ich kann ganz gut eine Unterstützung brauchen. „Freilich,“ sagte er nachdenklich, „ein großes Gehalt kann ich nicht geben. Etwa siebzig Mark — — und freie Wohnung,“ setzte er rasch hinzu, als er das enttäuschte Gesicht Johannes' sah. — „Ich will Sie nicht drängen — die Sache hat Zeit — Sie können mir ja gelegentlich Antwort zukommen lassen.“

Johannes überlegte rasch und sachlich. Die Zeiten waren schlecht. Er war fürs erste geborgen. Und wenn er sich einigermaßen eingearbeitet hatte, konnte er ja weiter sehen.

„Sie sehen mich in einer Zwangslage — ich habe da nichts zu wollen — ich muß,“ entgegnete er ernst.

„Topp,“ sagte Wagner und hielt Johannes die Hand hin. „Ich habe mich auch von unten heraufgearbeitet — ich kenne das Leben. Mit gutem Willen kommt man schon durch — — —“

Der Kutscher steckte den Kopf zur Tür herein. „Ach so — ich komme schon,“ dann reichte er Johannes die Hand, „auf Wiedersehen also,“ hing seinen Mantel um und ging.

„Nun, wie war's?“ rief Frau Steinheger dem Johannes schon von weitem entgegen.

„Ich kann noch gar nichts sagen,“ gab Johannes ausweichend zur Antwort. „Jedenfalls wirst du mich bald los. Übrigens — ich habe da auf eurem oberen Felde prachtvollen Ziegeltehm gefunden — — —“ Damit lenkte er von sich ab.

„Ziegeltehm — ach geh,“ rief Frau Steinheger und sprang wie elektrifiziert auf. „Wenn das wäre! nein, sowas — Junge — — dann bekommst du einen Ruß von mir.“ Johannes zeigte keine sonderliche Freude über die Aussicht einer solchen Belohnung. Sie sprachen dann von den Geschwistern.

„Die Viki,“ sagte die Wirtin, „macht sich ganz gut. Gott ja, Arbeit hat sie genug gemacht. So ein kleines Wurm in meiner Wirtschaft — das ist keine kleine Sache.“ Sie legte sich an die Stuhllehne zurück, ließ die Daumen umeinander gehen, und mit einem selbstbewußten Ausdruck in dem fetten Gesicht fuhr sie fort:

„Ich muß doch bauen — du, wenn das wahr wär' mit dem Tehm — Paul!“ rief sie ihrem Manne durch das Fenster in den Hof, „denk' dir nur, der Hans hat Tehm gefunden oben auf dem Felde,“ und dann wieder zu Johannes, „ja, die Viki wird einmal eine gute Partie. Ich hab' ja doch keine Kinder — wer soll mich da sonst beerben.“

„Und wie mag es Stephan gehen?“ fragte Johannes dazwischen, „ich habe lange nichts von ihm gehört.“

„Au der — Schwein hat er gehabt. Gesehen hab' ich ihn seit dem Begräbnistage nicht, aber er schreibt öfter; schickt mir auch ab und zu eine Ansichtskarte. Er ist Haus-

lehrer geworden in einem vornehmen Hause. Beim Grafen Osmanski drüben im Krakauischen.“

„Ach! das hab' ich noch nicht gewußt!“ rief Johannes überrascht. Er freute sich über das Glück des Bruders, ohne zu ahnen, wie der gerade dadurch in eine Bahn geschleudert wurde, die weit ablag von seinem eigenen Leben.

9.

Hohe Ziele.

Zwei Jahre arbeitete Johannes im Bureau des Direktors Wagner, dessen rechte Hand er war. Das dürre Männchen hatte seine stille Freude an dem Eifer des jungen Beamten, der so emsig, klug und umsichtig war. Er gab ihm Gelegenheit, sich zu entfalten und vertraute ihm nach und nach die schwierigsten Arbeiten an. Johannes war wie im Fieber. Die Eisenindustrie fing an sich neu zu beleben. Die Hochöfen sandten wieder ihre flammenden Zeichen zum Himmel. Neue Industriezweige wurden eingeführt, neue Gruben aufgemacht, neue Hochöfen angeblasen. Die Elektrizität in den Dienst der Hüttenindustrie gestellt.

War es Zufall, daß Johannes in dieser gärenden, ringenden Zeit Beamter einer Gewerkschaft war — er arbeitete schon lange nicht mehr privat — die jahrelang mit Unterbilanz gearbeitet hatte und die Konkurrenz anderer Werke schwer ertrug? Johannes hatte Gelegenheit, gerade hier seinen scharfen, wirtschaftlichen Blick zu zeigen; der Gewerkschaft durch Umsicht und Klugheit

große Werte zuzuführen. Er wurde der Vertrauensmann Wagners und nach mehrjähriger gemeinsamer Arbeit sein Freund.

Studienreisen nach Belgien, England und Amerika erweiterten den geschäftlichen Blick des genial veranlagten Mannes ganz bedeutend. Als es ihm gelang, einen jahrelang schwebenden Prozeß, der sich um das Mutungsrecht auf einem Grundstücke der Baronin von Merten drehte, zu gewinnen, rückte er in das Amt eines Direktors auf.

Eine steile, einsame Wanderung hatte Johannes hinter sich. Eisernes Ringen hatte sein Gesicht hart, die Augen ernst, die Stirn faltig gemacht. Er war ein Mann, der sich unter allen Umständen durchzusetzen wußte. Sachte, sachte öffneten sich die Türen der Gesellschaft für ihn. Töchterreiche Mütter, Väter heranwachsender Söhne, Männer, die seinen persönlichen Wert erkannten, das Heer der Streber drängte sich an ihn heran.

Es war ein warmer Julitag, als Johannes das erstemal von Frau v. Merten empfangen wurde. So sehr war er in das neue Leben hineingewachsen, daß er es nicht bemerkte, wie er dieselben Wege durch den Park ging, die er einst barfuß im Leinenkittel gegangen war.

Die Baronin, die sich das Schloßchen durch teilweisen Umbau und geschmackvolle Einrichtung sehr behaglich ausgestattet hatte, empfing Johannes mit herablassender Freundlichkeit. Ihr weißes, welkes Gesicht, das wie immer stark gepudert war, trug einen hochmütigen Ausdruck. Im gelben Salon saß sie. Sie und ihre Tochter Elinor, die zu einem blühenden, lebhaften Mädchen herangewachsen war.

Johannes sah den Hochmut der Baronin nicht. Der Erfolg seines Lebens lag als schöner Stolz auf seinem offenen Gesichte, das nur an beiden Wangenseiten schwachen Bartansatz zeigte. Diese, der herrschenden Mode nicht entsprechende Bartform sowie seine kräftig entwickelten Gesichtszüge und der dunkle Hautton gaben ihm ein fremdländisches Aussehen.

Elinor, die in einem tiefen Sesselchen lag und den Goldgrund der seidenen Polster sehr wohl als Folie ihres tiefschwarzen Haares und des kapriziösen Gesichtens vertrug, dachte bei sich:

„Der Mann ist kein Alltagsmensch. Er hat etwas vom Übermenschen an sich, wie ich ihn mir immer vorstelle. Schon das stete Feuer seiner Augen, das wie gebändigt auf dem Grunde der Iris glüht — — — wie mag dieser Mensch in der Liebe sein.“

Die Neugier hob ihr lüsteres Bünglein, und mitten in das Gespräch über neue Kohlenfelder, Bohrlöcher und Teufe fragte sie ihn:

„Haben Sie schon einmal geliebt, Herr Willczek?“

„Aber Elinor!“ Entrüstung lag in dem tadelnden Wort der Mutter, die sich stets über das legere Wesen der Tochter zu ärgern hatte.

„Haben Sie schon einmal geliebt?“ hatte Elinor gefragt und damit eine Saite im Herzen des jungen Mannes getroffen, die klanglos geblieben war. Blitzschnell stand sein ganzes erlebtes Leben vor ihm — da gab es kleine Momente, die sein Dasein mit jener unruhigen Lust durchdrungen, die wir gewöhnlich Liebe nennen. Da war die kleine blonde Eva, der er den Strohwisch von der Kammertür genommen, da war eine zier-

liche Kellnerin, für die er geschwärmt; die liebliche Schwester eines Bergschülers hatte er monatelang heimlich verehrt — aber geliebt, mit vollem, lebendigem Herzen hatte er noch nicht. Dazu hatte er niemals Zeit gefunden. Und diese Leere in seinem Seelenleben lag auf seinem Gesicht, als er verlegen zu dem schönen Mädchen auffah, das, ein wenig vorgebeugt, mit faszinierendem Blick den Schleier seiner Psyche zu durchdringen suchte.

„Mir scheint, Sie gehen achtlos an den schönsten Freuden des Lebens vorbei,“ sagte Elinor, als er noch immer schwieg, und warf ihm einen Blick zu, der wie Zunder in sein Blut fiel. Einen Blick, der nicht ohne Dreistigkeit war und die Schranken lockerte, die die Sitte zwischen Mann und Weib aufgerichtet hat.

Er dachte über diesen Blick nach, der noch in seinen Adern glühte, als er die Stufen hinab durch den Park schritt. Vor ihm tat sich eine Perspektive auf, die ihn mit frohem Stolz erfüllte. Als er wieder über die Felder ging, unter denen nach Behauptung der Geologen das schwarze Gold in hohen Flözen lagerte, trat sein Fuß energischer auf als sonst, und sein Auge umfing den Boden mit dem Interesse des künftigen Besitzers.

* * *

Kraftvoll dehnte sich die junge Stadt; brach die Grenzen, die sie beengten, setzte mit raschem Sprunge über die blanken Linien der Weltstraße und wuchs auch dort wie gärender Teig. Pilzen gleich stiegen Bauten aus dem Boden, drängten den Wald zurück, der mit grünem Saum die schwarze Schleppe der Hüttenstadt säumte. Buntes Volk belebte die Straßen der Stadt, die wie ein un-

beschriebenes Blatt ohne Vergangenheit dalag. Ein junges Kind, geboren von einer neuen Zeit, das tatkräftige Männer aus der Taufe gehoben. Ein Proletarierring, das voll gesunder Säfte durch eigene Kraft emporwuchs aus dem Boden der Not, der Armut und der Sümpfe. Ein Proletarierring mit all der Freiheit, die solch ungebundenes Leben für feudale Vorteile entschädigt. In dieser Freiheit, die alle Gebiete des Lebens umfaßte, beschützt von deutscher Manneskraft, gehoben durch deutsches Recht, deutsches Geld und deutsches Mark, das sie mit Energie verteidigt hatten gegen die zersetzende Fäulnis polnischer Bauernträgheit, wuchs die Stadt und entfaltete sich auch geistig schön und fortschrittlich.

Schwer war das Ringen gewesen, das eisernen Willen und zähe Ausdauer von den Männern forderte, die sich in ihren Dienst gestellt. Nicht alle hatten den vollen Erfolg ihrer Mühen erlebt. Der eine und der andere war längst in den Hades hinabgestiegen, als die Saat, die er gesät, aufgegangen war; die Stadt sich so entwickelt hatte, daß sie den Neid ihrer nachbarlichen, ehrwürdigen Geschwister erregte. Nun spiegelten sich Hüttenrauch und Hochfenselobe in hohen breiten Fenstern, zogen über luftige, gesunde Straßen, setzten sich auf frisches Grün anmutiger Schmuckplätze. So lag sie da die junge Stadt, gesund und lebenswarm, voll Kraft und Frische.

Aber nach dem unerforschlichen Ratschluß der Götter fraß schon der Wurm an ihrem üppigen Leibe. Die Eier nach Gold, die Zwietracht, der dunkle, ungeklärte Fanatismus unreifer Seelen — sie alle nisteten gleich brandigem Blutgeschwür in der Epidermis dieses blühenden Körpers. Noch schwärzte es unsichtbar dem Auge der

Menge; ein paar Zeitungen der polnischen Zunge mehr im Jahr — wem fiel das auf? Dem rechtlich denkenden Deutschen? — mag doch jeder die Zeitung lesen, die ihm gefällt.

Revolutionäre Lieder, wer suchte darin Beziehung zum deutschen Vaterlande? — War man den Polen nicht brüderlich entgegen getreten in jeder Not? Hatte man im Jahre 63 nicht so manchen Hals der Polen vor dem russischen Strang geschützt, manchen Körper vor dem Siechtum der sibirischen Bergwerke bewahrt? Wie sollte man da ahnen, daß die edel geartete, warmblütige, als gastfrei bekannte sarmatische Rasse so uneigennütziges Tun mit Verrat danken würde!

Die Sokols, die sich hier und dort bildeten — — — wen störten sie mit ihrem Sport?

Und wenn die dunkeläugigen, beweglichen Menschen der deutschen Sprache auswichen wie dem Feuer, wem fiel das auf? Die Deutschen mühten sich verständlich zu werden, und freuten sich über das gewandte gefällige Benehmen der Polen und Polinnen. Gefiel ihnen dies oder das nicht, nun — es war ja kein Mensch auf Erden vollkommen — man drückte hier und dort ein Auge zu. So nur konnte es geschehen, daß eine Bewegung keimte, wuchs und erstarkte, die niemals in Oberschlesien für möglich gehalten worden war. Und doch trug sie ihr Gift schon in alle Häuser und Hütten, und warb mit falschem Zeugnis.

Im Café National feierte eine kleine polnische Gesellschaft ein Stiftungsfest. Es ging bunt zu in diesem Kreise; bunt in des Wortes vollster Bedeutung. Namen

von Rang, und Namen aus der Tiefe des Volkes, polnische und deutsche, sprudelten durcheinander.

In einem Tischchen oben in einer der Logen saßen zwei Herren, beide jung, beide lebhaft blickend, beide Zigaretten rauchend und Absynt trinkend. Der eine, der auch im Zivil den Militär nicht verleugnete, sah gedankenvoll in den Trubel, der sich da unten im Saale entfaltete. Lebhaft wogte die bunte Menge durcheinander. Man trank sang, und hielt Reden. Eine schwüle Luft erfüllte den Saal, der im Licht elektrischer Birnen lag.

„Ich meine, es ist den meisten unter euch doch nur um den Tanz ums goldene Kalb zu tun,“ sagte der Militär zu seinem Gegenüber.

„Wenn ich in dem Getriebe Umschau halte, die Reden verfolge, die oft die Grenze der Vernunft streifen, die werbenden Blicke der Frauen, die gierigen der Männer beobachte, und noch so tausenderlei dazu, dann drängt sich mir immer wieder der Gedanke auf, das goldene Kalb, es ist der Inhalt der Bewegung; nur der Name verändert sich, heißt einmal Geldgier, ein andermal Ehrfucht, und — —“

„Hör auf,“ fiel ihm der andere ins Wort. Der schlanke Mann im polnischen Schnürrock tat rasch ein paar Züge aus seiner Zigarette und sprach dann weiter:

„Man hört, daß du kein Pole bist, kein Verständnis hast für den polnischen Geist, keine Ahnung von seiner Bedeutung für die Weltgeschichte. Es mag wohl sein, daß in der Menge Elemente leben, die im Trüben fischen, die heilige Mission unseres Vaterlandes selbst-

süchtig ausnützen, das sind räudige Schafe in der Herde. Wir werden sie besiegen!“

Das sagte der junge Mann mit einer Betonung und einer Bewegung seiner schlanken Hand, als läge schon ein ganzes Schlachtfeld solcher Feinde zappelnd zu seinen Füßen.

„Unser Volk,“ fuhr er, den Kopf in die Hand stützend, fort, „ist ein Zukunftsvolk. Heut noch rohe Masse, Ton — nichts weiter. Aber der Meister wird kommen, wird den Ton formen, wird ihm Farbe geben und Leben! Die träge Masse, durchgoren vom Sauerteig des Einigkeitsgedankens, gehoben von fortschreitender Kultur, sie wird ihre Aufgabe erfüllen und die Herrschaft der Welt antreten! Du lächelst, du fühlst dich dieser ‚Schwärmerei‘ aus deinem Deutschtum heraus hoch überlegen, und doch,“ fuhr er mit leuchtenden Augen und gehobener Stimme fort, „wenn du denken würdest, und deine Augen offen hättest für deine polnische Umwelt, würde dein Lachen vertrocknen und dein Stolz verdorren. Umsonst hat Gott nicht solche Kraft ins Polenblut gelegt! Umsonst hat Gott den polnischen Frauen nicht so große Fruchtbarkeit gegeben! Das polnische Volk wächst und wächst — noch ist es heimatslos, aber die Heimat wartet — der polnische Geist ist erwacht und läßt Tausende und Tausende von euch blinden Deutschen den Boden beackern für eine Saat, die unserem Zukunftsstaat gehört. Der Deutsche robottet mit der Geduld seines schweren Blutes, nicht für sich, sondern für uns. Gott selbst legt seine Hand strafend auf das deutsche Volk. Zähl die Köpfe der Deutschen hier im Lande, vergleiche das Resultat mit dem vor zwanzig, dreißig Jahren, du wirst erschrecken.“

„Unsinn,“ sagte sein deutscher Gefährte lachend, schlug ein Bein über das andere und bäugte eine schöne Frau im Saale.

Verlekt lehnte sich der Pole im Sessel zurück. Er achtete jede gegnerische Meinung, aber er wollte ernst genommen werden. Schweigend stieß er den Dampf seiner Zigarette in die Luft.

„Na, sei kein Frosch,“ sagte der Deutsche ihm leicht auf die Schulter klopfend. „Schließlich kleidet die Jugend ein bißchen Schwärmerei ganz gut. Wir werden uns doch darum nicht erzürnen, Stephan?“

„Nein Ralf — du hast recht, jeder Mensch hat seine Ideale, denen er sein Bestes weihet — das meine heißt Polen, das deine Weib.“ Schloß er mit merklichem Tonfall.

„Ist nicht das schlechteste,“ erwiderte Ralf und lächelte vor sich hin. „Wenigstens amüsiert man sich dabei. Ein Glas den Frauen!“ Er hob sein Glas und trank es leer.

„Daß du deinen Urlaub hier im Lande der Krähen und Pilze verlebtest, hat wohl auch einen tieferen Grund — — —“ forschte Stephan.

„Ja mein Teuerster, ein Geheimnis ist es nicht; mein Idol — du kennst ja meine Schwärmerei fürs Theater — ist nach Petersburg gereist, um dort als Ophelia zu glänzen, einstweilen bewache ich hier die Grenze.“

Beide lachten.

„Langweilig ist es in eurem Dohlenest nicht gerade,“ fing Ralf mit bedeutungsvollem Lächeln wieder an, und zwinkerte mit den Augen. „Man kann da mancherlei

erleben. In dem Hotel, in dem ich abgestiegen bin — — na weißte — —“ er blinzelte Stephan an.

Stephan sagte verächtlich „Ich weiß, das ist auch so eine Sache.“ Er fuhr mit den schlanken Fingern durch sein volles Haar. „Ich mag mich gar nicht dazu äußern. Ich bin kein Heiliger, weiß Gott, hat doch die Liebe mich aus der Priesterbahn geschleudert, aber so etwas, pfui Teufel — — —“

„Na, na,“ meinte Ralf verstimmt. „Es wäre anscheinend besser gewesen, du wärest in der Rutte geblieben!“

Im Saale gingen die Wogen hoch. Freiheitslieder wurden gesungen, und den Deutschen ein Vereat nach dem anderen gebracht. Verbrüderungen wurden beim vollen Glase geschlossen und Freundschaftsküsse ausgetauscht.

Stephan war aufgestanden. Er sah sich den Lärm da unten eine Weile mit untergeschlagenen Armen an, und Ralf meinte spöttisch: „Sag mal selbst, ob das nicht Humbug ist, wie dies da unten treiben. Studiere die Geschichte des polnischen Volkes, aber nicht einseitig, nicht solche, die gefärbt ist von Eitelkeit und Deutschenhaß, bilde dir ein objektives Urteil, und deine Ideale werden gewaltig zusammenschrumpfen. Du wirst sehen, daß der Pole immer bereit ist zu ernten, wo er nicht gesäet hat, daß ihr die Feinde eurer Sache im eigenen Lager habt. Was hat den polnischen Staat aufgerieben? Uneinigkeit, Mißwirtschaft, Verräterei!“ Ralf hatte sich heiß gesprochen. Für den Sohn des preußischen Soldaten, der selbst im deutschen Heere stand, gab es nur eine Macht, nur eine Nation — — —“

Sein Deutschtum saß ihm tief im Blute und aller Leichtsinn seiner Jugend hatte bisher daran nicht zu rütteln vermocht. Er war aufgesprungen, ging erregt hin und her, setzte sich wieder und nahm hastig einen Schluck aus seinem Glase.

Stephan stand mit finster zusammengezogener Stirn. „Ich rechne auch nicht auf die da unten,“ sagte er nach minutenlanger Pause, „dem großen Moses gleich, müssen wir uns an die Jugend halten, an die heranwachsende Generation. Die Alten, die taugen nichts für uns, denen sitzt noch der Pfahl preußischer Hörigkeit im Fleische.“

„Na, erlaube —“ warf Ralf getränkt dazwischen.

„Noch ist Polen nicht verloren!“ brauste es durch den Saal.

„Da höre,“ sagte Ralf wieder, „auch dieses Lied ist erborgten Geistes, ein Deutscher hat es gedichtet.“

„Wollen wir gehen?“ fragte Stephan statt aller Antwort. Und als Ralf zustimmend nickte, rief er den Kellner, zahlte, stand auf und streckte seine Glieder. Schlanke Glieder, die in dem polnischen Schnürrock vorteilhaft zur Geltung kamen. Als er mit Ralf das Lokal verließ, folgten ihm viele begehrlche Blicke aus schönen Frauenaugen.

Eine Weile gingen die beiden Männer schweigend nebeneinander her. Sie kamen an die Peripherie der Stadt, es dunkelte schon und die Fackeln der Hütten lobeten grell zum Himmel, der blaß und farblos war. Von diesem blassen, grämlichen Abendhimmel hoben sich die Silhouetten der Werke mit ihren Fördertürmen, Essen und plumpen Gebäuden, ihren Schlacken- und Kohlenhalben

scharf ab. Auf einer dieser Halben stand ein Häuschen, klein, schief, wie ein vergessenes Schilderhaus. Stephan sah das kleine Haus und dachte, „dort oben stand meine Wiege, dort wurde ich in Not und Elend geboren. Mein Vater — er war ein Süßling — aber warum? Weil die Großen hochmütig an ihm vorüber gegangen sind; weil ihm niemand den Weg zum Leben gezeigt.“ Laut sagte er:

„Ich denke immer, wenn wir dem Volke geistig näher treten würden, so müßte es sich heben, — siehst du, Ralf, das habe ich mir zugeschworen, im geistlichen Seminar in Krakau, mein Leben dem Volke! Meinem armen polnischen Volke, das noch physisch und geistig im Staube liegt! Als ich noch Geistlich werden wollte, da hatte ich tausend Fäden in der Hand, die zum Volke führten, jetzt, jetzt muß ich neue Wege suchen.“ Er schwieg und blickte düster in das Grau des Abends.

Ralf hatte ihm mit Verwunderung zugehört. Was Stephan anstrebte, war es nicht von berufener Seite längst eingeführt. Mit gutmütigem Spott sprach er zu Stephan:

„Mir scheint, du willst auch Eulen nach Athen tragen, tut nicht die preussische Regierung viel, um das Volk zu stützen und zu heben? Schule und Heer — — —“

„Sind hohe Bildungsfaktoren für unser Volk. Ohne Zweifel“ fiel Stephan hastig ein, „aber sie reißen die polnischen Kinder von ihrer Mutter Brust, ersticken den polnischen Geist in ihnen.“

„Na, allzuviel Polengeist hat hier wohl nie im Volk gesteckt. Ich glaube, du wirbst für einen Staat in den Wolken.“

Stephan lächelte nur, ein feines sprechendes Lächeln. Ein Mann im Radmantel ging an ihnen vorüber, sah zurück und grüßte.

„Ah,“ rief Stephan lebhaft, „Dembinski! erlaube Ralf,“ er stellte die Herren einander vor, „Redakteur und Gründer einer neuen Volksbank, Ralf von Gröve, Oberleutnant.“

Die Herren verbeugten sich.

„Was tun wir heute noch?“ fragte Ralf.

„Ich wollte eben noch nach der Waldschenke zur Mutter Steinheger,“ sagte Dembinski, „vielleicht schließen sich die Herren an? Ein Weg von anderhalb Stunden.“

Ralf stimmte lebhaft bei: Er sah nach seiner Uhr. „Es ist noch früh am Tage,“ meinte er, „ein kleiner Marsch nach langem Sitzen — — Wie stehts mit dir, Stephan?“

Der hatte sekundenlang mit sich gekämpft, schließlich willigte er ein. Die Tante kannte ihn ja nicht, hatte ihn seit Kindertagen nicht gesehen.

Der Abend war dunkel, die Luft schwül, aber Dembinski kannte jeden Stein. Er war den Weg durch den Kiefernwald oft genug gegangen. Stephan ging schweigend neben den beiden her. Als sie die Schenke erreicht hatten, zögerte Ralf an der niederen Tür, die in das primitive Blockhaus führte.

„Immer rein,“ sagte lachend Dembinski. „Sie vergeben sich nichts. Der Herr Major von Gröve war hier ein häufiger Gast, als er noch in Oberschlesien lebte.“

Da bückte sich Ralf und trat in das mehr als hundert

Jahre alte Balkenhaus, in die „Herrenstube“, deren Fußboden noch ungedielt war. Die lange Tafel stand noch so, wie vor sechzehn Jahren, als Sanitätsrat Holzmann für die Haldenkinder warb. Er war jetzt tot. Der Major verzogen, aber an der alten Hütte hatte die Zeit nicht gerührt, und in der weißgetünchten Stube saß ein Gast, der selten geworden war im Lande — Gemütlichkeit. Die drei merkten ihn bald, ließen Ungar bringen und bestellten Abendbrod. Dembinski holte Karten, Stephan sah sich nach Viki um.

Aus der Küche kam der Geruch von Krebsbrühe und Brathühnchen. Der feine Duft zog durch das Haus und setzte die Magenerven in angenehme Erregung. Draußen ging ein starker Wind; er fegte brausend über die Erde.

„Die Herren haben Glück gehabt, sind noch rechtzeitig unter Dach gekommen. Ich glaube, es gibt ein tüchtiges Gewitter,“ sagte die eintretende Wirtin und machte ein besorgtes Gesicht. Sie hatte Heu auf der Wiese, die von der Klodnik durchschnitten wurde.

Dann wanderten ihre Augen neugierig zu den Herren. Sie kannte nur Dembinski.

Der Wind wandelte sich zum Sturm und fuhr tobend um das Haus. Lachend kam das Gesinde vom Felde. Die Frauen hatten die Oberröcke über den Kopf genommen. Klatsch, fielen die ersten schweren Tropfen. Im raschen Trabe fuhr ein Wagen vor. Ein dicker Herr stieg aus.

„Ziegeleibesitzer, schwer reich, mein nächster Nachbar,“ flüsterte die Steinheger Dembinski zu, und ging dann dem neuen Gaste knickend entgegen.

Stephan war aufgestanden und sah sich im Hause um. In der Küche sah er ein feines Mädchen, mit großen braunen Rinderaugen und blonden Zöpfen. Sie waren nach herrschender Bauernsitte kranzartig um den Kopf gelegt, so, daß sie die Stirn umrahmten. Das Gesichtchen war weiß und rot, als wären Lilien mit Rosen verwoben. Die Füße waren bloß aber klein und feingliedrig.

Das ist die Schwester, dachte Stephan, und fragte eine Magd nach dem Mädchen.

„Is sie Pflegetochter von unsere Frau,“ sagte die und ging weiter.

Stephan schämte sich der Schwester vor Ralf, den er in Breslau im Lattersaal kennen gelernt hatte. Gemeinsame Spielabende hatten die Männer zu Duzfreunden gemacht. Eine Freundschaft, die nur auf dem seichten Grunde der Geselligkeit aufgebaut, ohne Innerlichkeit war. Stephan hatte nie von seiner Vergangenheit gesprochen. Der Umgang mit feinen gebildeten Menschen hatte sein Wesen und seine Manieren geschliffen. Niemand sah ihm die Kinderstube an. Er hatte auch den Lehrer auf den Nagel gehangen und war Journalist geworden; diese ungebundene Lebensstellung behagte ihm am besten. Draußen ging der Regen. Wild und polternd, nervenaufregend.

„Ein Wolkenbruch,“ sagte das Mädchen mit den blonden Zöpfen. Es huschte an Stephan vorbei an den Herd. Er folgte ihr mit den Blicken.

„Hübsch ist sie geworden, aber eine Bäuerin geblieben.“ Ein weiches Empfinden überströmte ihn, als er das frühlingsfrische Mädchel in der dürftigen Kleidung am Herd sah. Es bückte sich, raffte Holz auf, legte es auf

die erlöschende Glut; hob sich wieder empor, füllte Töpfe mit Wasser, stellte sie auf die Herdplatte und ging so geschäftig hin und her, war voller Leben und Bewegung. In diesem Augenblicke wurde auch Stephan sich der Grausamkeit des Schicksals bewußt, das an ihrem Lebenswege gestanden hatte. Wie hart hatte es die Geschwister versprengt! hierhin, dorthin, verschiedene Wege waren sie gegangen, und nun standen sie sich fremd gegenüber, obgleich sie doch aus einem Neste stammten! Nur mädchenhafte Neugier sah ihm aus den Augen Viktorias entgegen. Er schämte sich der Schwester, die barfuß vor ihm stand. Er fühlte diese Scham als Unrecht, und doch — die Klugheit hieß ihn schweigen. Wenn die da drinnen die Sphäre erkannten, aus der er gestiegen, sie würden wohl sich von ihm abwenden und er, sollte er wieder hinabsteigen in das Proletariat, aus dem ihn der Zufall gehoben — andere nannten's Glück! Es erschien ihm zweifelhaft in diesem Augenblick, das Glück, das sich an seine Fersen geheftet. Ein Glück ohne Ruhe, ohne Heim. — — —

Wie nur kam er gerade jetzt zu solchen Betrachtungen, die wie Stechfliegen über ihn herfielen? War es der Odem dieses alten Hauses, das durch Jahrhunderte hindurch dasselbe Geschlecht geschützt und geborgen hatte! Ja, unter diesem Dache hat einst die Wiege seiner Mutter gestanden. Es war nicht das Dach eines Fürstenhauses, aber das eines Freihauses, und frei wollte er bleiben, alle lästigen Bande vergessen! Schließlich geschah ja niemand Leid damit. Er atmete wie befreit auf, lockerte seinen Hemdkragen, der ihm plötzlich zu eng geworden war, warf noch einen Blick auf das Mädchen, sah ihr

sinnendes, zufriedenes Gesichtchen und dachte, ich lasse ihr den Frieden und ihre Unbefangtheit. Damit ging er wieder zurück in das Herrenstübchen. — Hier rollte das Geld, raschelte das Papier, schlugen die Karten auf den Eichentisch. Ein leiser Pfiff, ein Zischlaut, ein überraschter Ruf begleiteten das Spiel, das Stephan das Blut erhitzte. Er sah das Geld hin und her wandern und eine wilde Gier trieb auch ihm die Karten in die Hand. Die Gier, die den Menschen zur Erde zieht, sie hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht mehr locker. Er hatte Glück. Ein blauer Lappen nach dem anderen fiel in seine Hände. Der Ziegeleibesitzer und Ralf waren die Verlierenden. Den einen fochts nicht weiter an.

„Man hat hier ja keine Gelegenheit, sein Geld los zu werden,“ sagte er mit der Prozigkeit beschränkter Naturen und sein feistes Gesicht schwamm in dem Bewußtsein „Ich hab's — ich kann's“ —

Ralf, der in jedem Spiel Gelegenheit suchte, das Gleichgewicht von Soll und Haben in seiner Tasche herzustellen, wurde immer blasser und unruhiger. Dembinski gewann und verlor mit der Ruhe des Salonmannes, der niemals seine Haltung verliert. In seinem blassen Gesichte zuckte keine Miene. Es regnete noch immer, wild und polternd, nervenaufregend.

Die Wirtin kam und jammerte um ihr Heu auf den Wiesen an der Klodnitz. Aus der Küche kam das Geräusch lebhafter Stimmen. Die Mägde schälten Kartoffeln, rupften Hühner und klapperten mit dem Abwaschgeschirr. Mit dem schnellen Zungenschlag ihrer Rasse begleiteten sie die Arbeit. Dazwischen zwitscherte ein Stimmchen wie ein junger Vogel, süß und sehnsüchtig:

„Gib mich, Mutter, gib mich,
Wenn sie von mir sprechen;
Blüht die Lilie —
Ist es Zeit sie abzubrechen

Gib mich, Mutter, gib mich,
Eh mein Reiz vergeht.
Nur die Lilie duftet,
Die in Blüte steht.

Gib mich, Mutter, gib mich,
Staudesein am Rain —
Eh der Wind mich pflücket,
Trägt ins Land hinein.

Nimmer wirst erfahren,
Liebe Mutter mein
Wohin der Wind vom Garten,
Trug die Lilie dein.“

Süß und sehnsüchtig klang das Lied, wie wenn ein Waldvögelein im Frühling hinter Gitterstäben singt. Ralf vergab sich mit den Rarten und Stephan fühlte ein seltsames Kieseln in seinen Adern. „Gib mich, Mutter — — —“

Ein altes Soralenlied, das seine Mutter oft gesungen. Es brachte ihm mit all den anderen Eindrücken die Kindheit wieder nahe, regte ihn zum Nachdenken an. Eine unbehagliche Stimmung erwachte in ihm. Um sie zu betäuben, ließ er Selt bringen, der Ziegeleibesitzer ließ sich auch nicht „lumpen“, und bald wurde die Stimmung durch Wiß und muntere Reden sehr belebt. Es wurde spät als die Herren an den Ausbruch dachten. Da es aber noch immer regnete, zogen sie es vor, im Wirthaus zu übernachten. In einem Anbau fanden sie bescheidene Unterkunft.

„Aufs Jahr wird's besser sein,“ sagte die Wirtin, die ihnen die Zimmer zeigte, „wir bauen. Drüben an der neuen Beuthener Straße, ich denke, wir kommen noch vor dem Winter unter Dach.“

Ralf fand keinen Schlaf. Ihn störte die Engigkeit der Kammer, ihn störte der noch immer rauschende Regen; in sein Denken, das nach dem Spielverlust nicht erquicklich war, mischte sich der Gesang „gib mich, Mutter — —“ und erregte ihn; oder war es der Sekt, den er im Übermaß getrunken?

Als er nach kurzem Schlummer erwachte, fühlte er sich sehr unbehaglich. Der Kopf brummte ihm, mehr noch quälte ihn die Ebbe in seiner Tasche. Mürrisch und verärgert trat er ans Fenster.

„Ich werde bei Stephan eine Anleihe machen müssen,“ dachte er in dem Bewußtsein, daß sein nächster Wechsel erst in vierzehn Tagen fällig war. „Das dumme Spiel, immer wieder ließ er sich verführen und hatte doch so selten Glück dabei!“

Er riß das Fenster auf. Rühl strömte die Luft herein. Es regnete nicht mehr, die Wolken ballten sich und jagten noch immer unter dem Himmel. Auf den Grashängen standen Nebel, und dort, wo die Klodnitz die Wiesenniederungen durchschnitt, er traute seinen Augen nicht, breitete sich ein großer Wasserpiegel aus, auf dem zerrissene Heuballen herum schwammen. Der dunkle Kiefernwald stand als ernste Wand dahinter. Noch immer glaubte Ralf an eine Täuschung seiner übernachtigten Augen. Er wußte doch genau, daß dort, wo heut die grauen Wasser wogten, sich gestern noch Wiesenland gezeigt hatte. Schärfer suchten seine Augen

das Grau des trüben Morgens zu durchbrechen — — da kamen aus dem Gasthause Knechte und Mägde mit Hacken und Rechen, sie schürzten die Kleider, stiegen in das Wasser, das mehr als kniehoch war, und jagten ihm die Beute ab, die es auf seinem Rücken trug.

„Das schöne Heu!“ klagte die Wirtin, die oben auf der Straße stand und die Leute dirigierte, „einen Tag noch und es war geborgen. So viel Geld hat es schon gekostet, man wird es kaum zur Streu verwenden können!“

Grollend zogen die geballten Wolken, Furien gleich, in ihrer Wildheit; grollend gurgelten die Wasser der Klodnik, die den Wiesensee mit raschem Wellengange durchschnitt. Das Gesinde lachte, Männlein wie Weiblein tummelten sich scherzend, und dem schwimmenden Heu nachjagend in dem Wasser.

Die Szenerie hatte trotz der damit verbundenen wirtschaftlichen Schädigung einen humorvollen Anstrich, dem sich auch Ralf nicht entziehen konnte. Ein faustisches Lächeln kräufelte seinen weiblich weichen Mund, als er die ländlichen Nereiden ihre derben Reize so unbefangenen Preis geben sah. Auf einmal stutzte er und sein Gesicht nahm einen interessierten Ausdruck an. Am Rande des Wassers stand ein Mädchen hoch geschürzt, schlank wie eine junge Birke, weich und fein im Bau der Glieder. Nur Rock und Hemd bedeckte sie. Wenn sie sich bückte, um mit den runden schlanken Armen das Heu zu fassen, das ihr die anderen zutrieben, hob sich ihr zarter Busen rund und weiß aus dem groben Linnen ihres Hemdes. Blonde Zöpfe schmückten ihren Kopf wie Ahrenkränze, und ihr Gesicht war weiß und rot.

„Gib mich, Mutter, gib mich, eh mein Reiz vergeht —“

Warum ihm dieses Lied einfiel, das seinen Schlaf gestört? Ach nur sie konnte die Sängerin sein! Seine Augen bohrten sich in die junge Mädchengestalt, die im Neigen und Heben ihres Körpers, beim Haschen des schwimmenden Heues eine Grazie entfaltete, die ihn entzückte.

„Trivial ist der Vergleich,“ dachte er, „aber hier in der vollen Natur kann ich keinen besseren finden. Ich muß sagen, das Mädchen ist schön, wie eine wilde halberblühte Rose, die der Tau geküßt.“ Und so ging ihm die Lust an diesem Mädchen ins Blut, daß er laut aufjauchzte, wie ein Bauernbursch, wenn er zur Liebsten geht.

Wie der Werbeschrei des Falken flog sein Jauchzer über das Wasser und traf das Ohr des schlanken zarten Kindes. Auf sah es, drehte den Kopf wie ein Reh, wenn es windet, und neigte ihn blutübergossen. Es hatte den feinen jungen Mann im Fenster gesehen. Ein Funke aus der Glut seiner Augen war hinübergesprungen in ihr Herz.

„Gib mich, Mutter, gib mich,
Eh mein Reiz vergeht.
Nur die Lilie duftet,
Die in Blüthe steht . . .“

Als Ralf in die Herrenstube trat, hörte er Dembinski zu der Wirtin sagen, indem er auf Wiki zeigte, die barfüßig in ihrem nassen Rocke über die Straße gelaufen kam:

„Ein feines Kind, schade daß Sie das liebe Mädchen so herumlaufen lassen.“

Da warf die Wirtin die Lippe auf und sagte mit dem Hochmut ihrer Klasse:

„Keine Sorge um das Mädcl. Dem geht's besser als manch einer, die feine Schuhe trägt! Der Freier ist auch schon da. Ein reicher Mann, um den sie alle Mädchen in der Runde beneiden werden.“

Stephan hörte es, freute sich und dachte:

„Es ist gut so, ich will ihren Frieden nicht stören.“

Ralf hörte es, und bitterer Neid kroch in sein Herz. Neid auf die brutale Kraft, die diese Lilie brechen sollte.

Der Wagen des Ziegeleibesitzers fuhr vor, die Herren nahmen dessen Anerbieten an und fuhren mit bis in das nächste Dorf. Hier spürte man schon das Atmen der nahen jungen Stadt; kräftig reichte es herüber. Ein Heer von Menschen und große Wagenzüge belebten die Straße. Rauch und Hüttenlärm sprach von dem vollen Leben, das hier pulste.

Auf dem Bahnhofe trennten sich die Herren. Dembinski wollte nach Krakau, Stephan nach Rattowitz und Ralf ging den Weg zurück, den er gekommen. Still ging er, ein glimmendes Feuer in den hellen Augen, seine Lippen summten:

„Nimmer wirst erfahren,
Liebe Mutter mein,
Wohin der Wind vom Garten
Trug die Lilie dein“.

Frau Steinheger sah in den nächsten Tagen oft ihr Pflögetöchterchen an. Mit Freude und mit stiller Sorge

sah sie das Kind. „Es ist Zeit das Häubchen zu bestellen,“ dachte sie, „sonst fällt ein Falk in meinen Taubenschlag.“

Sie hatte für das Kind, das ihre Erbin werden sollte, schon gesorgt. Im Oberdorf wohnte ein Wirt aus der Verwandtschaft ihres Mannes. Dem war das kleine süße Ding versprochen, lange schon. Noch in derselben Woche ging sie hin; besprach mit ihm die Hochzeit und die Mitgift lang und breit. Als sie wohl eine Stunde lang so hin und her geredet, geschachert und gehandelt hatten, da sagte der Fabian:

„Nu ja, ich will mal rauskommen nach Ernteschluß. Mach derweil alles zurecht.“

Er spie den braunen Speichel aus und schob neuen Printabak in die Mundhöhle, spuckte in die Hände und langte nach der Düngergabel. Das Gespräch hatte vor dem Kuhstall stattgefunden.

10.

Lebenswende.

„Und ich muß Sie immer wieder fragen, junger Freund, haben Sie keinen Einfluß auf die Frauen?“

[Es war Wagner, der diese Frage mit einem Blick nach dem Schloßchen der Frau von Merten tat. Beide Herren kamen vom Walde und gingen durch den Park.

Johannes sah nachdenklich zu Boden. „Wenn Sie ihn nicht haben, Herr Direktor — —“

Ein feines Lächeln zog um den Mund des alten dürren Männleins.

„Ich bin ein Mensch, der schlafen geht,“ sagte er,

„aber Sie, mit ihrer frischen Jugend, ihrem Wagemut! Sie sollten das Glück an dem hübschen krausen Schopfe fassen, der sich ihnen entgegen trägt. Mensch, haben Sie keine Augen im Kopfe, oder wollen Sie nicht sehen! Seien Sie einmal ehrlich, haben Sie noch nie daran gedacht, welche Aussichten ihnen die, na sagen wir Freundlichkeit der jungen Merten bietet? Er blieb stehen und packte Johannes, der ihn um mehr als Kopfeslänge überragte, am Rockknopf:

„Zweimal pocht das Glück nicht an unsere Tür! Ich kann Ihnen nur sagen, greifen Sie zu, ehe es zu spät wird. Als Besitzer der Werke könnten Sie hier Wandlungen schaffen — — Wandlungen — — mir schwindelt der Kopf. Millionen warten hier auf Auferstehung. Der Boden, auf dem wir stehen, deckt Gold, schwarzes Gold! Geböhrt muß werden — — kurz, auf dem trockenen dünnen Acker hier rundum muß das heiße, schaffende Leben seine Werte prägen. Wimmeln muß es hier von Arbeitern, sausen von Maschinen, die Weiber, verzeihen Sie, die wollen nicht recht dran. Sie halten ängstlich am Pfennig fest. Es fehlt ihnen der Blick für das Große, Weite, oh — — —

Er bedeckte die Augen mit der Hand, als blende ihn die geschaute Lichtquelle, die dieses tote Land beleben sollte.

Johannes hörte stumm zu. Die Worte Wagners glichen dem befruchtenden Regen auf keimende Saat. Alles was Wagner hier so klipp und klar heraus sagte, lebte schon lange auf dem Grunde seiner Seele. Elinor kam ihm tatsächlich entgegen, sie suchte seine Gesellschaft, sie warb um ihn mit der Sicherheit, die Reichtum gibt.

„Die Frau,“ fing Wagner wieder an, und legte verächtlichen Nachdruck auf das Wort, er war kein Frauenfreund, „die Frau sagt immer nur: ‚Für mich langts und für meine Tochter ist mehr als genug da‘, — als ob wir bloß für uns zu schaffen hätten! Als ob wir Männer nicht gar oft auch um den Preis des Lebens Werte schaffen müßten, die erst nach dem Tode realisiert werden! Die Frau hat keinen Humanitätssinn, sie müßte sich sonst sagen, daß wir auch an die Kinder der Menschen denken müssen, die heut in unseren Dienst gestellt sind, daß wir ihre Zukunft sichern müssen durch neue Arbeitsgelegenheit.

Die Zeit ist günstig, die Konjunkturen heben sich beständig, wir gehen einer großen Zeit entgegen,“ er machte eine kleine Pause, räusperte sich, schielte Johannes von der Seite an und fuhr fort, während sie langsam weiter schritten:

„Ich möchte da auch gleich eine andere Frage anschneiden.“

Johannes sah auf, sah fragend in die klugen Männeraugen, die so ausdrucksvoll in die seinen schauten.

„Sind Sie Politiker?“ fragte Wagner vorsichtig forschend.

„Nein,“ erwiderte Johannes verwundert, diese Frage hatte er nicht erwartet. „Sie wissen es ja, verehrtester Herr Direktor, ich habe immer nur ein Ziel vor meinen Augen gehabt, einer Aufgabe mein Leben geweiht. Ich halte nichts von einer Zersplitterung der Kräfte.“

„Um — ja, — ich weiß!“ gab Wagner zur Antwort und konnte es nicht verhindern, daß Tadel in seinen Worten lag.

„Ich weiß, leider, — aber das muß anders werden!

Ich sagte Ihnen schon, wir brauchen Männer, deutsche Männer hier an der Grenze. Ich meine, auch Ihnen dürfte die Bewegung nicht entgangen sein, die hier eingesetzt hat, um unser Volk zu verheizen und die doch gerade bei uns keine Daseinsberechtigung hat! Die Polen, denen der Posener Boden unbequem oder zu sandig ist, kommen zu uns mit dem Gift des Aufruhrs. Hinter ihrem Fanatismus birgt sich leider nur zu oft mehr Selbstsucht als dies die große Menge ahnt. Mit ihrem Fanatismus schröpfen sie das Volk, da ist der Dembinski, der Volksbeglucker, ein Kerl, der das Stäuben wert wäre, haben Sie den famosen Kaufkontrakt in die Hände bekommen, der einen Teil unserer Bauern für einen Wald in Rukulsheim mit Tausenden verpflichtet, alles mit der Begründung, Macht zu erreichen, um den deutschen ‚Bluthunden‘ etwas am Zeuge flicken zu können. Sehen Sie, junger Freund, so schaut's heut bei uns aus. Donnerwetter, wenn ich so denke — — noch vor zehn Jahren haben sich unsere Kerle hier stolz in die Brust geworfen und geschrien: ‚Bin ich Preuße und kein Pollack verfluchtes.‘

Also Augen auf und einen Damm geworfen gegen dieses Volk, das ernten will, wo es nicht gesäet hat.“

Johannes war still neben Wagner hergegangen. Vieles, was der Eiferer da vor ihm ausgekramt, war ihm selbst schon durch den Kopf gegangen. Wagner hatte nicht so unrecht. Diese politischen Nörgeleien verdarben zum mindesten den Charakter des Volkes, es mußte ihnen gesteuert werden.

Die Herren waren in die Nähe des Schloßchens gekommen. Der feine Renaissancebau schaute weiß und

leuchtend aus dem Grün des Parkes. Rosenanlagen breiteten sich davor aus und standen in zweiter köstlicher Blüte. Und vor den Rosen stand Elinor, in eleganter Sommertoilette. Bei ihrem Anblick stieg Johannes das Blut zum Kopfe, er fühlte, wie der Wunsch nach diesem Mädchen in ihm wuchs und wuchs. Die Ehrsucht, die unter Wagners Worten üppig in ihm aufgeschossen war, zeigte ihm den Gipfel seines Strebens im Besitz der vornehmen, reichen und schönen Frau. Und als Wagner mit einem leisen Neigen des Hauptes nach Elinor hin sagte:

„Na junger Freund, das Eisen glüht — — —“

Da hatte er nur die eine Antwort:

„Meine Wiege, Sie vergessen meine Wiege Herr Direktor!“

„Na, aber,“ sagte Wagner mit gutmütigem Spott, „wenn Sie noch nicht hoch genug geboren sind?! — aber Scherz beiseite, nur kleine Seelen messen und wägen beständig. Wirkliche Kraft hält den Himmel nicht zu hoch für ihr Begehren. Was wollen Sie denn? stehen wir nicht auf einem Boden, der einen Godulla, Winkler, Grundmann, Vorsig und andere getragen hat! Fürsten der Arbeit und Intelligenz! Die brauchen vor niemanden die Augen zu senken.“

So feuerte Wagner seinen jungen Freund zu einem Entschlusse an, dessen Keime lange schon in seiner Seele gelegen hatten. Eine vornehme, reiche, schöne Frau, wenn er die gewann — — —

Wagner war gegangen und Johannes allein in dem sommerschwülen Parke. Allein mit dem Mädchen, das mit seinen kleinen Händen ein großes Glück zu schenken

hatte. Sie stand und bewunderte die glühenden Kelche der roten Rosen, steckte wohl auch ihr feines Näschen hinein, stand und wartete. Es war still im Park. Sommervögel gaukelten über die blumigen Wiesen und vom dunklen Tannenhain pfiff der Pirol — tiu — tiu —.

Da wachte sie auf die goldene Zeit seines seligsten Knabentages. Da sah er es wieder, das kleine Mägdelein in der Flut ihres Goldhaares liegen und fühlte, wie er seine Lippen auf das Händchen gepreßt. Inbrünstig fromm, als küsse er das Jesulein, das daheim im Weihnachtskripplein ausgestellt gewesen.

„Tiu — tiu —“ flötete der Pirol, „greif zu — greif zu.“

Elinor hatte sich gewandt und kam ihm entgegen. Die weißen Spitzen ihres Kleides schmiegt sich weich um ihre runden schlanken Glieder. Ein rosa Sonnenschirm gab ihrem pikanten Gesichtchen feinen Farbenton.

Johannes ließ die Vergangenheit sinken. Ihm wars als schloße sich ihm eine kleine Thür zu heimlich süßer Freude und ein Brunkgemach täte sich vor ihm auf. Tiu — tiu — rastlos pfiff der Vogel. Immer näher kam Elinor, und als sie vor ihm stand in ihrer Jugendpracht, als sie von unten herauf einen heißen Blick aus dunklen Augen zu ihm sandte, da lief eine Blutwelle durch seine Adern und packte ihn.

Frau von Merten blickte auf als ihre Tochter eintrat. Es lag etwas sieghaftes in Elinors gehobener Stimmung. Die Baronin nahm ihr Stielglas und musterte die Tochter erstaunt und fragend.

„Ja schau mich nur an Mutter — ich habe mich soeben verlobt!“

„Der — — lobt?“ fragte Frau von Merten ungläubig.

Elinor spielte mit ihrem Sonnenschirm, ein kleines Pariser Kunstwerk aus Spitzen, Seide, Elfenbein und Gold. Sie hielt den Blick gesenkt; die roten Lippen zeigten einen Zug starken Eigenwillens.

„Mit dem Direktor Johannes Willczek habe ich mich verlobt.“ So — nun war das schwerste geschehen. Sie atmete auf und hob den Kopf wieder frei und stolz.

Die Augen der Baronin zeigten ungläubige Abweisung und Entrüstung.

„Mach nicht so unpassende Scherze.“ Verwies sie die Tochter.

„Es ist kein Scherz, ich liebe diesen Mann.“ Sagte Elinor fest. Da loderte der Zorn in den Augen der alternden Dame auf und sprang mit gelbem Feuer aus ihren Augen.

„Kennst du die Wiege dieses — — — Menschen!“ rief sie im höchsten Diskant.

„Ich habe ihn im Leinwandrock gesehen; barfuß weidete er die Röhre unseres Wirtschafers. Und dieser Betteljunge — Gott! — schrie sie auf — kann es wirklich so etwas geben? Läßt du es zu, daß meine Tochter — — meine einzige Tochter — — weißt du auch,“ unterbrach sie sich, „daß königliches Blut in unseren Adern fließt!“

Hoch aufgerichtet stand sie da, aber ihre kleine hagere Figur in dem schweren grauen Seidenkleide hatte nichts Königliches an sich.

„Ja — in weiblicher Linie stamme ich von dem letzten Jagellonenkönige ab und du — — du — — entartete —“

ihre Stimme schlug über, sie warf sich in einen Sessel und schrie wild auf.

Elinor blieb kalt. Solche Szenen waren ihr nicht fremd. Sie war dabei gewesen, als man nach solchem Auftritt den Vater stumm aus dem Zimmer getragen. Er war nie wieder aufgewacht. Die alte Julka vom Vorwerk war damals zufällig im Hause gewesen und Elinor hatte es von den Lippen dieser Frau gehört:

„So ein Satan — hat sie arme gnädige Herr getödet.“

Elinor, damals noch ein Kind, hatte den Sinn der Rede nicht verstanden. Heut' wurde er ihr plötzlich klar.

Sie wartete bis die größte Wut der Mutter abgeflaut hatte, dann sagte sie:

„Wer fragt nach der Wiege des Mannes, der uns vollwertig entgegentritt! Ich liebe Willezet; weil er hoch über den Durchschnittsmenschen steht,“ schloß sie und knickte dabei achtlos eine der kostbaren Orchideen, die den vergoldeten Blumenkorb füllten.

„Und deutsch ist er — deutsch!“ jammerte die Baronin und rang die Hände.

„Soll ich vielleicht einen Franzosen heiraten?“ fragte Elinor spöttisch.

Frau von Merten gab keine Antwort. Sie wußte es, hier konnte sie nichts ändern. Ihre Tochter war majorenn, war nach des Vaters Testament alleinige Erbin des großen Vermögens. Ihr war nur ein Pflichtteil geblieben. So hatte der Mann sich gerächt, dem sie das Leben vergällt und verbittert. Den sie mit Zorn, Eifersucht und Selbstsucht in den Tod getrieben!

Sie ließ den Kopf sinken und weinte, weinte vor ohnmächtiger Wut. Elinor warf einen kalten Blick auf

die zusammengesunkene Gestalt der Mutter und verließ das Zimmer.

Im Herbst fand die Hochzeit Elinors mit Johannes statt, zu der nach Auspruch der Baronin Kreti und Pleti geladen war. In Wahrheit waren es die besten Vertreter von Geist, Wissenschaft und Kapital, die sich da zusammengefunden hatten; die international, ein gemeinsames Band verflocht — das wirtschaftliche Interesse an dem Kohlenreichtum Oberschlesiens. Mit der Beseitigung des geschäftlichen Tiefstandes war ein Fieber, ein Goldhunger ins Land gekommen wie nie zuvor. Neue Werke hoben sich mit amerikanischer Schnelligkeit aus der zerrissenen Erde. Greif zu — greif zu —! Es lag förmlich in der Luft. Es wurde gearbeitet — gearbeitet wie noch nie! Das war eine Hast, ein Überstürzen, ein Jagen — Bald fehlte es an roher Arbeitskraft. Von auswärts wurde sie herangezogen. Armes, niederes Volk, das die Unkultur der eigenen Heimat mit sich führte und das Polentum im Lande numerisch stärkte. Überall tauchten Führer auf, deren Namen, fremd im Lande, auf Posen wiesen oder auf Galizien. Sie führten eine Sprache, die zu der Phantasie, zu dem politischen Rinderverstande des Volkes redete, es ergötzte und verwirrte. Eine Sprache die Gift in die naive Volksseele träufelte und Haß in Volkskreise trug, die bis dahin friedlich nebeneinander gelebt hatten. Haß gegen eine Macht, von der es abhängig war — politisch, wirtschaftlich und kulturell. Nichts wurde geschont, um das Volk zu ködern, nicht einmal das Höchste, Innerlichste — die Religion! Wie oft man auch hier die heimliche Triebkraft nur die Sucht und Gier nach dem Golde. Es lebt sich gut aus fremder Tasche. Und es tut

der polnischen Sache keinen Abbruch, wenn sie mit deutschem Gelde geführt wird! Manch armer Bauer kam so durch schöne Worte um seine letzten Groschen, und kein Jammern, kein Fluchen brachte sie zurück. Unter solchen schlechten Propheten litt freilich auch die Sache der Polen, und jene Führer, die nichts weiter anstrebten als die Erhaltung der polnischen Art, kamen gar oft in eine Sackgasse oder gerieten in Gefahr, politisch falsch beurteilt zu werden. Unter den Polenführern, die am meisten von sich reden machten, wurden die Namen Dembinski und Stephan Willczek genannt. Dembinski stand einer Zeitung vor, hatte eine Volksbank gegründet und den Bauern den Waldkauf in Rukulsheim vermittelt.

Es war eine bittere Stunde, in der Johannes zu dem Bewußtsein kam, daß sein Bruder Stephan im Polenlager stand. Eine bittere Stunde, die ihm mit grausamer Klarheit zurief: „Für wen hast du gearbeitet all die Zeit? Hast du für das Volk getan, was dir das Leben zu tun gebot? Nicht darum stattet Mutter Natur einzelne Individuen mit besonderen Gaben aus, daß sie selbst groß und mächtig werden — sie will — daß diese eine Kraft zur belebenden Macht wird für viele, die schwach und klein sind! Du aber denkst nur an dich und stehst beiseite, während das Volk, dem du Führer sein sollst, in die Irre gelockt wird von Feinden deiner Rasse. Und dein Bruder steht mitten unter ihnen. Derselbe Bruder, der gleich dir deutsch beten lernte, ehe noch ein polnischer Laut über seine Lippen ging.

Die polnische Frage, sie hatte bis heut' nicht auf seinem Wege gestanden. Das flüchtige Interesse, das Wagner in ihm geweckt, war bald genug wieder erloschen; oder

doch zurückgedrängt durch seine Heirat. Es gab da so vieles Neue, das an ihn herantrat — er hatte wirklich nicht Zeit dafür. Zudem legte er der Sache keine ernste Bedeutung bei, und wenn hie und da Reden an sein Ohr schlugen von der Befreiung Polens, der Wiederaufrichtung des polnischen Königthums, da lächelte er über die politischen Heißsporne, wie man über Kinderphantasien lächelt.

Da war auf einmal ein greller Lichtschein in das Dunkel gekommen, in das Selbstsucht und Bequemlichkeit ihn gehüllt. „Stephan ein Pole!“ es traf ihn hart.

Er sprach mit seinem bewährten Freunde Wagner darüber. In seinem Arbeitszimmer saßen sie. In demselben Zimmer, in dem einst Johannes barfüßig und im Leinenkittel die frohe Botschaft empfangen:

„Du darfst den Unterricht meines Knaben teilen!“ Jene Botschaft, die so einflußreich für sein Leben geworden.

Nichts erinnerte mehr an die Zeit als ein fein geschnittener Frauenkopf im Mittelfelde der eichenen Thür. Der Major hatte einstmals das Profil seiner Frau in diese Thür geschnitten, in halber Spielerei, während sie an seinem Schreibtisch geseßen. Nun schaute der Kopf mit seinen edlen Linien auf das nachdenkliche Gesicht des Hausherrn.

Wagner, der kleine bewegliche Mann mit dem ergrauten Spitzbärtchen, saß ihm gegenüber. Seine hellen Augen blickten Johannes an, und auf seiner Stirn stand die Frage:

„Sollte er wirklich nicht wissen, daß sich in seinem eigenen Hause solch ein glimmender Polenherd befindet,“

der seine Funken in die Welt speit? Daß es die Baronin mit den Altpolen hält?“

Das glattrasierte Gesicht des Grubenbesizers sah in der That ganz unbefangen aus. Es war nur Ärger über den Bruder, der seine Stirn in Falten legte und in den rässigen Nasenflügeln bebte.

Wagner nahm umständlich eine Prise, schneuzte sich und sagte:

„Ich will offen mit Ihnen reden, junger Freund. Sie haben zu wenig Interesse für die große Allgemeinheit. Ein wenig Ehrgeiz auch nach dieser Seite hin — — — er wäre von Nutzen. Schließlich rächt sich jede Unterlassungssünde. Was haben sie davon, wenn ihre Leute aufständig und verhetzt werden? Tatsache ist es, daß sich die Polen rühren. Ich weiß nicht, wie weit die Bewegung bei uns gediehen ist. Aus sich selbst heraus ist sie nicht entstanden. Das ist nach Lage der Dinge auch ganz unmöglich. Unser Volk hatte bis dahin nicht einmal eine Ahnung von einer polnischen Dynastie. Aus dieser politischen Ruhe haben es die fremden Heher aufgerüttelt! Diese Krakehler, denen die eigene Heimat zu eng geworden ist, und die sich plötzlich besonnen haben, daß da in Oberschlesien ein sprachverwandtes Volk lebt! Ein Volk, das durch jahrhundertelangen Einfluß deutscher Art anfängt, sich von dem Boden zu erheben, auf den es einst polnische Herrschaft gedrückt! Die große Frechheit, mit der hier der Versuch gemacht wird, deutsche Kulturwerte auszubenten, erinnert mich an den jungen Ruckuck im fremden Nest, der ja auch die rechtmäßigen Nesthocker hinauswirft, um sich selbst mästen zu lassen von den kurzichtigen Vogel-
eltern!“

Der alte Herr war sehr rot geworden. Seine Augen blitzten, die Stirnadern füllten sich, wie immer, wenn er dieses Thema beackerte.

„Man spricht immerfort davon, wie bitter unrecht den Polen durch das Sprachengesetz geschieht. — Nun, soll der Deutsche wirklich zusehen, wie überall seine Art unterbunden wird? Gehen Sie nach Ungarn, Böhmen, Österreich, Galizien, gehen Sie den Spuren deutscher Arbeit nach, und Sie werden staunen über die Menge deutscher Kraft, die überwuchert worden ist durch fremdes Wesen! Soll es wirklich wahr sein, was einmal gesagt worden ist, daß wir Deutschen nur Kanonensfutter und Kulturpioniere sind?!“

Er war im Zimmer auf und ab gegangen, blieb jetzt vor Johannes stehen, sah ihm scharf ins Gesicht und sagte:

„Ich sehe, Sie sind immer noch nicht überzeugt, nun ich hoffe, daß Sie nicht am eigenen Leibe erfahren was Polenhaß bedeutet.“

Damit wechselte er das Gespräch und war bald wieder der routinierte Geschäftsmann, der mit Johannes die Vor- und Nachteile verschiedener neuer Einrichtungen auf den Werken besprach.

Es war die Zeit die nur den Starken hob, den Schwachen sinken ließ. Johannes hatte zu kämpfen, hatte die Konkurrenz der Kohlenkönige zu parieren. Es gab viel Arbeit, und die politische Bewegung, der er sich nun enger anschloß, verschlang viel Zeit. Seine junge Frau war viel allein — viel bei der Mutter, die die Parterreräume des Schloßchens für sich behalten und die Viele zu gemeinsamer Benutzung ausgestattet hatte.

Mit Raminwinkelchen, Erker, Leseecke und was sonst mit Geld, Geschmack und moderner Technik zu erreichen war, war der Raum recht behaglich geworden. Großer Blumenreichtum verlieh ihm Freundlichkeit und Frische. Der Ausgang nach dem Garten hatte breite Glasfenster, durch die ein liebliches Parkbild zu schauen war.

Elinor lag in ihrem Schaukelstuhl, rauchte Zigaretten und las den neuesten Roman von Maupassant. Ihre Mutter häkelte Weihnachtsarbeiten für das Siedenhaus. Hin und wieder fiel ein prüfender Blick auf die Tochter. Die sah müde und gelangweilt vor sich hin, was die Mutter nicht ohne Genugtuung feststellte.

So hatte diese Ehe nicht gegeben, was Elinor von ihr erhofft!

„Ich glaube, die Heirat reut dich schon?“ fragte die Baronin mit schlecht verhehlter Schadenfreude.

Ein feines Rot stieg bei der unerwarteten Frage in das Gesicht der Tochter. Sie wandte sich ab, um der Mutter nicht zu verraten, daß hier eine Frage aufgeworfen wurde, der sie selbst schon lange Zeit grüblerisch nachging. Reute sie ihre Ehe? Sie wußte keine Antwort darauf. Befriedigt fühlte sie sich nicht. Johannes war höflich und zart, er war ein guter Ehemann, aber kein Liebhaber. Sie langweilte sich in dieser Ehe.

„Johannes ist immer so stark beschäftigt,“ sagte sie gähnend und langte nach einer Zigarette.

Ein Diener kam und brachte eine Karte. „Stephan Willczek, Journalist und Schriftsteller,“ las die Baronin. Die Karte war polnisch geschrieben. Die Baronin hielt sie lange in der Hand. Ein Pole — ein Schriftsteller — und Willczek hieß er, wie ihr Schwiegersohn. Was wollte

der von ihr? Es kam oft genug vor, daß verlotterte Menschen unter dem Deckmantel der Begeisterung für die Wiedererhebung des Reiches Polen Betteleien machten! Aber sie war doch neugierig.

„Ich lasse bitten,“ sagte sie zu dem Diener und gab die Karte ihrer Tochter.

„Vielleicht ein Verwandter deines Mannes,“ setzte sie höhnisch hinzu, „ich habe mich überhaupt schon gewundert, daß sich noch niemand von seiner Sippe eingefunden hat.“

Elinor machte eine abweisende Gebärde.

„Immer stichelst du Mutter!“

Sie zog die Schultern hoch und sah nach der Thür. Ein schlanker, modern gekleideter Herr trat ein und stellte sich als Bruder des Hausherrn vor.

Frostig lud ihn die Baronin ein Platz zu nehmen. Ihr welkes, spitzes Gesicht zeigte Mißtrauen und Hochmut.

Stephan überbrückte den kühlen Empfang durch gewandtes und gefälliges Wesen. Er ließ seine Blicke von der Mutter zur Tochter gleiten, und ein Aufleuchten seiner Augen zeigte, daß sie Eindruck auf ihn gemacht.

Auch Elinor war überrascht. Sie kannte ihres Mannes Lebensgeschichte ganz genau — hatte immer das Auftauchen der Geschwister gefürchtet; ihrem Einfluß war es besonders zuzuschreiben, daß sich Johannes nicht mehr um die Seinen gekümmert hatte.

Nun saß der Bruder vor ihr, er glich durchaus einem Menschen von guter Erziehung, aber, und das war das Wunderbare — er saß als Nationalpole vor ihr, während doch ihr Mann deutsch war, durch und durch deutsch! Das regte sie auf.

„Sie sehen mich erstaunt,“ sagte sie lebhaft, „ich wußte es nicht, daß mein Mann aus so polnischer Familie stammt.“

Da wurde Stephan rot. „Ich bin in Krakau erzogen worden,“ erwiderte er verlegen und strich mit schmäler, gepflegter Hand über sein dunkles, gescheiteltes Haar.

„So hat Sie der Zufall zum Polen gemacht?“ fragte Elinor nicht ohne Spott.

Er sah in ihre funkelnden Augen und sagte:

„Ja und nein. Mein Vater war polnischer Abkunft — es ist wohl möglich, daß unter andern Bedingungen das Blut in mir geschwiegen hätte — aber ich fühle mich aus Überzeugung Pole.“

In den Augen der Baronin leuchtete es auf. Sie wurde freundlicher, lebhafter im Gespräch, und als er schied, bat sie ihn, recht oft wiederzukommen.

„Wir brauchen Freunde für unsere gute Sache,“ sagte sie, ihm die Hand zum Kusse reichend.

„Ein netter Mensch,“ äußerte sich die Baronin, als er gegangen war, zu ihrer Tochter. „Er gleicht in nichts seinem Bruder — ist ganz das Gegenteil von dessen Värenart — beweist wieder einmal, wie himmelhoch der Pole den Deutschen an gesellschaftlicher Bildung überragt.“ Sie hatte das mit einem Unterton gesagt, der eine Herausforderung deutlich hören ließ. Benutzte sie doch jede Gelegenheit, ihr Mißfallen an dem Schwiegersohn zu zeigen.

Elinor, die der Mutter immer widersprach, aus Prinzip, auch dann, wenn sie nicht anderer Meinung war, sagte nachlässig:

„Um ja — anders ist er — man sieht ihm den Dichter

an; ob er aber gebildeter ist, muß doch erst abgewartet werden.“

Frau von Merten sah ihre Tochter scharf an.

„Es ist anständig von dir, daß du deinen Mann verteidigst, aber ein Plebejer bleibt er deshalb doch.“

11.

Das Kränzlein muß verdorren . . .

Der Herbst kam bunt und glänzend ins Land. Er hatte nichts von der traurigen Schwermut, die ihm junge Dichter zusprechen, weil sie, dem Tode noch so weit entfernt, gern mit ihm spielen. Lachend kam der Herbst, und als Verschwender. Er behing die Bäume mit rotem und gelbem Golde, mit lockenden Früchten, und brachte der Erde Sommerwärme. Die Waldschenke war täglich belebt von sorglosen Menschen, die noch ein bißchen Waldfreiheit genießen wollten, ehe der Winter kam. Das neue Gebäude war richtig noch fertig geworden. Innen und außen ausgebaut und bot bequeme, freundliche Räume, die mehr als hundert Gästen Platz gaben. Die Wirtin war in bester Laune. — Das gute Herbstgeschäft lachte aus ihren Augen. — Sie sprach gern von der nahen Hochzeit ihrer Pflgetochter.

Der Bräutigam wollte nun auch nicht länger warten. Sein Feld war bestellt, die Ernte unter Dach, nun kamen bald die langen, einsamen Wintertage, da war so ein frisches sauberes Weibel im Hause recht gemüthlich. Er drängte täglich mehr mit der Hochzeit, und so kam es, daß eines Tages goldgeränderte Karten in alle Bauernhöfe des Dorfes wanderten und höflich zur Hochzeit luden.

Die Bauern schüttelten die Köpfe über diese neue Mode. War es doch Brauch, daß Braut und Bräutigam die Gäste persönlich einluden. — „Nu ja,“ dachten sie, „die Steinheger — — — die hat's ja — — — die kann sich ja prohen!“

Auch an Johannes war eine Einladung abgegangen und an Stephan. Beide Brüder hatten abgelehnt. Stephan suchte in einem langen Schreiben, das aus Krakau kam, sein Fernbleiben zu motivieren. Johannes hatte eine unaufschiebbare Reise vor. Er sandte ein wertvolles Geschenk und schrieb warm und herzlich. Nach seiner Rückkehr wollte er kommen und sich die kleine Viki als junge Frau ansehen!

Die Wirtin warf das Schreiben ins Feuer, warf die Lippe auf und sagte: „Na denn nicht; es geht auch so! Früher, freilich, wie er nichts zu brechen und zu beißen hatte, da war die Tante Steinheger gut — jetzt schämt er sich der einfachen Verwandten vor der vornehmen Frau Gemahlin und Schwiegermutter.“

Viki nahm die Nachricht mit derselben müden Teilnahmlosigkeit hin, die sie für alles hatte, was ihre Hochzeit anging.

Die Aussteuer Vikis war fertig bis auf den letzten Knopf. Die Betten hochgetürmt, gefüllt mit weißen, weichen Federn; auch das Häubchen war da, von feiner Leinwand, mit echten Spitzen besetzt. Zehn Taler hatte das Häubchen gekostet. Ja, die letzte Freischolzentochter wußte, was sich gehört, und ließ sich nicht lumpen! Im Topfe stand die Myrte mit weißen Blüten, hoch und buschig; alles war da, war fein und gut, nur die Braut schlich traurig umher.

„Das gibt sich nach der Hochzeit,“ dachte die große starke Frau mit dem dunklen Flaum auf der Oberlippe. Sie sah den Widerwillen nicht, mit dem Viktoria die plumpen Liebkosungen ihres Bräutigams duldete. Wollte ihn nicht sehen. Hatte sie nicht auch einst voll Grauen an ihr Brautbett gedacht? Und heut' — — — sie schielte durch das Fenster nach ihrem Manne, der, klein und rund, im Hofe stand und mit den Mägden schäkerte.

Blas war die Braut und still. Sie liebte einsame Wege. Täglich, wenn die Sonne im Westen hinter den dunklen Kiefern stand, lief sie zu dem Moor im Walde. Heimlich lag es an verfehntem Ort. In seinem schwarzen Wasser spiegelte sich die Leidensgestalt des Heilands, der an rohem Kreuzesholze hing. Ein Sühnekreuz, wohl mehr als hundert Jahre alt, um das die Sage ihre Ranken wob.

Vor vielen vielen Jahren hatte hier ein Jäger sein Mädchen umgebracht, weil es ihn zur Hochzeit drängte. Der Fluch der Sünde hatte den Ort einsam gemacht, an den nach dem Glauben des Volkes die unerlöste Seele gebunden war. Täglich ging Viki zum Moor und starrte in das dunkle Wasser. Wer da drinnen versank, kehrte nie wieder zurück zum Licht! Ihr junges Leben zitterte vor solchem Tod. Sie sah auf den Weg, der den Wald durchquerte, und da draußen am oberen Ende des Dorfes ausmündete, und schauderte; dort lebte der Fabian, der seinen Acker mit eigenen Pferden pflügte! Traurig und voll schwerer Sorge schlich sie den Weg wieder zurück. — Lag sie dann nachts unter den dicken Federbetten weich und warm, dann floss die Trauer. Sie spürte nur das Süße linder Sommernächte, dachte an heiße Küsse und

an das leise geflüsterte: „Ich hol' dich — Mädels, ich hol' dich, bei Gott!“ Und da kam die Hoffnung und wiegte sie in schöne Träume. Die dunkle Nacht hielt die Sorge fest in ihren Armen, daß sie nicht an das Bett der kleinen Viki konnte.

So ging es Tag um Tag. Es kamen Männer in den Wald. Sie zogen vorüber an dem düstern Wasser. Sie stießen am Waldesrande die Erde auf, zerrissen ihren Leib, warfen dunkle Hügel auf, bohrten und schafften, und riefen sich's zu: „Kohle!“

In mächtigen Flözen lagerte sie. Da war der Friede des Waldes gebrochen, trauernd standen die Bäume — ihr Leben war verwirrt.

Arbeiter kamen und schafften mit Kraft und Schweiß — Herren kamen, besichtigten die Arbeit und sprachen von neuen Werken, von blanken Schienenwegen, die hier gebaut werden und den verlassenem Waldwinkel mit der Welt verbinden sollten. Viele Menschen kamen, zogen an dem Moor vorüber nach der neuen Arbeitsstätte, nur er kam nicht, und sie mußte das Weib des Fabian werden. Des Mannes mit den groben Händen der Primitabak kaute und den schwarzen Speichel im großen Bogen von sich gab. Sie mußte das Weib des Fabian werden, oder — — —

„Wie blaß das Mädels ist! Wie elend sie ausschaut!“ flüsterten die Mägde hinter ihr her. Es flogen ihr heimliche Blicke nach, Spottlieder klangen unter ihrem Fenster:

„Bei des Nachbars Hofe dort . . .“

* * *

Der Hochzeitstag war da. Ein trüber Tag voll schwerer Wolken. Die kleine Viki stand blaß und zitternd in ihrer

Kammer. Ihre Augen voll Angst und Grauen. Hilfreiche Hände schmückten sie; legten ihr das weiße Hemdchen an, das straff den vollen Busen umschloß, das Nieder goldgestickt, den langen Tuchrock mit dem grünen Saum, die Schürze blütenweiß, Halstause und Perlen mit reichem Bandschmuck, und zuletzt — den Kranz. Sie zuckte zusammen als die kühle Myrte ihre Stirn berührte und schloß die Augen wie im Schmerz. Die Mädchen zupften Kranz und Haar, Schürze und Kleid zurecht, schauten sie an und flüsterten:

„Schön — sehr schön — wunderschön!“ und es schaute Neid aus den Augen der Freundinnen. „So ein Glück!“ dachten sie. „Der reiche Fabian nimmt sie — —“

Sie gingen den Bräutigam zu holen. Viktoria war allein — noch allein. Wie lange — — es kam eine heiße Angst über sie und färbte ihr blasses Gesicht mit roter Blut. Hastig schob sie den Kiegel vor die Tür und atmete auf — noch war sie allein — —

Auf dem Flure waren Schritte zu hören. Schwere Schritte — wie Männer gehen, die den Pflug in harter Erde führen; immer näher kamen die Schritte.

Viki stand und horchte, legte die Hand auf das Herz, das fiebernd klopfte; mit irren Augen sah sie herum — hörte das Gelächter der Kranzjungfern, hörte die schwere Hand des Bräutigams auf der Klinke, hörte das Männerwort, das sie rief, ungeduldig, herrisch, roh — Da kam Verzweiflung über sie — das Fenster stand offen, sie sprang hinaus und floh in den Wald, der dunkel und finster stand wie ein geheimnisvolles Rätsel.

Inzwischen hatte Fabian die Tür mit roher Kraft geöffnet — — verdukt sah er das leere Zimmer.

„Die Braut — die Braut her —“ rief er dröhnend. Er dachte an den alten Brauch, der die Braut verborgen hält und Lösegeld verlangt. Zehn harte Taler warf er auf den Tisch und schrie:

„Bringt mir das Mädèl!“

Es kamen die Ehrenjungfrauen in bunten Flitterkränzen, es kamen Gäste, Mägde, Knechte — sie tuschelten, lachten, verwunderten sich und klatschten. Es kam die Brautmutter, stattlich angetan, in schwerer Seide, die in starren Falten an ihrem Leibe niederglitt. Mit scharfen Augen sah sie sich in der Kammer um — ging an das Fenster, durch das Herbstgeruch kam. Beugte sich weit hinaus und sah — — den verlorenen Kranz der Braut im Sande liegen. Da kam jäher Born und Wut über sie.

„Sucht das Mensch! sucht es!“ schrie sie außer sich.

Und lauter ging das Tuscheln, Lachen, Wundern und Klatschen. „Ich hab's lange gewußt — ich auch — ich hab' sie gesehen im Walde — — wie sie — —“

„Das Mädèl her!“ schrie der Bräutigam dazwischen. Schlag mit der Faust auf den Tisch und goß den Wein wie Wasser in den breiten Mund.

Die Gäste sahen bedauernd auf die schön geschmückte Tafel. „Hunger hab' ich — ich auch,“ wer etwas fand, der aß, aß ohne Gabel und Messer mit der Gier der Habsucht. Andere gingen, das Mädchen zu suchen. Darunter Lorenz, der junge Rutscher. Trieb ihn die Ahnung zu dem dunklen Moor im Walde? Er kam gerade dazu, wie ein großer, starker Mann das triefende Mägdlein auf die kleinen Füße stellte.

Ein paar Weiber umstanden ihn, faßten das Mädchen an den Händen und schrien durcheinander:

„Der Piontek hat sie aus dem Moor gezogen! So ein junges Ding! Ertränken wollte es sich! Gott, Gott, so jung — das ist ja die Viki von der Schenke!“ so tönte es durcheinander. Frauen führten sie, strichen an ihren nassen Kleidern herunter — sprachen ihr mitleidig zu. Sie ging mit gesenkten Augen. Ihre Kleider zogen nasse Linien, ihr Haar hing schwer voll Wasser über ihrem Rücken. Ihre Wangen waren blaß — Scham und Angst schüttelten sie. So sah sie der junge Lorenz, und ihm sprangen Tränen in die Augen.

Die Wirtin stand vor der Thür, legte die Hand über die Augen — schaute und schaute — ihr Blick wurde finster und hart. Näher, immer näher kam Viki, wankend wie eine Trunkene. Unter dem dunklen Himmel ging sie — — auffringender Wind zerrte an ihren nassen Kleidern.

Spott und Hohn trunkener Burschen begleiteten sie. Schmähungen von Weibern folgten ihr. Da loderte der Born auf in den Adern der großen Frau. Sie sprang ins Haus, warf die Thür mit lautem Schall zu und drehte den Schlüssel zweimal darin um.

Hinter der Thür stand sie und horchte wie das Mädel an der Klinker riß — so rasch und heftig, als sei sie von Todesnot durchrüttelt. Die Frau regte sich nicht. Es wurde dunkel, der Wind stärker; lauter das Gejohle übermütiger Burschen. Sie hörte das Bitten Vikis, hörte ihr Aufschreien und rührte sich nicht. Verbot den Mägden, sie einzulassen. Horchte hinter der Thür und hörte, wie ein Bursch dem anderen zuredete.

„Das wird der Lullatsch, der Lorenz sein,“ dachte sie und ballte die Faust. Sie sah durchs Fenster wie sich die Leute zerstreuten, hörte noch einmal ein leises Klinken

an der Hintertür, hörte ein flüsterndes, vom Weinen halbersticktes Bitten, dann wurde es still — ganz still, nur der Wind heulte um das Haus und klapperte mit den Bodenfenstern. Sie legte sich zu Bett; konnte aber nicht schlafen. Immer war's, als rief sie jemand; als flüstere es unter ihrem Fenster. Sie setzte sich im Bette auf und hörte nur das Pfeifen und Heulen des Sturmes. Wieder legte sie sich nieder und dachte:

„Diese Schande, diese Schande! Wenn das Mädel wenigstens gesprochen hätte — —“ und wieder kroch die Wut durch ihre Adern und wühlte ihr Blut auf. So eine Schande!

Still war's im Hause, nur ganz leise flüsternten die Mägde in der Kammer untereinander, erzählten es sich, wie da einmal ein Mägdlein, das die Mutter in der Nacht zum Hause hinausgejagt, am andern Tage tot gefunden worden war im Walde. Erwürgt — von wem? Man hat es nie erfahren. Die Mägde bekreuzten sich — draußen schrie ein Vogel. Zweimal schrie er auf, angstvoll, kreischend. Die Wirtin, die nicht schlafen konnte, hörte den Schrei, und es kam lähmende Angst über sie. Sie dachte daran, wie finster der Wald, wie kalt die Nacht, wie jung das Mädel war — sie dachte an ihre Kinderlosigkeit und fragte sich:

„Wenn das mein Kind wäre, das da jetzt zu tiefer Nachtzeit allein im Walde irrt — — —“ da stand sie auf und schlich durchs Haus. Leise, leise klinkte sie die Haustür auf und trat hinaus. Heulend fiel der Wind sie an, zerrte an ihrem Rocke und hauchte sie eisig an. Ostwind, der von der polnischen Ebene kam. Sie schauerte zusammen. „Diki!“ rief sie, aber es wurde ihr keine Ant-

wort. „Wiki!“ lauter rief sie es, aber nur der Wind höhnte sie und brüllte sie an. Da schlug sie ein Kreuz und ging ins Haus.

Am andern Tage hatte sich der Sturm gelegt — der Himmel war immer noch grau und wolken schwer. In der Schenke hockte Trostlosigkeit. Die Wirtin ging finster herum, ihr Mann polterte und schimpfte, die Mägde warfen übellaunig mit dem Rühengeschirr herum, Lorenz, der blonde Rutscher, war nirgends zu finden, das Vieh nicht ausgetrieben. Es mochte Mittag sein, da fuhr ein Wagen vor. Die Stimmen von gebildeten Männern waren zu hören. Frau Steinheger lief vor die Tür, zwang sich zu einem freundlichen Gesicht und empfing die Gäste in gewohnter Weise. Es war Stephan, Dembinski, Ralf und ein dicker, reicher Viehhändler aus Petersdorf. Außer Ralf sprachen alle polnisch. Eifrig und eindringlich redeten sie auf den Bauern ein.

Es wurden die Fenster geschlossen, Wein bestellt und wieder getuschelt. Ab und zu fiel ein Wort lauter aus der Rede. Man hörte: Sicherheit — hohe Zinsen — — — der Händler zeigte ein unentschlossenes Gesicht, Dembinski sah sehr interessiert, Stephan aufmerksam und Ralf gelangweilt aus. Frau Steinheger, die alles sah mit ruhiger, glatter Miene, hatte bald heraus um was es sich handelte. Die Herren mühten sich, den Bauern zu einer Einlage in die polnische Volksbank zu bewegen. Unter der Einwirkung des Weines gab der Bauer, der erst kürzlich ein Gelände an eine Gewerkschaft gut verkauft hatte, endlich nach. Nun wurde dem Weine tüchtig zugesprochen, man sang Heklieder auf die Deutschen, lachte,

weinte und umarmte sich, wobei auch die Wirtin nicht zu kurz kam. Ralf saß dabei. Widerwille kroch ihm bis zum Halse — er bekam eine bittere Zunge und konnte doch nichts anderes tun als ruhig zuhören — denn er lebte schon seit Wochen aus der Tasche dieser Leute. Er hatte den Dienst quittiert, quittieren müssen. Nun ging er in Bivll und suchte in Oberschlesien lohnende Beschäftigung. Gegenwärtig trieb er sich in Rattowitz mit einer kleinen Schauspielertruppe herum. Als ihm der Lärm gar zu bunt wurde, stand er auf und lüchelte in Haus und Hof herum. Er suchte Viki, fand sie nicht und wagte es nicht, nach ihr zu fragen.

Er ging endlich ins Gastzimmer zurück und hörte gerade wie Dembinski die Wirtin fragte: „Da soll sich ja gestern ein Mädel im Moor ertränkt haben, respektive wollte sich ertränken. Der Piontek vom Vorwerk, den der Grubenbesitzer Willczek bei den Tagearbeiten im Walde als Aufseher angestellt hat, soll gerade dazu gekommen sein und sie herausgezogen haben.“ Die Frau zeigte ein unbewegtes Gesicht. Kein Mensch hätte aus diesen Mienen erraten, wie nahe die Geschichte sie anging.

„So, so,“ sagte sie gleichgültig, zuckte die Achseln und ging hinaus, denn sie hatte das Rollen eines Wagens gehört. Das Gespann, von feurigen Rappen gezogen, fuhr im raschen Trabe vorbei.

„Der Grubenbesitzer Willczek!“

„Johannes!“ riefen Dembinski und Stephan gleichzeitig.

„Willczek,“ sagte Ralf zu Stephan, „ich wollte schon immer fragen, seid ihr verwandt?“

„Er ist mein Bruder!“

„Dein Bruder?“ rief Ralf lebhaft, „Willczeks Schwiegermutter ist meine Tante!“

Er trat ans Fenster und starrte hinaus. Es stieg da etwas in ihm auf — ein Erinnern aus der Kinderzeit — das ihn packte und würgte; Johannes Willczek, der Haldenjunge, den er gekannt, barfuß, im schlechten Rock, der durch die Gnade seines Vaters seinen Unterricht geteilt — und heute? — Und er? er lebte momentan aus der Tasche von Willczeks Bruder!

Bitterkeit quoll in ihm auf und ein jämmerliches Gefühl wie nach einem starken Rausch.

Doch nicht lange hielt diese Stimmung vor. Sein leichtes Blut schüttelte schnell alles ab, was unbequem war.

„Die Welt ist rund und muß sich dreh'n — — —“ summte er vor sich hin. Mit nachlässiger Gebärde langte er nach seinem Glase. Stephan steckte sich eine neue Zigarre an, er war ein starker Raucher.

„Sieh,“ sagte er, „Frau von Merten deine Tante! Das ist interessant. Ich bin viel in ihrem Hause. Wenn du Lust hast, so komme doch mit uns in unsere polnischen Lesestunden, es ist da immer sehr gemütlich.“

„Polnische Lesestunden? Meine Tante ist doch keine Polin.“

„Soviel ich weiß,“ erwiderte Stephan, „ist die Baronin von Merten sehr polnisch gesinnt.“

Ralf lachte: „Das ist doch drollig, davon hat man früher nichts bemerkt. Wenn das der selige Onkel Merten wüßte — er drehte sich im Grabe um. Doch ich dünkte, es ist Zeit zum Ausbruch. Es gefiel ihm nicht mehr. Ohne Wiki kam ihm das Gasthaus öde vor — seine Unruhe

brachte den Fall, den Dembinski erzählt, mit dem Mädchen zusammen. Ihm war's, als lese das jeder von seiner Stirn.

12.

Am Wege.

Die Baronin saß in ihrem Kaminwinkelchen und häkelte, als ihr ein Brief aus Berlin gebracht wurde. Ganz verwundert erbrach sie den Brief. Sie bekam ja so selten Briefe aus Berlin. Die Handschrift war ihr auch ganz fremd. Sie drehte den Brief um und las die Unterschrift: „Anna Lindner.“

„Hm,“ so hieß ja wohl die Hausdame von Gröves. Sie dachte nach, ja sie hatte ein schlechtes Gedächtnis für Namen untergeordneter Menschen. Nun las sie den Brief und stieß einen leichten Schrei schon nach den ersten Zeilen aus, fuhr mit der Hand über die Augen, der Schreck preßte ihr Tränen aus. Oder war es nicht der Schreck allein? Gröve tot — — ihre Hände lagen im Schoß, ihr Kopf fiel müde nach vorn. Dieser Tod, er zeigte ihr selbst, wie alt sie geworden war, ein Stück Leben rollte sich vor ihr auf. Sie sah sich jung und heiter — im Hause Einquartierung — der bildhübsche Leutnant — sie glühte für ihn und machte kein Hehl daraus. Aber er — er nahm die Schwester, und sie heiratete einen anderen. Und als sie beide wieder frei geworden waren, ver-schmähte er sie zum zweitenmal — nun war er tot — —

Lange saß sie so versunken und versonnen da mit nassen Augen. Endlich raffte sie sich wieder auf, fuhr mit

dem Batisttücklein über ihr Gesicht, nahm das Schreiben wieder auf und las weiter:

„— — Susanne ist schutzlos, Susanna ist vereinsamt, Susanna ist arm — denn Ralf hat soviel Schulden gemacht — — —“

Die Baronin las nicht weiter. Aus ihren Augen blitzte es schadenfroh. Das also war das Ende! Ralf, der Strick, der Taugenichts, dem niemand böse sein konnte seiner schönen Augen wegen — — — und Susanne — — die war nun ganz verwaist. Nun sollte sie das arme Ding ins Haus nehmen. Ja, so mußte es kommen — so — —

Frau von Merten läutete dem Diener und ließ die Tochter rufen. Elinor kam im modernen Reformkleide von blaugrün schillernder Seide. Sie sah sehr selbstbewußt aus, wußte es, daß sie schön war und wollte es sein. Ihre Körperpflege verschlang ein Drittel des Tages, manchmal auch zwei. Sie kam mit neugierigem Gesicht. Ihre ständige Langeweile nahm jede Unterbrechung wie einen Goldfund auf.

„Was hast du Mutter? Ein Brief — — von wem? Aber du bist erregt, du hast geweint — — —“

„Hermann ist gestorben,“ sie reichte der Tochter den Brief. Elinor las ihn ohne Interesse. Sie kannte Onkel Hermann nur flüchtig.

„Die arme Susanna — du wirst ihr doch bald schreiben?“ Damit gab sie der Mutter den Brief zurück. Trat vor einen Spiegel, zupfte an ihrem Kleide herum, drehte sich kokett nach allen Seiten und fragte:

„Wie gefällt es dir, es ist von Gerson. Schreib' nur Susannen bald! So ein junges Ding bringt immer etwas Leben in die Bude.“

„Ah — du brauchst also Abwechslung. Sieht's schon so traurig bei euch aus?“ fragte die Baronin hastig.

„Ach,“ meinte Elinor gleichgültig, „so ein Mann hat immer seine Geschäfte im Kopfe. Für uns Frauen ist das langweilig genug.“

Elinor war durch und durch Weib. In ihren Adern rollte das Mischblut der heiteren Sachsen und schwermütigen Sarmaten. Ihre Phantasie, die sie jedes Ereignis anders empfinden ließ als es war, hatte auch den Mann ihrer Wahl mit der Glorie eines Märchenprinzen umgeben. Die enge Gemeinschaft der Ehe aber ließ sie erkennen, daß er wohl ein kluger, wirtschaftlich genial veranlagter Mann war, aber doch nur ein — — Mensch. Ein Mensch, der neben der fiebernden Tätigkeit, welche die moderne Zeit verlangte, nicht viel übrig hatte für Galanterie und Schäferstunden. Seine warme, ehrliche Liebe, die bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch kam, genügte ihr nicht. Sie wollte mehr. Wollte den Mann, den sie sich selbst gewählt, nach ihren Launen lenken, wollte ihn tändelnd zu ihren Füßen sehen. Weil das nicht möglich war, langweilte sie sich in seiner Gesellschaft um so mehr, als sie im Salon der Mutter Gelegenheit hatte, die Huldigungen schöngeistiger Männer entgegenzunehmen.

Johannes war nur einmal da unten gewesen — im engsten Birkel. Nur sein Bruder, ein Maler aus München, Dembinski und eine ältere Dame hatten sich da zusammengefunden. Aber Johannes hatte genug von diesem einen Male. Die Gegensätze der Brüder hatten sich hier im schärfsten Lichte gezeigt. Stephan, der Gegenwart seines Bruders nicht achtend, war in einer Weise über die Ein-

richtungen des preußischen Staates losgezogen, daß Johannes sich zu der Frage veranlaßt sah:

„Du bist wohl unter die Sozialdemokraten gegangen?“

„Nein,“ entgegnete Stephan mit Pathos, „ich bin nur ein Freund des Volkes. Ich weiß wohl, daß der Arbeitgeber ein notwendiges — Übel unserer Kulturverhältnisse ist. Aber in meinen Augen ist er nur ein Sklavenhalter.“

Johannes schien nicht im geringsten beleidigt. Er lachte gemächlich vor sich hin, zündete sich gemächlich eine Zigarre an und sagte dann in seiner ruhigen, langsamen Art, die jedes Wort erst zu drehen und zu wenden schien, ehe es passieren durfte:

„Es ist gnädig von dir, daß du die Brotgeber als notwendige Übel gelten läßt. Ich mag nicht untersuchen, wieviel Selbstsucht deinerseits da mitspricht, denn auch du bist ja ‚Brotgebern‘ unterworfen! Oder hast du das Geheimnis der Goldmacherei entdeckt? Mein Grundsatz gipfelt im Naturgesetz, nach dem jede Herde einen Führer braucht! Such’ dich um in der Welt. Jedes Volk, und sei es noch so einfach, unterwirft sich der Führung eines Menschen, der die Fähigkeiten hat, es zu leiten. So ist es auch mit unserm wirtschaftlichen Leben. Die Brot Herren sind die Führer jener Herden, die hilflos vor dem unerbittlichen Kampfe mit dem Leben stehn. Hier in Oberschlesien hat niemand das Recht, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu bemäkeln. Am allerwenigsten die Polen! Sie haben das Volk zur trägen Masse erniedrigt, aus der deutsche Kraft es langsam hob und hebt.“

Stephan war blaß geworden. Die hart klingende Rede des Bruders war wie eine schwere Faust auf sein luftiges Gebilde von Menschenrecht gefallen.

Dembinski hatte ein ironisches Lächeln auf den grob-sinnlichen Lippen. Seine Augen tauchten herausfordernd in Elinors dunkle Sterne. Sie nickte ihm zu, und nun fand auch Stephan seinen Mut wieder. Er kehrte Johannes den Rücken. Einen Moment herrschte die Ruhe in dem traulichen Raume, von der man im Volke sagt: „Ein Engel geht durchs Zimmer.“

Johannes lächelte nur für sich, nicht stolz, nicht hochmütig. Es war das duldsame Lächeln, das man für törichte Ideen unreifer Menschen hat.

Seit jenem Tage war der seelische Riß zwischen Johannes und Elinor tiefer geworden. Frau von Merten merkte es und gab sich alle Mühe, eine innerliche Annäherung der Gatten zu verhindern. Vorübergehend trat darin eine Änderung ein, als Elinor einem Knaben das Leben schenkte. Aber auch hierüber breitete der Alltag bald seine Schwingen. Das junge Geschöpf vermochte die Leere im Herzen der Mutter nicht zu füllen. Das Kind blieb fremder Pflege überlassen, wurde in Seide und Spitzen gewickelt der Mutter immer nur auf Stunden gebracht. Die hohe Sendung des Weibes, die in der Mutterliebe so harmonisch ausklingt, fand hier kein Verständnis.

„Solch kleiner Balg ist doch noch ganz unnütz auf der Welt,“ sagte Elinor, wenn sie, was selten genug geschah, das Kind an sich nahm, es vorsichtig mit ausgestreckten Armen von sich abhaltend, um es nicht in zu nahe Berührung mit ihrer kostbaren Robe zu bringen.

Johannes hatte erst recht keine Zeit für seine Vaterwürde. Er hatte mit der Gründung der neuen Gruben-

Kolonie vollauf zu tun. Die Not seiner Jugend hatte seinen Blick für die Not des Volkes geschärft. Er wollte auf den neuen Gruben Einrichtungen treffen, die den modernen Anforderungen ans Leben gerecht werden und den Arbeitern ihr schweres Los erleichtern sollten. Das neue Arbeiterdorf sollte nach jeder Richtung hin ein Musterwohnort werden und nicht nur gesunden, sondern auch künstlerischen Anforderungen entsprechen. Er beauftragte einen Berliner Baumeister mit den Vorarbeiten dazu und verwendete selbst viel Zeit, um die Baupläne zu studieren, den Kostenanschlag nachzurechnen, die Baupläze zu besichtigen. Er hatte keine Ahnung davon, daß Frau von Merten Susanne ins Haus geladen. Er hatte den Tod des Majors in den Zeitungen gelesen; durch kostbare Kranzspenden äußerlich sein Beileid ausgedrückt, in Gedanken aber sah er Susanna, das Kind, das wie ein lichter Traum durch sein Leben gegangen, in allen Phasen des Schmerzes. Wie leid sie ihm tat! Aber er sprach nie davon.

Der Winter ging, und die Erde bereitete sich zum Empfange der neuen Herrschaft des Frühlings. Es war einer jener stillen Tage, an denen die Natur gleichsam den Atem anhält, um weiter zu sinnen, und alles Schaffen zu stocken scheint. In den Höhen schien die Luft wässrig, die Sonne hatte keine Glut. Sie schwamm in einem Dunstmeer, das ihre sengenden Pfeile niederhielt. Diese stille Luft, dieses treibende junge Grün, das Ziehen schwarzer Vogelscharen, gaben seltsame Feiertagsstimmung.

Johannes kam von den neuen Anlagen. Sinnend ging er, wie der grüblerische Tag. Er hatte mit dem

alten Architekten den Platz besichtigt, der ein großes Schlafhaus tragen sollte. Die Holzschläger waren an der Arbeit, den alten Baumbestand zu fällen. Der Architekt hatte feuersichere Schindeln zum Decken der Häuser vorgeschlagen und alle Vorzüge dieses Baumaterials vor den üblichen Dachziegeln hervorgehoben. Johannes hatte sich die entgeltliche Entscheidung noch vorbehalten. Nun ging er nachdenklich zu seinem Wagen. Helles Burschenjauchzen schreckte ihn aus seinen Gedanken. Horchend blieb er stehen. Das waren Laute aus dem Anfang seines Lebens.

„Wer hat denn da Hochzeit?“ fragte er einen Holzfahrer, der gemächlich neben dem hochbeladenen Wagen einherging.

„Weiß ich nicht!“ gab der Mann zur Antwort. „Kann sein, daß heiratet ein Mädels von der Wirtin Steinheger. Der Wagen kommt von dort.“

„Steinheger,“ der Name packte ihn. Es war lange her, seit er die Schwester das letztmal gesehen!

„Juchuhu — — —“

Weit hin schallte der Burschenruf. Auf breiter Waldblöße rollten die Hochzeitswagen, bepackt mit Menschen. Kränze blühten bunt in der Sonne, Bänder flatterten, Purpurtücher leuchteten. „Juchuhu — — —“

Laute aus seiner Kinderzeit! Er sah sich plötzlich arm und jung, sah sich als Beschützer von Mutter und Geschwistern — — sah sich reich im Sorgen.

Die Wagen verschwanden. Die Jauchzer verklangen. Johannes ließ seinen Rutscher voraus fahren und ging zu Fuß nach Hause. Er fühlte sich in einer Feierstimmung, die ihn die Einsamkeit angenehm empfinden ließ. Es

war um die Mittagszeit. Das Pfeifen der Fabriken, das Läuten der Glocken kam aus allen Himmelsrichtungen und verklang harmonisch in der reinen Atmosphäre des Waldes. Er kam an einer Kultur vorbei. Die Arbeiter ruhten. Männer und Frauen lagerten im weichen Moose und aßen das einfache Mahl aus blauen Töpfen. Sie plauderten, lachten, warfen Blicke herum. Es war viel heranwachsende Jugend da.

Ach wie bekannt waren Johannes diese Bilder. Wie oft hatte er einst der Mutter das Essen im blauen Henkeltopf hinaus getragen auf den Arbeitsplatz im Walde. Und da fiel sein Auge plötzlich auf die Wiege der Armen. Halb von jungem Buschwerk verborgen hing da zwischen zwei Holzgabeln ein graues Leinentuch, wie eine Hän gematte. Ein junges Wesen im blauen Umschlagetuch bockte daneben und schaukelte mit blasser Hand die improvisierte Wiege; hin und her, hin und her. Leise sang sie dazu:

„Hulle hulle sause
Der Tod steht hinterm Hause.“

Dies Lied, es packte Johannes. So todestraurig, so resigniert hatte es seine Mutter immer gesungen. „Hullu hullu sause —“ eintönig, einschläfernd und traurig, wie halb erstickt von ungeweinten Tränen traf es ihn.

Neugierig ging er näher und stand vor der jungen Mutter. Ein blasses junges Weib saß da vor ihm am Wege. Weizengelbes Haar schlang sich kranzartig um die runde Stirn. Es lag etwas süßes, reines in diesem Gesichtchen, dem der blaue Rahmen des Tuches besonderen Reiz verlieh. Je mehr Johannes in dieses Gesicht sah, um so er-

schütternder traf ihn eine Ähnlichkeit, die — ja er fühlte sich aufs grausamste erschreckt! Näher trat er. Die Frau sah auf und ein verlegener Blick traf ihn, ein ängstlicher das Kind im Crastuch. Johannes folgte ihren Blicken und sah ein ganz kleines schlafendes Kind. Es hatte die Fäustchen rechts und links an den Wangen liegen und die Augen geschlossen. Da trat er sachte einen Schritt zurück, um das Kind nicht zu wecken. So zart konnte dieser Mann empfinden, den die Seinen kalt und herzlos schalten!

„Bist du die Mutter von dem Kinde?“ fragte er. Sie wurde rot und senkte den Kopf in verwirrender Scham. Hatte er ihr doch das respektvolle „Ihr“ in der Anrede vorenthalten. Hatte er bemerkt, daß der Ehering an ihrem Finger fehlte? Leise, leise hauchte sie ein „ja.“

Diese Rührung ergriff Johannes mit dieser jungen Mutter, die sich nicht stolz und frei zu ihrem Kindelein bekennen durfte. Wie heißt du fragte er sie?

„Viktoria Willczek“. Stockend kam der Name über ihre Lippen. Ihn traf er hart. Nur mühsam verbarg er seine Überraschung und seinen Schreck. Das also war der Lebensweg, den seine Schwester gegangen war, während er — — — sie erdrückte ihn fast, die bittere Erkenntnis seiner Selbstsucht; die nur das glänzende Ziel im Auge, alle Blutsbande vergessen hatte. So also endete das Leben seiner Schwester — am Wege.

Bei allem Schmerz verließ ihn aber auch jetzt die Vorsicht nicht, die ihm zur zweiten Natur geworden war. Warum ist sie nicht mehr bei der Tante? Die Frage kam und beantwortete sich selbst sehr rasch. Kannte er doch

den Hochmut ihrer Sphäre. Er sah, daß das Mädel in schwerer Arbeit für sich und das Kind sorgte. Eine Arbeit doppelt schwer für ihre zarte Kraft. „Aber,“ es blitzte in ihm auf, „vielleicht war hier mit Geld zu helfen.“

„Ich kenne eure Sitten,“ sprach er zu dem Mädchen, „ich weiß, daß oft die Wiege vor der Hochzeit nötig ist, weil das Geld zur Ehe fehlt — — — vielleicht — — — ich bin reich — — — wie heißt denn der Vater des Kindes, und wo arbeitet er?“

Da stürzten Tränen aus den Augen der jungen Mutter.

„Ach—“ jammerte sie, „Kein Roß und kein Vogel holt den Vater meines Kindes her. Gott hat mich gestraft, weil ich meine Augen zu hoch erhoben habe. Lieb hab ich ihn gehabt— o Gott, das war Sünde, aber ich konnte nicht anders — — —“

Sie zitterte und weinte und sagte zu ihm:

„Laßt mich Herr — mir ist nicht zu helfen.“

Und wie er weiter in sie drang, wandte sie den Kopf zur Seite und gab ihm keine Antwort. Als er dringlicher wurde, da richtete sie sich auf und sah ihn feindlich an. Johannes sah, wie schön ihre Gestalt war, er sah der Mutter junges Ebenbild vor sich und dachte an das frühe Altern in Mühe und Not.

„Ich möcht euch gerne Gutes tun,“ sagte er und merkte es selbst nicht, daß er das sie ehrende „Ihr“ gebraucht hatte. Aber sie freute sich über dieses kleine Zeichen seiner Achtung.

„Wenn Sie dem Kinde etwas schenken wollten, Herr — —“ zögernd blickte sie zu ihm auf.

Wie lieb sie ausah! Ach er hätte sie ja am liebsten

in seine Arme genommen, und für immer der bösen harten Welt entzogen! Aber die Rücksicht auf die Familie, zu der er jetzt gehörte, zwang ihn zur Selbstbeherrschung. Er holte seine Geldtasche hervor und gab ihr alles, was er hatte. In die „Hulle“*) legte er das Geld zu dem schlafenden Kinde und dachte dabei: „Du armes liebes Schwesterlein, es soll bald alles anders mit dir werden.“

Sie lachte, als sie das viele Geld sah.

„O — ich danke Ihnen tausendmal. Gott der Herr möge Sie segnen! Und jetzt geht — geht Herr — denn die anderen — —“ sie machte eine Geste nach der Arbeitsstätte, „sollen nichts Übles denken.“

Es wurde Johannes schwer sich zu entfernen. Seltsam genug — in dieser Stunde hatte doch das Blut gesprochen, das ihn mit jenem Mädchen dort verband. Aber er ging weiter, sie hatte ja so recht, die kleine arme Viki! Unbarmherzig ist das Volk in seinem Urteil über den Verkehr der eigenen Sippe mit höhergestellten Menschen. Er ging — sein Kopf zermartete sich mit der Sorge, wie er Viktoria helfen könne, wie er sie vor dem Sumpfe retten könne, an dessen Rande sie lebte, ohne sich selbst preiszugeben. Denn hinter aller Sorge um die Schwester, hinter aller weichen Regung dieses Augenblickes lauerte die Furcht. Der Skandal, wenn es bekannt wurde, daß seine Schwester — — nein! das durfte nicht sein. Und wie er weiter ging, von Sorgen gequält, da fiel ihm Piontek ein. Der Mann war treu, er war ihm ergeben — —

*) Hulle — in Oberschlesien volkstümlich für — Wiege.

Rasches Handeln gewohnt, machte er den kleinen Umweg nach dem Vorwerk. Das entsprach eigentlich nicht mehr seiner Bestimmung. Nur wenig Wirtschaft wurde hier noch betrieben. Er wollte aber den Mann, dessen Leben seiner Kinderseele Halt und Stütze gegeben, im Alter nicht die gewohnte Heimat rauben. Piontek war auch heute noch gar oft der Ruhepunkt für seine Sorgen. An diesem zielbewußten, nie rückwärts schauenden schlichten Manne richtete sich Johannes auf, wenn er müde war im Geiste. Als Johannes den Vorwerkhof betrat, kam Piontek von den Wirtschaftsgebäuden her. Er ging langsam und sah still aus, wie einer, der Übles gesehen.

„Die Julischka will sterben,“ sagte er auf eine Frage nach seinem Ergehen zu Johannes.

„So fällt ein Ast nach dem andern von unserem Lebensbaum. Die Alte war schon so ein Stück von unserem eigenen Selbst. Alte Zeit geht mit ihr zu Grabe.“

Johannes sprach sein Bedauern aus. Auch ihm bedeutete die Magd einen Meerkstein im Leben. Er hatte es nie vergessen, wie sie ihm in jener ersten Nacht auf dem Vorwerk das Brot zugesteckt.

Piontek sah ihn unter halben Lidern forschend an, räusperte sich und fragte:

„Wenn der gnädige Herr der Julka noch eine Freude machen wollt — sie ist noch bei Besinnung.“

„Aber gern,“ erwiderte Johannes lebhaft, „kommt nur!“

Er ging hinter Piontek her, der ihm Führer war. Sie kamen über den Hof nach dem Gesindehause. Durch eine niedere Tür traten sie ein. Eine stidige verdorbene

Luft schlug ihnen entgegen, und das Murmeln von Gebeten. Vier oder fünf Weiber, braun und dürr von Alter und Armut, standen um eine Bettlade. Johannes entsetzte sich vor der Frau, die einer Mumie glich, und auf blankem Stroh lag. Sie hatte das Eintreten der Männer nicht bemerkt. Ihre Augen flackerten unruhig und mit schwacher Stimme bat sie:

„Babuscha — meine — wißt ihr auch, was ich jetzt möchte? Ein Sauerkraut möcht ich, und ein' Schweinebraten! Ich muß nu bald ins Erdelein gehen — da möcht ich noch einmal etwas gutes essen.“

Die Frauen schauten sich an, flüsterten miteinander und sprachen dann zu der Sterbenden:

„Julka — ihr werdet ja nun bald sterben, da werdet ihr doch nicht mehr essen! Es wird auch der Herr Pfarrer kommen!“

Da erlosch das begehrlische Flackern in den alten Augen.

„Ja, ja,“ stammelte sie, „da mag's schon sein, da nehmt mich nur und tragt mich in die Stube auf das gute Bett, denn auf dem Stroh mag ich das Allerheiligste nicht empfangen.“

Johannes war bewegt von dieser schlichten Einfalt. Da rüstete die Frau zu der Reise in die Ewigkeit, als gelte es ein Stückchen in die Welt! Es gab kein Jammern, kein Fürchten, kein Fragen und Sinnen — nur Glaube und Ergebung. „Ist diese Einfalt nicht unschätzbar! dachte Johannes, und ist es recht, wenn wir sie dem Volke nehmen, mit dem Hochmut unserer geistigen Überhebung?“

Die alte Frau hatte jetzt Johannes erkannt. Sie streckte ihm ihre hageren Hände entgegen.

„Liebe gute Herr — soll Sie Gott segnen, weil Sie kommt ohne Stolz zu arme Frau!“ Sie machte das Kreuzzeichen über ihn und murmelte Gebete vor sich hin. Ein feines Glöckchen meldete den Priester an. Da trat Johannes von dem Bett der Alten zurück und ging hinaus. Piontek folgte ihm.

„Sie war eine brave Person,“ sagte Piontek. Johannes nickte nur. Schweigend gingen sie über den Hof. Johannes erinnerte sich der Märchen, Sagen und Sitten, die sie gewußt und dachte:

„Ein Stück alte Zeit ist wieder gesunken. Die Alte nimmt so manches mit ins Grab, was nur ihr Wissen ist.“

Da auf einmal lautes Jammern und Schreien der Weiber. Es sagte den Männern da draußen, daß Julka gestorben war. Ein paar der Weiber huschten über den Hof und Johannes hörte die eine mit Grauen fragen:

„Hast du sie gesehen, Matuschka — hast du ihre Seele gesehen? Dort, um die alte Scheuer ist das weiße Mäuslein gehuscht.*)

Piontek ging neben Johannes über das Feld. Es war daselbe Feld, in das der Knabe einst gläubigen Herzens die Osterkreuze gesteckt. Und es redete die Erinnerung jenes herrlichen Morgens zu ihm und scheuchte seine trübe Stimmung. Er richtete sich auf, sein Gesicht zeigte wieder den festen Ausdruck, der ihm gewöhnlich eigen war.

„Ich wollte etwas anderes mit Ihnen besprechen,“ sagte er zu Piontek, und erzählte ihm, wie er Viki gefunden.

*) Nach dem Glauben des slavischen Volkes geht die Seele als Maus dem eigenen Sarge nach.

Piontek nickte zu allem.

„Ich kenne die Geschichte, sie wohnt bei der Machata, die hinter dem Dorfe die alte Mühle ihr Eigen nennt. Ihr Sohn, der Lorenz, hat ihr die Viki zugeführt, als die Steinheger ihr das Haus verschlossen. Die Leute sind arm, die Mühle ist verschuldet. Dembinski hat seine Hand darauf gelegt. Es ist halt so, Herr, eins kommt hoch, das andere tief zu stehen in der Welt! [Weil die Industrie den Wald auffriszt, werden die Zähne der Säge in der Mühle stumpf. Es gibt keinen Verdienst mehr für die Leute.“

Johannes war erschüttert.

„Und ich glaubte die Schwester in so guten Händen,“ sagte er schwer atmend. Sie gingen noch eine Strecke zusammen. Die Stirn des Johannes lag in tiefen Falten. Plötzlich blieb er stehen, legte dem Piontek die Hand auf die Schulter:

„Ich verlasse mich auf Sie, die Hypotheken der Mühle müssen aufgekauft werden und — die Schwester muß — vor — der Wegarbeit geschützt werden!“

„Ja Herr,“ erwiderte Piontek in strammer Haltung, „es soll alles geschehen wie Sie es wünschen.“

13.

Die schwarze Gräfin.

Es war aber doch beobachtet worden, daß Johannes solange mit einer „Straßendirne“ gesprochen hatte. Ein Waldhüter hatte diese Neuigkeit ins Wirtshaus ge-

bracht. Verbrämt und aufgebauscht ging sie dann weiter, kam auch zu der Baronin. Hämische Genugthuung lag auf ihrem stark gepuderten Gesichte, als sie es der Tochter erzählte und mit der Randbemerkung schloß:

„So ist nun der Mann beschaffen, den du aus dem Sumpf geholt. Die alte Fabel wird wieder einmal lebendig: ‚Der Frosch hüpfst immer in den Pfuhl — —‘; Ja, ich hab’s dem Manne immer angesehen, daß er auf Schleichwegen geht.“

Elinor lachte; sorglos, leichtsinnig. „Deine Phantasie treibt wieder einmal üppige Blüten, Mama,“ sagte sie wenig respektvoll.

Johannes, der korrekte Mensch, der Pedant, der für nichts anderes Sinn hatte als für seine schwarzen Diamantfelder, er sollte — — nein! Der Gedanke war absurd — — — Und wenn — wenn doch etwas an der Geschichte wäre? Leise regte sich diese Frage auf dem Grunde ihrer Seele, — dann — ja dann — — Durch seine Schuld wurde ihr Weg frei!

Der Mann, dem sie sich hingeeben aus Laune, aus Troß gegen die Mutter, vielleicht auch, weil alles von ihm sprach, bewundernd, anerkennend, er galt ihr nichts mehr. Es hatte sie gereizt, ihn, der achtlos, kühl an den werbenden Blicken der weiblichen Jugend vorüber ging, der sich durchgesetzt durch die Kraft seines Geistes, seines Willens, zu ihren Füßen zu sehen. Nun war sie ernüchtert, gründlich abgekühlt. Er war ein pedantischer Ehemann, langweilig im höchsten Grade mit seinen übertriebenen Ansichten von Ehre, Pflicht und Sitte.

Der Kreis, den die Mutter um sich versammelt, der hielt sie fest. Hier gab’s ein Flirten, das mit süßen Schwin-

gungen ihre Nerven erregte, hier wurde Schöngesterei getrieben, fraternisiert und kokettiert. Hier wehte die Luft, die berauschte. Selten nur kam ein Moment der Einkehr. Schrankenlos warf sie sich dem Gesellschaftsleben in die Arme und fiel überall auf durch kostbare Toiletten und seltsame Liebhabereien für Schmuck und Haartracht. Sie fuhr oft nach Krakau, machte die Polenfeste mit und sah sich gern im Kreise von Männern, die sie umschmeichelten und verehrten. Stephan und Dembinski waren ihre ständigen Begleiter. Sie gab Dembinski eine Anweisung auf 20 000 Mark in die „Ludowy“*) und wenn seine glühenden Blicke sie umfingen wich sie nicht aus.

„Liebe ich den Mann?“ fragte sie sich oft, und ein Bittern ging dabei durch ihre Glieder.

„Dembinski stammt aus alter Familie,“ sagte sie einmal in träumendes Denken versunken zu der Mutter.

„Ja,“ sagte die zu und setzte spöttisch hinzu, „seine Wiege hat nicht auf der Halbe gestanden!“

Immer dieses Sticheln! Elinor wurde rot. Schämte sie sich ihrer Gedanken?

„Was hat Susanna geschrieben?“ fragte sie ablenkend. „Daß sie noch ein paar Monate in Paris bleiben will, um ihre Sprachkenntnisse zu vertiefen.“

„Die Glückliche — Paris,“ sagte Elinor und sah sehnsüchtig in die Ferne.

Sommer und Herbst hatten wieder einmal dem Winter Platz gemacht. Tief hingen die Schneewolken unter dem

*) „Ludowy“, polnische Volksbank.

Himmel. Grau und dick wälzte sich der Hüttenrauch am Boden, hüllte alles in Gift und Schmutz. In der Diele der Baronin von Merten glühten elektrische Lampen, täuschte elektrisches Kaminfeuer altdeutsche Traulichkeit vor. Auf niederen Bänken, die an den Wänden hinliefen, lagen kostbare Felle und Teppiche. An den Wänden hingen französische Gobelins. Es war da alles behaglich, weich, mollig; durchduftet vom weißen Flieder und Maiglöckchen. Treibhausblumen, die überall aufgestellt waren.

Um den Kamin gruppiert eine kleine Gesellschaft: Die Baronin, Stephan, Dembinski, eine polnische Dame mit hektischen Wangen; das kurze Haar zum Indianerschopf am Wirbel aufgebunden, die Zunge scharf, voll giftiger Sottisen auf alles was sich erdreistete deutsch zu sein und deutsch zu denken. Ein paar junge Leute mit krankhaft grünen Gesichtern und roten Schlipsen. Sie sprachen lebhaft mit großen Gesten. Dembinski führte das Wort. Er war unstreitbar eine sehr elegante Erscheinung. Sein Wort, sein Blick galt ausschließlich Elinor. Die lag auf einem Dwian von roter Seide. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug die rotweiße Schleife der Polen auf der hochgewölbten Brust. Große runde Ohringe gaben ihr südlichen Reiz. Ihre Augen schwarz, glänzend und heiß, hingen an den Lippen Dembinskis.

Er ließ polnische Dichtungen voll Feuer und Geist. Manchmal machte er eine Pause und seine flammenden Augen tauchten werbend in die ihren. Sie errötete jedesmal, fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen strömte, wie ein süßes Bittern sie erbeben ließ, und es stieg die Frage in ihr auf:

„Liebe ich ihn — liebe ich ihn so, daß ich mit ihm fliehen möchte?“

Liefer senkte sich ihr Kopf, ihre Lippen umspielte ein träumerisches Lächeln. Die Dame mit dem Indianerschopf, die groß und hager war, stieß einen der Dichteringe bezeichnend an. Ihre Augen zeigten Entrüstung — Stephan fühlte Neid und Eifersucht im Herzen. Nur die Baronin schien unbefangen. Sie holte ein Büchlein aus den Falten ihres Kleides, blätterte darin, reichte es Stephan, wies mit dem Finger auf eine Seite und sagte:

„Ach bitte, verdeutschen Sie uns das. Ich habe leider nicht polnisch lesen gelernt!“

Stephan nahm das Büchlein, das einen unbekanntem Autornamen trug. „Bilder aus Polens Erhebung,“ das war der Sammelname der Dichtungen, und Stephan las mit wohlklingender geschulter Stimme, getragen vom Feuer seiner politischen Überzeugung:

Die schwarze Gräfin.

„Es war eine reiche, reiche Gräfin. Die lebte bei Krakau auf ihren Gütern. Sie war sehr geachtet und sehr schön. Aber höher als alle diese Güter stellte sie ihre drei Söhne: Volkto, Stephan und Stanislaus.

Es waren edle Jünglinge, feurig wie junge Hengste, tapfer wie der Eber im Eichwald. Sie vergnügten sich gern mit kriegerischen Spielen; jagten Wolf und Bär im dichten Urwalde.

Als sie eines Tages mit reicher Beute heim kamen, glühend vor Weidmannslust, den blutgetränkten Bruch am Hute, fanden sie ihre Mutter in Trauerkleidern auf

dem Purpursessel sitzen, der nur zu feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Ihre Miene war ernst und stolz.

Die Söhne sahen verwundernd ihre düstere Würde. Sie küßten ihr nach alter Sitte Mund und Hand, aber die Miene der edlen Frau blieb streng. Da verlor sich alle Lust in den blanken Augen der Söhne. Sie warfen sich vor der Mutter auf die Knie, hoben die Arme zum Schwur und riefen wie aus einem Munde:

„Sag wer dich betrübt — damit wir dich rächen können.“

Und die Gräfin tat den Mund auf und sprach:

„Söhne einer polnischen Mutter, euer Polenland liegt im Sterben. Mit blutendem Flügel streift der weiße Adl am Boden. Gelähmt ist seine Kraft, sein Horst zerstört und zerstückelt. Hyänen haben die Beute weggeschleppt, und Polens Mütter liegen im Staube. Auf, ihr polnischen Wölfe, jagt den Räubern die Beute ab! Rettet euer Vaterland, schützt eure Mutter!“

Haj, wie glühten da die Augen der Jünglinge im wilden Haß! So brennen die Lichter der Wölfe, wenn sie der Beute nachjagen mit hungernder Gier. Wie fuhren die Säbel aus der Scheide, Säbel, die unter Sobiesko Türkenblut getrunken! Die Sporen klirrten und die Halle des Schlosses dröhnte von der Wucht der Schritte.

Sie rissen die Pferde aus den Ställen. Kleine, zottige, flinke Polenpferde. Polens Farben banden sie in Schweif und Mähne. Polens Fahne steckten sie in die hohen Schäfte der blanken Stiefel.

Haj — rasten sie über die Hügel Krakaus, der Grenze zu; im Wettflug mit dem Sturme.

„Sieg oder Tod!“ hallte es über blutgetränkte Felder,

im wilden Ritt ging es über Leichen; vom nächtlichen Himmel hoben sich die Siegesfeuer brennender Dörfer.

Die Gräfin stand am Fenster und sah die leuchtenden Grüße ihrer Söhne. Da glühten ihre Augen freudig auf. Sie opferte Kerzen auf dem Altar im Florianertor. Armesdicke Kerzen, die vom Morgen bis zum Abend brannten. — — —

Eines Tages sah sie einen langen Zug, der langsam zum Schloßhügel herauf kam. Mit gesenkten Fahnen begleiteten Krieger eine dunkel verhüllte Last. Da wurde das Antlitz der Gräfin weiß und starr. Der Schreck ersticke den Laut auf ihren Lippen. Bleich stand sie am Fenster und wartete.

Die Krieger kamen den Hügel herauf und stellten ihre Last vor ihrem Fenster nieder. Sie hoben das schwarze Tuch und die Gräfin sah ihre Söhne; — tot — mit zerfetzter Brust lagen die Jünglinge vor ihr, — kalt und starr.

Da hob sie die Hände im furchtbaren Schmerz und schrie mit der Kraft des Leides, das sieben Schwerter in ihr Herz gestoßen:

„Teures Polen, dir hab ich das Höchste gegeben, was ich besessen!“

Sie ging hin, verkaufte alle Güter und ließ drei Särge formen von weißem Silber, tat da die Gebeine ihrer Söhne hinein, und — — —“

Mit einem leichten Schrei unterbrach die Baronin plötzlich die Lektüre. Schon lange sah sie, wie der Vorhang, der die Nische nach dem Garten zu abschloß, leicht zitterte und die Schwingungen wie Wasserwellen an der schweren Seide hinab glitten. Jetzt teilte sich der Vorhang und Johannes trat ein.

Seine Augen wanderten fragend im Kreise herum und blieben zuletzt auf Elinor haften. Die war sehr rot geworden, aber sie faßte sich rasch und sah kalt und hochmütig an ihm vorbei.

Das trieb ihm das Blut in die Stirn, mühsam zwang er sich zur Ruhe und fragte:

„Was soll das Elinor?“

Sie warf die Lippen auf, schwieg, wandte sich und nickte aufmunternd Dembinski zu. Jetzt erst sah Johannes den Hohn in den fremden Gesichtern, den Troß auf seines Bruders Stirn.

„Du solltest dich schämen, Stephan, deine Agitationen in das Haus deines Bruders zu tragen,“ rief er ihm heftig zu.

Es blieb still rundum. Stephan war sehr blaß geworden. Die Baronin puterrot. Ihre Augen funkelten boshaft, als sie endlich mit spitzer Stimme sprach:

„Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß meine Gefinnungen polnisch sind. Die Wohnung hier ist mein!“

Sie sagte das so scharf, daß Johannes den ungesprochenen Zusatz wohl heraus hörte: „Du hast hier nichts zu suchen.“

Empört suchte er die Augen seiner Frau, aber Elinor sah verlegen an ihm vorbei, spielte mit ihrem Fächer und schwieg.

Da übermannte ihn der Born und sein heiß erregtes Blut ließ die Adern an seinen Schläfen schwellen. „Du wirst wohl einsehen,“ sagte er zu Stephan, „daß unsere Wege sich trennen müssen, wenn — — wenn du nicht zur Besinnung kommen solltest.“

Dann ging er. Auf den Zurückbleibenden lastete es wie dumpfer Bann. Es war auf einmal alles sehr still geworden. Still — wie vor nahem Sturm!

Elinor hatte am nächsten Tage ihr Schlafzimmer verlegt, mit der Begründung, das frühe Aufstehen ihres Mannes und die nahe Kinderstube störten sie zu sehr.

Die Gatten mieden sich von nun an mehr und mehr. Johannes arbeitete mit Emsigkeit und Ausdauer, mit der Wildheit eines Menschen, der vergessen will. Immer sah er sein Weib mit hochmütiger Miene vor sich. Sah die fremden höhnischen Gesichter, fühlte den Groll darüber immer wieder von neuem in sich aufsteigen.

Eines Tages, der Frühling begann schon leise zu regen, ging er durch den Park, an dem Tannenbusch vorbei, in dem er einst die schlafende Susanna gefunden. Die Bäume waren hoch geworden; befreit vom Unterholz gestatteten sie dem Auge leichten Durchblick. Johannes hörte leises Lachen aus dem Busche kommen, sah ein helles Kleid durch die Bäume schimmern, hörte Dembinskis verschleierte Stimme.

Er zuckte zusammen. Es war ihm, als hätte ein entehrender Schlag seine Wange getroffen. Dembinski! er war frech genug, sein Haus wieder zu betreten! und Elinor — — hatte sie denn gar kein Empfinden dafür, wie sie ihn und sich beschimpfte? —

Johannes blieb stehen um die aufsteigende Empörung niederzukämpfen. Am liebsten hätte er gleich jetzt Abrechnung mit dem Buben gehalten, aber er bezwang sich. Nicht jetzt, nicht in Elinors Gegenwart. — — Und mitten in seinen Groll mischte sich ein süßes Kinder-

gesicht, von goldenem Haar umwalt. Ein wehes Gefühl stieg in ihm auf. Er sah nach den Tannen hinüber, es war ihm als hätte man einen Tempel entweiht.

Noch am selben Tage ließ er die Tannen fallen.

„Das ist wieder so ein Kunststückchen von ihm, das sieht ihm ähnlich!“ entrüstete sich die Baronin. Die gehässiger als je gegen ihren Schwiegersohn war. Sie konnte es ihm nicht vergeben, daß er ihren schönen Zirkel gesprengt. „Der — der — Hachare!“ wie sie ihn heimlich immer nannte.

Der kleine Walti wuchs und gedieh, ohne mütterliche Pflege und Liebe. Er lief wie ein Fremdling im Hause herum, störte hier und störte dort. Trippelte von der Großmutter zur Mutter, von der Mutter zum Vater, und war überall ein unwillkommener Gast. Aber seine kleine, liebenswürdige Seele kannte kein Ermatten. Immer wieder trieb sie ihn von der Großmutter zur Mutter, von der Mutter zum Vater. Tripp — tripp — wie ein schüchternen Vogel, ging er den langen Gang zu Vaters Arbeitszimmer.

Johannes saß verärgert vor seinem Schreibtisch. Eine Anweisung über 20 000 Mark war ihm präsentiert worden von einer polnischen Bank. Sie trug die Unterschrift Elinors.

Das war toll — er, der deutsche Mann, sollte den Polen das Geld für ihre Hekereien geben! Aber — hier saß der Haken im Fleisch. — Nicht sein Geld war es, das gefordert wurde, — das hatte ihm Elinor deutlich genug gezeigt, indem sie die Anweisung ausgestellt ganz nach eigenem Willen. Haha, er lachte höhnisch auf. Seines Weibes Geld!

Welche Kraft hatte es denn verzehnfacht in den letzten Jahren! Seine Arbeitsfähigkeit, seine geschäftliche Intelligenz — wog sie denn gar nichts gegen das Grundkapital seiner Frau?! Er legte die Hand auf das Papier, noch war er der Verwalter des Familienvermögens nach dem Gesetz, denn er lebte in Gütergemeinschaft mit seiner Frau. Wieder nahm er den Wechsel zur Hand und starrte lange darauf. Es klopfte leise an seine Thür — er hörte es nicht.

„— — Und diesem Dembinski, diesem Bauernschinder steckt sie das Geld zu!“ Unwillkürlich ging sein Blick hinaus in den Park und blieb auf den Baumstümpfen haften, die noch nicht ausgerodet waren. Wieder hörte er das leichtfertige Lachen Elinors und die von Leidenschaft umflorte Stimme Dembinskis. Sein Auge verfinsterte sich.

Ein leichtes Schlucken ganz in seiner Nähe riß ihn aus seinen Gedanken.

Walti stand da und sah aus großen Rinderaugen zu ihm auf. Rindersehnsucht saß auf dem Grunde seiner dunklen Iris.

„Was willst du schon wieder hier?“ herrschte Johannes den Knaben an.

„Walti ist so allein — niemand spielt mit Walti,“ klagte das Kind, und sein weiches Händchen tastete nach der Hand des Vaters.

Johannes zuckte zusammen. Die eigene Vereinsamung sprach zu ihm aus seines Kindes Mund. Walti ist so allein— — —

„Wo ist denn die Mutter?“ fragte er.

Das Kind dachte nach und sagte dann: „Walti weiß

nicht. Mama fot, Onkel Stephan auch fot und alle, alle, in der großen Stadt.“

Fort in der großen Stadt, wahrscheinlich wieder in Krakau, zu irgendeinem Polenfeste, während ihr Kind — „Geh' Walti, geh' zur Großmutter, Papa hat jetzt keine Zeit zum Spielen. Siehst du, er muß arbeiten.“

„Arbeiten,“ wiederholte das Kind und machte große Augen, „Papa muß immer arbeiten.“

Sanft schob Johannes den Knaben von sich. Schritt für Schritt wich das Kind aus dem Zimmer. Von der Tür sah es noch einmal zurück, so sehnsüchtig fragend, hoffend.

Diesen Blick, er wurde ihn nicht mehr los. Walti ist so allein! Armes Kind. Seine Liebe zu dem Knaben wallte auf. Er rief ihn zurück:

„Walti!“ es kam keine Antwort.

„Walti!“ alles blieb still. Da ging er hinaus, den Knaben zu suchen. Über die breite Halbstiege ging er und kam in die Diele. Frau von Merten saß in ihrer gewohnten Ecke. Ein Spizentuch verhüllte ihr ergrautes Haar. In einem Sessel saß sie, der ausgefüllt mit bunten Seidenkissen war. Wie gewöhnlich arbeitete sie an einer der großen grauen Wolldecken, die sie an Armenhäuser verschenkte.

Als Johannes die Diele betrat, hob sie erstaunt den Kopf. Johannes hatte seit jener Szene die Räume seiner Schwiegermutter nicht wieder betreten. Die Baronin sah Johannes feindselig an. Deutlich war in diesen funkelnden Frauenaugen die Frage zu lesen:

„Nanu, was willst du denn hier?“

Johannes achtete nicht darauf. Ihn beherrschte im

Augenblick nur die Sorge um das Kind. Er sah sich in allen Ecken und Winkeln um. „Wo ist Walti?“ fragte er. Die alte Dame stocherte nervös in ihrer Arbeit herum. „Wo wird er sein,“ gab sie zurück, „irgendwo im Garten oder im Hofe bei den Pferden — — was gibt's denn schon wieder?“

„Das Kind muß mehr beaufsichtigt werden,“ sagte Johannes gereizt. „Wenn seine Mutter in der Welt herumfährt, dann soll sie wenigstens dafür sorgen, daß das Kind hier nicht so mutterseelenallein bleibt.“

„Soo —“ fragte Frau von Merten gedehnt, „das hast du dir wieder ausgeklügelt? Alle Tage etwas anderes mein Herr Schwiegersohn — du gönnst wohl Elinor das armselige Vergnügen nicht? Möchtest sie am liebsten hinter Schloß und Riegel setzen? Ein Glück nur, daß die neue Zeit eure Männerwillkür unterbunden hat!“

Johannes nahm den Angriff nicht auf.

„Zum mindesten hätte ich erwartet, daß Elinor mich von ihrer Abreise in Kenntnis setzt,“ sagte er kühl. „Aber es handelt sich jetzt nicht um Elinor, sondern um Walti. Ich will nicht, daß der Knabe so vereinsamt wie — —“ ich — hatte er sagen wollen, aber er besann sich rasch. Mußte die Frau da, die wieder so hastig die Nadel führte, daß der graue Wollenknäuel aus dem Körbchen sprang, mußte sie den Triumph erleben, daß er sich unglücklich fühlte in seiner Ehe?

Sinnend sah er auf den Wollenknäuel, der wild auf dem bunten Teppich herumtanzte. Diese graue, dicke Wolle, sie führte ihn weit weg aus der glänzenden Umgebung. Führte ihn in das Bretterhaus oben auf der Schlackenhalde. Dort hatte immer auf weiß geschauerter

Rüchenbank der Korb mit dem Strickzeug der Mutter gestanden. Und es zog ein feiner Gast in die Seele des einsamen Mannes. Hob aus schwerer dunkler Jugend einen der wenigen lichtvollen Augenblicke und zeigte ihm die Mutter mit den milden Blauaugen und den fleißigen Händen. Vor dem eisernen Ofen saß sie und nützte den hellen Glutschein des Feuers für ihre Feierabendarbeit. Die Kinder schliefen, der Vater war zur Nachtschicht unter Tag, und er saß neben der Mutter, sah den tanzenden Wollenkäuel, der immer kleiner wurde, und erzählte der Mutter das Märchen:

„Wenn ich groß bin und viel Geld verdiene, dann darfst du nimmer arbeiten. Dann sitzt du in einem Großmutterstuhl, und ich kaufe dir Kleider und Essen, und —“

Vorüber der Traum. Sein Mütterlein hatte ihn nicht erlebt, und er — er mußte einsehen, daß Reichtum noch lange nicht Glück bedeutet.

In dicken Tropfen trat der Schweiß auf seine Stirn. Es war schwül in dem Raume, die Luft betäubend von schwerem Blumenduft. Er zog sein seidenes Tuch aus der Tasche und fuhr damit kühlend über Stirn und Wangen, ließ sich schwer auf einen Sessel sinken.

„Ich möchte doch wissen, was dem Jungen fehlt?“ fragte die Baronin spitz.

Er sah auf, sah in ihre bösen Augen, sah die Nase scharf aus dem faltigen, stark gepuderten Gesichte ragen und dachte:

„Wie häßlich ist diese Frau geworden!“ Dabei gab er ihr Antwort, zögernd, wie jemand, der selbst nicht genau weiß, was er will.

„Der Junge kommt mir verwildert vor, er ist zuviel

allein, treibt sich im Hofe und in den Stallungen herum. Die Dienerschaft ist doch nicht der richtige Umgang für mein Kind! Ich kann mich nicht um ihn kümmern. Ja, ich muß sogar hart zu ihm sein, wenn er mich bei der Arbeit stört — — —“

Die Baronin ließ die fleißigen Hände ruhen und sah lauierend ihrem Schwiegersohn ins Gesicht:

„Also da hinaus geht's — das Kind ist dir lästig — mein Gott, so gib es doch weg — — — gib es in ein Stift für adelige Söhne. Es wird nicht schaden, wenn er eine Zeitlang in eine andere Umgebung kommt. Meine Schwester in Krakau — — —“

Johannes war rasch aufgesprungen: „Gib dir keine Mühe,“ sagte er scharf, „daraus wird nichts, mein Junge kommt nie in polnische Hände!“

Er hatte so heftig gesprochen, daß sich die alte Dame unwillkürlich duckte und den Kopf zwischen die Schultern schob. Mit gehässigem Blick verfolgte sie den Mann, der mit großen Schritten auf und ab ging.

„Ein Pole braucht er darum ja nicht zu werden, obgleich — ich weiß nicht, was du gegen die Polen hast.“

Das sollte harmlos klingen, aber Johannes kannte seine Schwiegermutter. Er blieb stehen, sah an ihr vorbei in den unbelaubten Park. Heiß wallte sein Blut, stieg würgend in seine Kehle. Er zwang es gewaltsam nieder, nur in seiner Stimme klang die Erregung durch und machte sie rau:

„Du kennst meine Gesinnung, und ich sage es dir noch einmal, ich dulde in meinem Hause keine Polenversammlungen und Agitationen. Mögen die Polen ihre Sprache und Sitten bewahren, das wird ihnen niemand rauben.“

Sie sollen aber ihre Wühlereien nicht in ein Volk tragen, auf das sie kein Anrecht haben, und das ohne die Stütze des Deutschtums gar bald wieder in die trostlosen, menschenunwürdigen Zustände zurücksinken würde, aus denen deutscher Geist es gehoben. Die Leute aber, die sich an dich herandrängen, die sind von jener Sorte, die einst das eigene Vaterland verkauft hat.“

„Und dein Bruder Stephan?“

„Ist ein irregeleiteter Phantast, der hoffentlich noch zur Vernunft kommt — so wie auch meine Frau, die nur durch dich in diese falsche Bahn gedrängt wurde!“

Frau v. Merten hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber sie hielt es für klüger, einzulernen. Johannes konnte, wenn er wollte, darauf dringen, daß sie als störendes Element sein Haus verließ. Das aber wollte sie nicht. Sie hatte sich hier ihre Wohnung so behaglich und geschmackvoll eingerichtet — nein — ohne zwingenden Grund ging sie nicht fort. Ruhiger als zu erwarten war sagte sie:

„Errege dich doch nicht so — du suchst viel mehr hinter unsern polnischen Bestrebungen als dahinter steckt. Laß doch jedem seinen Standpunkt. Deutschland geht darum nicht aus den Fugen, wenn wir polnische Lieder singen.“

Johannes fuhr herum, ohne seinen Platz am Fenster aufzugeben:

„Mögen die Polen ihre Lieder singen, wo sie wollen, in meinem Hause ist kein Raum dafür!“

Das blasse Gesicht der Baronin wurde um einen Schein fahler. Hestig riß sie an der grauen Wolle, die sich unter ihren unruhigen Fingern verwickelt hatte. Diese Sprache wagte der Mensch, der einst hier das

Gnadenbrot gegessen! Die Klugheit gebot ihr heute zu schweigen. Ein Blick in das männlich entschlossene Gesicht ihres Schwiegersohnes sagte ihr, daß sie mit all ihren Gegenreden nichts ausrichten würde. Aber — die Stunde wollte sie ihm eintränken! Es kam schon einmal eine passende Gelegenheit.

Sie schwieg, und er sagte um vieles ruhiger: „Aber nicht über Polenfragen wollte ich mit dir diskutieren, mir liegt im Augenblick nur die Sorge um das Kind am Herzen. Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß Elinor eine schlechte Mutter ist.“

Die Baronin warf die Lippen auf.

„Zum Kinder mädchen hab' ich meine Tochter nicht erzogen.“

„Nun dann sieh zu, daß eine gebildete Person ins Haus kommt, die sich um das Kind kümmert. Ich will nicht, daß er seelisch darbt, während seine Mutter — —“

Jetzt lachte die Baronin und holte mit spizen Fingern ein Briefchen aus ihrem Arbeitskorb.

„Der Zufall kommt dir zu Hilfe. Da meldet sich Susanne v. Gröve an, ich denke sie wird dem Jungen die beste Gesellschafterin sein. Du weißt doch, daß dein ehemaliger Gönner tot ist?“

Ein schiefer Blick von der Seite her traf ihren Schwiegersohn. Der war rot geworden — was die Baronin befriedigt quittierte. Doch nicht das Erinnern an seine arme Jugend hatte sein Blut erregt. Es war Susannens Name, der ihn überraschend getroffen. Verwundert fühlte er, wie sehr er ihn bewegte, wie sein ganzes Leben darin aufflammte, wie innig es verwoben war mit ihrem lieblichen Bilde, ihrer Kindlichkeit und Frische, ihrer Harm-

losigkeit, die keinen Hochmut gekannt. All sein Denken sammelte sich zuletzt in der Frage: Wie hat das süße Kind sich entwickelt?

14.

Susanne.

Frühling war es, als Susanna v. Gröve auf dem Friedrichsbahnhof in Berlin mit ihrer mütterlichen Freundin Lindner ein Wagenabteil nach Rattowik suchte.

Susanna hatte auf ihrer Durchreise von Paris die alte Dame, an der sie mit großer Liebe hing, für einige Tage besucht. Jetzt gingen sie die lange Wagenreihe hinab und lasen die Durchgangsstationen: Rattowik — Rattowik — und wieder Rattowik.

„Wie bedeutend das Nest im Verkehr mit der Reichshauptstadt geworden ist! Sieh' nur, jeder Wagen führt erste Klasse,“ sagte Frau Lindner und half Susannen ein Frauenabteil suchen.

„Natürlich zweite,“ flüsterte Susanna. „Ich muß mich jetzt aufs Sparen legen.“

Endlich war ein passender Platz gefunden. Die Hände der beiden Frauen lagen Abschied nehmend ineinander.

„Ich sehe dich ungern da hinauf fahren,“ sagte Frau Lindner bekümmert. „Dein Vater war dort nicht glücklich in dem ruhigen Lande.“

„Es war meiner Mutter Heimat,“ sagte Susanna leise, und es klang durch ihre Worte wie stille Hoffnung. „Es ist auch mein Geburtsland,“ fügte sie hinzu. Ihre Sprache war durchzittert von Sehnsucht.

Da dachte die Lindner: „Heimatliebe! — unausrottbar lebst du in des Menschen Seele, eine starke Kraft! — ich

darf hier nichts zerstören.“ Liebevoll strich sie über die feine Hand des Mädchens, die noch in der ihren lag.

„So geh' mit Gott,“ sagte sie, küßte Susannen auf die Stirn und half ihr in das Abteil.

Susanna winkte noch einmal zurück. Dann zog sie den Schleier vor das Gesicht, schmiegte sich in die Sofaecke und ließ ihre Gedanken auf- und abwärts wandern. Die frühe Kindheit huschte warm und hell vorüber. Dann kam die Zeit in Berlin, die Jahre ihrer Blüte; durchseht von Gram und Kummer um Ralf, dessen Leichtsinn ihren Vater zuletzt in den Tod getrieben. Man hatte ihn eines Tages leblos vor seinem Schreibtisch gefunden. Die abgeschossene Waffe lag am Boden. Selbstmord — ein Zweifeln war nicht möglich. Wie groß mußte die Macht gewesen sein, die den rechtlich denkenden stolzen Mann in den Tod getrieben! Die Antwort auf diese Frage war nur wenigen bekannt. Der Sohn — er hatte den Schild getrübt, den Generationen blank gehalten. Das brach das tapfere Soldatenherz, verwirrte seine Sinne! Ein völliger Zusammenbruch der alten Familie war die Folge dieser traurigen Verhältnisse. Für Susanna war nur ein kleines Kapital gerettet worden, und das verwöhnte Mädchen stand plötzlich hilflos da.

„Stell' dich auf eigene Füße — auch wenn sie schwach sind,“ hatte Frau Lindner ihr geraten, und Susanna tat das, was ihr am nächsten lag. Sie ging nach Paris, um sich in der französischen Sprache weiterzubilden. Dann wollte sie ihre Kenntnisse nutzbringend verwerten.

Die Einladung der Tante Merten hatte sie gelockt. Erst noch die Heimat wiedersehen, die trotz Ruß und Kohlenstaub licht und freundlich in ihr lebte!

Verfunken in ihr Grübeln und Sinnen hatte sie nicht acht auf die Gegend, die der Zug durchraste, und sie sah sich auf einmal in einer fremden Welt. Das Leben flutete hier ganz anders als in Berlin und Paris. Die Herrschaft der schwarzen, schwieligen Hand trat stark hervor. Zu Hunderten strömte das Volk von und zu den Arbeitszügen. Eine Wolke von Schweiß, Öl- und Erdgeruch zog ihm nach. Die harte, stammelnde Sprache des polnischen einfachen Mannes traf überall ihr Ohr und stach grell ab gegen das feine Polnisch, das sie in Paris gehört. Fremd klang auch der Jargon der polnischen Handelsleute im Raftan dazwischen. Unter den schwankenden Gestalten, die aus tiefster Armut stammten, zeigten sich hohe, stolz gehende Männer, die in Gestalt und Wesen zurückführten zu dem Volke des alten Israel. Ein Heer polnischer und deutscher Frauen mit Tüchern und Körben drängte und stieß sich auf den Bahnsteig.

Susanna sah interessiert in das bunte Gewimmel, das sich hier tummelte. Viel zu klein war der Bahnhof für den Riesenverkehr, der hier zusammentraf in einem Knotenpunkte von drei Linien — Petersburg, Wien und Berlin. Drei machtvolle Kaiserreiche! — es lag etwas von der Größe dieses Gedankens in dem kräftig pulsierenden Leben rundum. Das empfand auch Susanna, die ihr Handgepäck zusammenraffend den Bahnsteig verließ.

Nur ein elegantes Gespann hielt noch vor der Bahnhofshalle. Aus dem herabgelassenen Rupee Fenster beugte sich ein Frauenkopf heraus, und Susanna erkannte das welke Gesicht der Tante. Lavendelblaue Hutbänder, unter dem Rinn gebunden, ließen das Gesicht der Dame bleicher erscheinen als es war.

„Na, da bist du ja — komm' nur,“ rief sie ungeduldig. „Franz wird das Gepäc besorgen. Komm' nur — ich möchte nicht länger warten. — — Ein Odeur hier — entsetzlich! Der richtige Armeleutegeruch!“ Susanna sprang rasch in den Wagen. Der Schlag fiel schallend zu, die Pferde zogen an, und im scharfen Trabe ging es vorwärts.

Ein paar Eckensteher sahen dem davonrollenden Gespann lässig nach. Der eine nahm die Pfeife aus dem Munde, spuckte aus und sagte in schlechtem Deutsch:

„Daß dich das Donnerwetter — — hat das L. schon wieder neue Kutscher.“

Die Fahrt ging auf gut gebauter Kunststraße im raschen Tempo weiter. Zwischen den beiden Frauen waren kaum mehr als die üblichen Begrüßungsworte ausgetauscht worden. Susanna fühlte sich in dem engen Beisammensein mit der Tante recht unbehaglich. Sie wagte es nicht, den Blick zu heben, weil sie die funkelnden Augen fürchtete, die forschend auf ihr ruhten.

„Also, rot bist du,“ brach Frau v. Merten endlich das unbehagliche Schweigen. „Ich dachte immer, die Farbe deines Haares würde sich noch ändern — — meine Tochter ist schwarzhaarig und hat den Elfenbeintint der Kreolin. Schön ist meine Elinor,“ dann wieder Schweigen. An die Fenster prasselte ein Frühlingsregen, der jählings niederging und alle Konturen in feuchtes Grau tauchte.

Und wieder traf Susanna die hohe, vom Hochmut durchtränkte Stimme:

„Ich wollt' dir nur noch sagen — es ist nämlich am besten, wenn wir ganz offen zueinander sind — daß ich dir ein Amt in meinem Hause zgedacht habe. Du kannst

dich ein wenig um Walti kümmern. Ganz umsonst wirfst du dein Brot bei mir doch nicht essen wollen!“

Ein bitteres Lächeln trat auf Susannens blühenden Mund. Da kam sie schon, die Demütigung für die arme Verwandte! Einen Herzschlag lang hatte sie die Empfindung, den Wagen halten zu lassen und umzukehren. Aber sie war nicht umsonst die Tochter eines deutschen Soldaten; sie hatte gelernt, sich zu beherrschen und nicht unbedacht zu handeln. So blieb sie ruhig und sagte kühl:

„Ich will das mir zugedachte Amt gern übernehmen solange ich dein Gast bin.“

Ihre ruhige Art verblüffte Frau v. Merten. Sie kniff die Lippen zusammen und drückte sich fester in die Wagenecke.

Kling, kling, klopfte der Regen an die Fenster. Trapp, trapp, klapperten die Pferdehufe. Sonst nichts als Dunkelheit und Ruhe.

Endlich fuhr der Wagen im scharfen Trabe auf. Die Pferde standen still, der Diener sprang vom Bock und half den Damen aus dem Wagen. Eine niedliche Jungfer kam herbei. Elektrische Lampen flammten in der Halle des Schloßchens auf. Hundegekläff und Vogelschrei störten die vornehme Ruhe.

„So, da sind wir nun,“ sagte Frau v. Merten zu Susannen, während sie im Stiegenhause stehen blieb. Sie rang nach Atem, denn sie litt an Luftmangel — eine Folge ihres unnormalen Lebens.

Susanne sah sich neugierig in der neuen Umgebung um. Blichschnell rief ihr dies und jenes zu:

„Du stehst auf dem Boden deiner Voreltern. Hier hat deine Mutter gelebt, hier ist sie gestorben. Hier hat

deine Wiege gestanden und hast du dein Rinderglück genossen! O ja — es stieg da allerlei aus der Vergangenheit vor ihr auf!“

Da war jener helle, leuchtende Oktobertag, an dem Elinor mit ihren Ziegenböcken in die Halle des Schloßchens fuhr, unbekümmert um die kostbaren Teppiche, die den Boden bedeckten.

„Anuschka wird dich auf dein Zimmer führen,“ damit schnitt die Tante den Faden ihrer Erinnerungen durch.

* * *

Ein zarter Duft von Veilchen und Treibhausflieger durchflutete die Diele. In ihrem Erker saß die Baronin und sortierte kleine Sächelchen für einen Wohltätigkeitsbazar. Ein paarmal sah sie nach der Uhr, dann wieder blickte sie gedankenvoll vor sich hin, zählte wieder die kleinen Geschenke, hüllte sie in Seidenpapier und nahm schließlich, wohl schon zum zehnten Male, ein Briefchen aus ihrem Pompadour. Ein starkes Parfüm entströmte dem modernen Luxuspapier. Ihre Augen bohrten sich in die Beilen, die hastig und nervös geschrieben waren.

— — Ich glaube manchmal, liebe Mutter, daß ich das Glück nicht finde im rastlosen Suchen danach. Wofür habe ich die Ruhe meines Lebens hingegeben? Für die Polenidee! Ich will offen sein liebe Mutter — in diese Gasse hättest Du mich niemals treiben sollen! Ich habe zu viel deutsches Blut in meinen Adern, um den polnischen Geist zu verstehen. Anfangs ja, da hat mir die Sache Spaß gemacht, aber mit der Zeit wird das furchtbar fade.

Ach Mutter — ich fürchte manchmal, ich bin auf

einem falschen Wege. Warum gleicht Johannes nicht seinem Bruder Stephan oder Dembinski! Hätte er nur etwas von seiner chevaleresken Art, die uns Frauen nun einmal so sehr besticht! Ich muß ja zugeben, daß Johannes einen gediegenen Charakter hat, daß er ein treuer, ehrlicher Mensch ist — aber er ist ein Bär. Er hängt gar zu sehr an der deutschen Häuslichkeit, wie sie im Buche steht — — —

V Vernunft und Herz sind mit mir im Streite. Manchmal, wenn ich Dembinski in die glutheißen Augen sehe, schleicht sich ein Empfinden mit durch, als säßen in den schwarzen glänzenden Tollkirchenaugen zwei listige Schlingeln mit schiefem Blick. Dann geht es wie eine Warnung durch meine Glieder, und ich falle in das Doppelwesen, das meine Freunde Temperament, meine Feinde Koketterie nennen. Liebe ich Dembinski? Ich erröte nicht bei dieser Frage. Als ich Johannes heiratete war ich noch zu wenig Weib, um das Wesen der Liebe völlig zu begreifen. Heut' Mutter — — Hast Du jemals die Qualen kennen gelernt, die unser Blut begehrlieh durch die Adern treiben?

Ist es Schicksal, Menschenlos, darben zu müssen an reichbesetzter Tafel?

Wenn ich nur wüßte, ob meine Liebe stark genug ist, die Fesseln der Ehe zu sprengen und alle Konsequenzen zu tragen.

Dembinski betet mich an — Dembinski leidet wie ich — wir fühlen es beide, wenn wir beisammen sind; und doch, es ist da etwas, das mich zögern läßt, das erlösende Wort zu sprechen! Ist's Sorge um Johannes? Manchmal habe ich das Gefühl, als habe jemand

Mauern aufgebaut zwischen mir und ihm — ach, das Leben ist so schwer — — —

So ging das Schreiben acht Seiten lang weiter. Johannes — Dembinski, dann wieder Johannes, im wirren Durcheinander, als sei es im Fieber geschrieben. Zuletzt die Frage nach dem Kinde. Ein paar Worte über Susanna und ganz am Rande die Bemerkung — ich brauche Geld.

Das Gesicht der Baronin wurde immer nachdenklicher, je öfter sie den Brief gelesen — „es hat jemand Mauern zwischen uns aufgebaut“ — der Satz packte sie wie eine Anklage. Ihre welken Wangen bedeckte ein fahles Rot und die Unruhe ihres Herzens legte ihr die Worte auf die Lippen: „Ja ist sie denn glücklich gewesen an der Seite dieses Mannes? Wird nicht das alte Lied angehen, wenn sie zurück kommt? — und wenn es anders wird, ist mir die Tochter verloren, mir und — Polen!“

Während so die Frau ihre Handlungen entschuldigen wollte, tauchte aus der Tiefe ihres Geistes eine furchtbare Anklage auf:

Neid ist es, der dich die Tochter von dieses Mannes Seite reißen ließ. Neid auf das Glück, das du niemals besessen! Er ist die dunkle Triebfeder deiner Abneigung gegen Johannes.

Sie wehrte sich dagegen. „Unsinn!“ schrie sie laut, „wie kann ich nur so etwas denken! Ich mißgünstig auf mein eigenes Kind?“ Aber war ihr dieses Kind nicht völlig fremd im Geiste?

Es war eine böse Stunde, welche die Baronin verlebte.

„Komm' nach Hause, wenn Du Sehnsucht nach Dei-

nem Manne hast," schrieb sie, aufreizend und spottend; gegen ihren Willen schrieb sie so. Ihr Neid auf alles, was Glück hieß, diktirte ihr den Brief. Sie war eben damit fertig, als Susanna eintrat. Frau v. Merten warf einen Blick auf ihre elegante Gestalt und mußte sich sagen:

„Sie sieht sehr gut aus.“ Dann sah sie auf die Uhr:

„Du bist pünktlich, wie ich sehe; nun, das durfte ich ja wohl von einer Soldatentochter erwarten; setz' dich, so daß ich dein Gesicht sehen kann, und dann bitte um den Tee — du mußt mich heute schon bedienen — ich habe eben mein Hausmädchen weggeschickt. Ich konnte — — na, die Nase der Person war mir zu impertinent.“

Geräuschlos hantierte Susanna am Teetisch, verfolgt von den forschenden Augen der Baronin. Auf einmal brach die Dame in krampfhaftes Weinen aus. Verwundert sah Susanna sich um und sah die Baronin zusammengesunken in ihrem Sessel. Aus dem verkniffenen Gesicht ragte die Nase wie ein Geierschnabel. Dabei schluchzte sie laut und geräuschvoll auf.

„Am Gotteswillen,“ rief Susanna, „was ist denn geschehen!“

„Bleib' nur, bleib',“ herrschte die Baronin sie an, „muß denn immer etwas Besonderes geschehen? Böhnig bin ich — unglücklich, wenn du willst — da wo du sitzt hat sonst immer meine Elinor gegessen; mein schönes Kind! das jetzt in der Ferne leben muß, weil — — na, das brauchst du nicht zu wissen warum. Eins nur sage ich dir, glaube meinem Schwiegersohne nichts. Der ist ein schlechter Kerl, der sich um des Geldes willen in unser Haus geschlichen hat. So — das wollte ich dir sagen und

nun gib mir den Tee. — Oder fürchtest du dich etwa vor mir?“

Susanna nahm alle ihre Energie zusammen, um das lähmende Gefühl zu bannen, das sie in dieser Umgebung beschlich. Sie richtete sich gerade auf und sagte stolz:

„Ich halte es mit Bismarck; wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemand.“

Frau v. Merten setzte die Tasse klirrend nieder und sah sprachlos vor Überraschung auf Susannen. Den Namen Bismarck vor ihr, der Polin, so unumwunden auszusprechen, das war doch stark!

„Ich möchte dir ein für allemal raten, den Bismarck in meinem Hause zu vergessen,“ sagte sie gallig.

Ein feines Lächeln zuckte um Susannens rote Lippen.

„Das wird schwer halten, Tante, denn er ist der Mann, den ich am meisten bewundere von den Männern unserer Zeit.“

„Dann behalte die Bewunderung gefälligst für dich,“ sprach die Baronin brüsk, stand auf und rauschte davon; in des Wortes vollster Bedeutung, denn ihre Kleider rieselten und raschelten in schwerer Seide an ihrem Körper herab.

Susanna blieb wie betäubt zurück. Sie griff nach ihrem Kopfe, nein, sie träumte nicht! diese Frau — —

Die Worte Dickens fielen ihr ein: „Der Mensch ist von Natur böse.“

Ja, es mußte wohl so sein! Wie könnte sonst ein Mensch, der alles hat, was begehrllich scheint im Leben, so gallig und gehässig sein.

Sie warf einen Blick im Kreise herum. Diese Wohlthätigkeit überall! Dieses Blühen und Duften! Aber schwer war

die Luft und sinnberauschend. Sie öffnete ein Fenster, und mit der Frühlingsfrische, die hereinströmte, kam wieder das Erinnern; dort in dem Park, — o, sie erkannte sie recht gut, die alten verwitterten Göttinnen auf grauem Sandsteinsokkel! Die Venus hatte noch immer keine Nase und hatte dazu noch einen Arm verloren.

O Heimatluft! — Susannens Augen weiteten sich, sie atmete tief. Es war eine starke Welle, die durch ihre Adern zum Herzen strömte. Diese eine machtvolle Empfindung löschte die Pein der letzten Minuten. Und als wolle die Heimat sie würdig begrüßen, brach die Sonne durch das Grau der Wolken, die Sonne — —

Es klinkte jemand an der Thür, und mit kleinen Rinderschritten ging es tripp, tripp über die weichen Teppiche.

„Du Tante.“

Susanne wandte sich jäh um und sah überrascht auf den Knaben, der in dem Reiz seiner gesunden Kindlichkeit vor ihr stand.

„Ich bin der Walti.“

Das klang sehr selbstbewußt. Aber der Atem des Kindes stockte, und die braunen Augen blickten schüchtern als es sagte:

„Ich war wieder bei Papa.“

Susannens weißes schmales Gesicht mochte wohl vertrauend auf das kleine Kerlchen wirken. Es streckte sich stolz, faßte Susanne an der Hand und fragte zutraulich:

„Warum bist du so allein? Papa, Großmama, Mama, Papchen alle sind allein. Walti is auch allein — niemand spielt mit ihm.“

Susanna fühlte den weichen Druck der Kinderhand, und zärtliche Mutterliebe durchströmte sie, als sie das

Kind in ihre Arme schloß. Fest legten sich die Kinderarme um ihren Hals, und die jungen Lippen flüsterten:

„Ich hab' dich lieb — so lieb — mehr als der ganze Garten groß ist — weißt du, was ich im Garten gesehen hab'? Eine Vogelmutter. Vögel haben eine Mutter, warum ist meine Mutter nicht da? Die Eva vom Vater, weißt du, die von unserm Kutscher, hat auch eine Mutter!“

Herber konnte die Verlassenheit des Kindes nicht gezeichnet werden. Sanft strich Susanne über den blonden Kopf des Knaben und sagte liebevoll: „Ich will mit dir spielen, Walti, so oft du willst.“

Als Susanne wieder allein war, hatte sie Mühe, all die neuen Eindrücke zu klären und zu sammeln. Wie seltsam das Leben hier war! Wer trug die Schuld an diesem traurigen Verhältnisse? der Mann, den die Baronin einen schlechten Kerl genannt? arme Elinor — —

* * *

Das gute Wetter hielt an. Durchs offene Fenster kam Licht und Luft mit herber Frische. Susanna hatte ihr Zimmer im Siebel. Von hier aus sah sie weit ins Land, bis hinüber nach Polen. Wenn sie den Blick zurückwandte, fiel er auf Wälder, Gruben, Hütten, Städte und Dörfer. — Alles umschwält vom Ruß der Industrie. Aber von der düsteren und zerklüfteten Erde schien eine große Macht auszugehen, die alle Lebenskräfte in rastlose Tätigkeit umsetzte. Das war ein ständiges Kribbeln von Menschen, ein Schwingen, Sausen, Fauchen von Maschinen! Ein Rollen und Schwirren vieltausendfachen Räderwerks, ein Pfeifen, Reuchen, Zischen und Stöhnen; ein schweres Atmen ernster Arbeit.

Susanne schaute in das bewegte Bild, und etwas von der Kraft da draußen kam zu ihr mit frischer Frühlingsluft. Erregend rann eine starke Daseinsfreude durch ihr Blut. Leben! leben — bis das Geschick sich erfüllt! Das Sein in wesenloses Nichts zerrinnt! Geheimnisvolles Hoffen durchglühte sie wie nahes Glück. Von der Erde stieg es feuchtwarm auf, und durch die frühlingschwangere Luft scholl jetzt ein lockes, frisches Stimmchen:

Auf des Nachbars Hofe dort
Wird schon wieder grün die Au.....

Susanne beugte sich tief aus dem Fenster. Sah ein junges, lebensfrisches Ding, das da unten im Garten jätete. Unermüdtlich sang das Mädchen zu der Arbeit, ohne Biegung, ohne Schmelz, nur getrieben von innerem Lustgefühl. Susanna ergöhte sich an dem natürlichen Gesange.

Da klorrte irgendwo ein Fenster, und eine tiefe Männerstimme rief in den Garten:

„Willst du wohl endlich das Geschrei lassen? Zum Ruckuck, was soll denn das heißen!“

Susanne sah, wie die Kleine erschrocken zusammenfuhr und mit einem: „Jesus, Pan Willczek“, aus dem Garten lief. Da dachte sie wieder: „Arme Elinor“.

15.

Steuerlos.

Johannes ging erregt im Zimmer auf und ab. Zu allerhand geschäftlichen Verdrießlichkeiten war ein Brief von Elinor gekommen — fünfzigtausend Mark erbat sie

sich, so wie ein anderer ein paar Taler verlangt. Das war doch stark! zu welchem Zwecke brauchte sie das Geld?

Ein häßliches Mißtrauen erwachte in ihm, unwillkürlich suchten seine Augen in dem Park den Fleck, auf dem noch immer die Baumstümpfe wie ein Fragezeichen standen. Er ließ sie nicht ausrodern, war es Laune — oder etwas anderes, das ihn daran hinderte? Wollte er sich die Augenblicke wach erhalten, die ihm die Frau in ihrer leichtfertigen Koketterie gezeigt?

„Wenn ich wüßte — Gott, wenn ich wüßte!“ — Wie er litt in seinem Zweifel — und in diese Stimmung klang das alte Spottlied aus dem Garten, das ihm das Blut aufpeitschte!

Das Lied war verstummt, aber seine Ruhe fand er nicht wieder. Er zog die Augenbrauen zusammen, sann ein paar Sekunden nach, raffte den Brief zusammen und ging hinunter in die Räume seiner Schwiegermutter.

Die Damen saßen im gelben Salon. Susanna hatte ein paar Journale vor sich — sie las aber nicht. Die Baronin schwakte immerfort. Mit brutaler Neugier forschte sie nach allen Einzelheiten über den plötzlichen Tod des Majors. Sie legte die Arbeit weg, sah Susannen zwingend in die Augen und fragte:

„Wie konnte dein Vater nur so etwas tun! So ein Cavalier und solch ruhmloses Ende!“

Es bereitete ihr Freude, das Mädchen zu quälen, von dessen Vater sie einst verschmäht worden war. „Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit,“ dachte sie befriedigt, als sie merkte, wie sehr Susanna unter ihren Worten litt.

„Es hat ja alles in den Zeitungen gestanden.“ Damit wich Susanna ihren Fragen aus.

Jetzt horchte die Baronin auf, ihr feines Ohr hörte den Schritt des Schwiegersohnes.

„Nun, was verschafft mir das seltene Vergnügen?“ fragte sie, als Johannes eintrat.

Er sah ganz verstört aus. Sein Gruß war flüchtig, zerstreut. — Da fiel sein Blick auf Susanna, und er wurde rot — rot wie ein Knabe. Er hatte sie seit ihrer Ankunft im Schloßchen noch nicht gesehen.

„Das vornehme Blut imponiert ihm,“ dachte die Baronin und sah hinüber zu Susannen, die in der That sehr elegant aussah. Ihre apparte Schönheit wurde durch den gewählten Schnitt ihres Kleides, durch die kleidsame Haartracht noch gehoben.

Die Baronin stellte die beiden einander vor. „Du erinnerst dich wohl noch der kleinen Majorstochter aus der Zeit deiner Lehrgänge ins Schloß?“ sagte sie boshaft.

Die Farbe seiner Wangen vertiefte sich, aber er behielt seine Haltung.

„O ja,“ sagte er — und dann zu Susannen gewandt, „ich habe noch alle Einzelheiten aus jener Zeit im Gedächtnis. Auch den Tag, da ich das kleine Fräulein vor dem Regenwurm geschützt habe.“

Susanne hatte keine Scheu vor diesem großen ernstern Manne, den die Baronin so beschimpft hatte. Das waren noch dieselben guten Augen, in die einst ihr vertrauender Kinderblick geschaut. Und lebhaft fiel sie ein:

„Rein, nein — es war kein Regenwurm, es war eine Schlange.“ Sie lächelte dabei schelmisch und süß. Johannes erkannte das Kind in ihr wieder, das einst sein Knabenherz begeistert hatte. Er fragte sie nach ihrer

Reise, wie es ihr hier gefalle im Lande der Pilze und Krähen, und was man sonst so neutral bespricht.

Weich und wohligh traf ihn Susannens Stimme. Der milde Klang ihrer Sprache brachte ihm Ruhe.

„Was wolltest du von mir?“ fragte die Baronin, die Unterhaltung der beiden störend. Da fuhr Johannes wie erwachend auf, strich mit der Hand über sein volles Haar, warf einen Blick auf Susannen und sagte:

„Elinor hat geschrieben — ich weiß nicht — — —“

„Rede nur,“ rief die Baronin lebhaft, „vor Susannen brauchen wir keine Geheimnisse zu haben. Sie gehört ja zur Familie. Elinor will Geld, sie hat auch mir geschrieben!“

„Hat sie dir auch geschrieben, daß sie fünfzigtausend Mark verlangt?“

Einen Moment blieb Frau v. Merten stumm. Das hatte sie doch nicht erwartet! Wozu brauchte Elinor soviel Geld!?

„Hat sie dir geschrieben, wofür sie das Geld braucht?“ fragte sie, nur um sich zu sammeln.

Johannes hatte die Frage überhört. Sinnend ruhte sein Blick auf Susannen — sie hielt den Kopf gesenkt, und in das springende, krause Haar warf die einfallende Abendsonne glänzende Lichtfunken. Das schimmerte und flimmerte, glühte wie bewegtes Leben.

Nur einmal hatte Johannes ähnliches gesehen. In Wien auf den herrlichen Tizianbildern der Ambrafer-sammlung. Er hatte die Bilder noch draußen auf dem Belvedere gesehen, als blutjunger Mensch in Gesellschaft Wagners. Es war seine erste Reise gewesen. Die ersten

Eindrücke hoher Kunst hatte damals seine junge Seele empfangen, und nie vergessen.

Frau v. Merten hatte sich schon gefaßt, hatte schon überlegt.

„Du schickst doch das Geld,“ fragte sie so hart und scharf, daß Johannes sie hören mußte. Er wandte sich zu ihr:

„So bestimmt ist das noch nicht,“ entgegnete er kühl und geschäftlich; „im Gegenteil — Elinor soll erst sagen, zu welchem Zweck sie das Geld benötigt. Fünfzigtausend Mark sind keine Kleinigkeit, die wirft man nicht so ohne weiteres weg!“

Frau v. Merten entgegnete schroff:

„Es wundert mich, daß Elinor bittet, wo sie fordern kann. Ja, mein vornehm denkendes Kind vergißt es immer wieder, daß dir die Sitten unserer Kreise nicht geläufig sind.“

Susanne zuckte bei den verletzenden Worten der Tante zusammen. Johannes aber schien sie nicht zu hören.

„Ich bin der gesetzliche Verwalter des Vermögens meiner Frau,“ erwiderte er, „meine Pflicht ist es, sie vor Unvorsichtigkeiten zu bewahren.“

„Darüber kannst du ruhig sein,“ sagte die Baronin rasch. „Dembinski — — —“

„Ah — nun verstehe ich,“ rief Johannes in leichter Erregung, „die polnische Bank soll wieder einmal mit deutschem Gelde gespickt werden. Nicht übel — wahrhaftig! Übrigens, da fällt mir ein, daß unsere Leute auf deinen Wunsch ihre Ersparnisse in die Ludowy tragen! Ich muß dich bitten, dafür zu sorgen, daß die Einlagen zurückgezogen werden. Ich entlasse jeden Arbeiter, der zu intim mit den politischen Polen wird.“ — — —

Johannes war das erstemal seit langer Zeit mit sich selbst im Streite. Die Vernunft gebot ihm, Elinor das Geld nicht ohne weiteres zu senden. Vor einer halben Stunde hatte er auch die Absicht noch gehabt — aber jetzt? Das Wiedersehen mit Susanne hatte die Tiefen seiner Seele aufgewühlt. Hatte die harte Schale seines Herzens gesprengt und alle Güte seiner Natur zum Leben geweckt. Wenn Elinor jetzt käme — jetzt! — sie würde ihn schwach gefunden haben. Er fühlte es wohl, er würde verzeihen.

Aus dieser Stimmung heraus schrieb er dann doch den Scheck aus in der verlangten Höhe.

Elinor lachte, als sie das Geld erhielt. Sie hatte viel gefordert nach dem alten Rezept: „Wer viel wünscht, erhält wenigstens etwas.“ Die ganze Summe hatte sie nicht erwartet; zumal sie ihren Mann als sparsam und vorsichtig in Geldsachen kannte.

„Es muß ihm doch sehr gut gehen,“ sagte sie zu Dembinski, der ihr den üblichen Vormittagsbesuch machte.

Sie wohnte in der Nähe des Wavel in einem hübschen Landhause mit entzückender Aussicht auf das sagenumwobene Weichselgebiet. Das wellige Land, mit dem fahlen Grün des nahen Herbstes gleichmäßig gefärbt, nur hier und da durch buntes Gebüsch mit malerischer Bauernhütte — oder auch vornehmer Villa — unterbrochen, atmete tiefen Frieden. Nirgends zeigte sich geschäftiges Leben, und die Gestalten der Sage brauchten nicht erst den dämmernden Abend zu erwarten, um sich dem träumenden Geiste zu zeigen.

Dembinski saß der schönen kapriziösen Frau gegenüber auf einem der modernen mit Seide bezogenen Sesseln.

Er sah sehr gut aus; obgleich er etwas bleich war. Haar, Bart und Fingernägel verrieten sorgsamste Pflege. Ein feines Juchtenparfüm, das eben Mode war, umschwebte ihn. Er sprach viel, machte häufig Gesten und ließ gern das Feuer seiner Diamantenringe spielen.

Elinor zeigte sich nachdenklich. Sie sah oft auf ihre schlanken, weißen Hände und gab zerstreute Antworten.

„Geld hat er mir geschickt — kein Wort dazu,“ sagte sie endlich mit einem tiefen Atemzuge.

„Haben Sie Sehnsucht nach — Ihrem Manne?“ fragte Dembinski verwundert.

Sie zuckte die Achseln.

„Deprimierend ist es immer — für eine Frau, wenn sie im eigenen Hause nicht vernutzt wird.“

„Unerfättliche!“ flüsterte Dembinski mit verhaltener Leidenschaft.

Sie lachte ohne Empfindlichkeit und warf sich kokett im Sessel zurück.

„Gut gesagt — aber nicht zutreffend. Ich bin gern lustig — mein Mann ist ein Pedant — da haben Sie meine Ehe ohne Geheimnisträmerei. Für mich ist Freude, meinerwegen auch ihre Ausartung, Lebensbedürfnis. Übrigens da fällt mir ein — wie steht es mit unserem Projekt?“

„Unser Projekt — Sie meinen?“

„Die lebenden Bilder — die zu unserm Fest gestellt werden sollen.“

„Ach so — ja recht,“ seine weiße Hand strich langsam über den kurz geschnittenen Bart, „die Vorbereitungen sind im Gange. Frau Osmanska stellt uns ihre Sommerwohnung zur Verfügung. Es wird stark agitiert — der

Zuspruch aus Oberschlesien dürfte sehr groß werden — es bleibt doch dabei; sie übernehmen doch die Rolle der schwarzen Gräfin?“

Seine Augen saugten sich an den runden Linien ihres Körpers fest. Brust und Nacken schimmerten durch das Rot der Florseide mit verführerischem Reiz.

„Wären Sie frei — Elinor!“ flüsterte er und rückte näher zu ihr heran. Sie sah zu ihm auf und erschrak vor dem Blick dieser Augen, die wieder die listigen Schlinglein zeigten. Sie stand auf und flüchtete ans Fenster. Laut und lebhaft sprach sie von fern liegenden Dingen, als wolle sie das eigene Blut beschwichtigen.

„Sie haben keinen Mut zum — — Glück — Elinor,“ flüsterte ihr Dembinski leidenschaftlich zu.

Sie senkte den Blick und wandte sich ab.

Wie sie mit sich kämpfte! er fühlte seine Macht und lächelte — — —

— — — „Ich habe Ralf getroffen,“ erzählte er nach langer Pause.

„Ah,“ rief sie noch immer befangen, „hier in Krakau?“

„Ja, er ist sehr herunter.“

„Der arme Junge.“

„Mit allen haben Sie Mitleid, Elinor, nur mit mir nicht. Und doch wissen Sie es, wie ich sogar die Luft beneide, die Sie atmen.“

Da lächelte sie verheißungsvoll und reichte ihm die Hand.

Er küßte diese kleine schmale Hand mit brennenden Lippen.

Sie fühlte wie die Leidenschaft ihn schüttelte, zog ihre Hand zurück und sagte verlegen:

„Schicken Sie mir Ralf, vielleicht können wir ihn bei unserem Feste verwenden.“

Am anderen Tage machte Ralf ihr seinen Besuch. Dembinski hatte recht, er sah schlecht aus. Der magere Körper schlotterte in abgenützten Kleidern. Die Röthe kam und ging in seinen Wangen, er schämte sich doch vor Elinor.

Ein frivoles Lächeln half ihm über diese peinliche Empfindung.

„So sieht ein Mensch aus, des Leben verpfuscht und verdorben,“ sprach er hastig.

Elinor sah ihn betroffen an und redete ihm freundlich zu.

Er machte eine abweisende verächtliche Gebärde. „Alles umsonst, schade um den Schmalz,“ rief er in dem derben Ton der Straße: „Mit mir ist's alle.“

Sein Wesen berührte sie peinlich, sie fand keine Worte darauf.

„Das kommt davon, wenn der Stoff in eine falsche Form gebracht wird,“ fing er wieder an, und sah dabei verlegen auf seine defekten Stiefelspitzen.

Elinor hatte nachgedacht, wie sie ihm ein wenig helfen könne.

„Wie wäre es,“ fragte sie ihn, „wenn du auf einem Feste, das wir nächstens geben, einige Rollen in den lebenden Bildern übernehmen würdest! Natürlich gegen Vergütung.“

Einen Augenblick belebten sich seine schlaffen Züge, die deutlich von vergeudeten Lebenskräften sprachen. Aber das Gesicht nahm gleich wieder den willenlosen Ausdruck an.

„Tempi passati, auch das! Vor drei Jahren, ja, aber heut — — —“

„Du willst nicht, Ralf,“ sprach Elinor mit leichtem Vorwurf.

„Wollen — das schon, aber können — mit mir ist's alle — da ist nichts zu machen.“

Ein Hustenanfall gab seinen Worten Nachdruck. Mitleidig sah Elinor zu ihm hinüber.

„Armer Ralf!“

Er sah verlegen in dem eleganten Salon herum. Seine Augen blieben auf einer Ariadne haften, die auf einem Bronzeständer ruhte. Er rang sichtlich nach Worten, fand aber nicht den Mut zu der Erkenntnis:

„Die Ereignisse der letzten Jahre haben mir allen Halt genommen. Die furchtbare Tragödie, die ich durch meinen Leichtsinn veranlaßt habe — —“ nein — — darüber kam er nicht weg, wie sehr er auch grübelte über die Schuld an dem Tode des Vaters! Er sprang auf. Wozu das, hat es noch einen Zweck, in Geschehnissen zu wühlen, die doch nicht mehr zu ändern sind?

Er trat ans Fenster und sah in das weite herbstliche Land. In seinen Augen glänzte Fieberglut.

Elinor sah, wie hager er geworden war, sah seine schlechten Kleider.

„Leidest du Not, Ralf, brauchst du Geld?“ fragte sie.

Er war sehr rot geworden, wandte sich rasch zu ihr um, wühlte mit hageren Fingern verzweifelt in seinem Haar, das sein Leichtsinn nicht gelichtet hatte, und rief hohnvoll:

„Geld, haha — ein Fremdwort für mich! Wo soll

denn unsereins das noch hernehmen? Man schlängelt sich eben so durchs Leben wie's kommt.“

Da schloß Elinor ihren Schreibtisch auf, nahm eine Banknote heraus und legte sie ihm in seine Hand.

„Als Vorschuß, Ralf — für deine Mitwirkung an unserem Feste.“

Ralf war glühend rot geworden, mit gierigen Augen griff er nach dem Gelde. „So viel Geld — — —“

Und dann ging mit diesem heruntergekommenen Menschen eine sonderbare Veränderung vor. Sein Gesicht belebte sich. Seine Glieder strafften sich, er bekam Haltung, fühlte sich plötzlich wieder Kavalier. Ein heiteres lebenswürdiges Lächeln trat auf seine Lippen, jenes Lächeln, mit dem er so leicht die Herzen anderer gewann. Er nahm seinen Hut. „Es ist natürlich nur geborgt, du sollst es verzinst zurück bekommen, vorläufig nimm meinen Dank!“

Er ging. Auf der Treppe trällerte er ein Liedchen. Bis zu Elinor kam der leichtfertige Gesang.

Ich bin der arme Jonathan

Was fang ich armer Teufel an....

Drohende Wetter.

Die Arbeiten auf Huldagrube schritten rasch vorwärts und ein Musterdorf wuchs aus dem dunklen Tannenwalde. Johannes hatte seine ganz besondere Freude an der Entwicklung des Dorfes. Die Grube war bereits dem Betriebe übergeben worden, ein Teil der Arbeiter-

häuser schon bezogen. Die Belegschaft etwa tausend Mann stark. Der Kern bestand aus dem alten guten oberschlesischen Arbeiterstande. Ein Teil allerdings gehörte dem unruhigen ungeschulten Volke an, welches den Gärstoff der Unzufriedenheit mit sich herum führte. Die Alten, die es schon dort und da versucht hatten, machten wohl nicht mit, aber die jungen Feuerköpfe ließen sich gern verführen. Sie gingen dreist mit frechen Blicken herum, mit Mienen, die da sagten, „Mucks nur, das Messer sitzt lose in meiner Tasche!“

„Buxen,“ sagte Piontek mit verächtlichem Nachdruck, und spuckte aus. Aber das verhinderte nicht, daß sich die Nörgeleien der Burschen bis nach dem Vorwerk zogen und wie springendes Feuer um sich griffen. Die Leute verloren auch hier die bescheidene zuvorkommende Haltung und die schöne Zutraulichkeit zu ihrem Herrn. Ja, Piontek, der ehemalige Soldat, der durch die Macht seiner Persönlichkeit imponiert hatte, er fühlte die Zugluft der neuen Zeit mit großem Unbehagen.

„Muß irgendwo was offen sein, daß soviel böser Geist ins Land kann,“ sagte er oft ärgerlich. Eines Abends, die Tage fingen an kürzer zu werden, sah er Licht durch die Ritzen der großen Scheuer schimmern.

„Zum Donnerwetter,“ fluchte er, „sind die Kerls mit Licht in der Scheuer, da soll doch gleich — —“

„Guten Abend, gnädiger Herr,“ unterbrach er seinen Bohn, als er plötzlich Johannes vor sich sah.

„Na, so erregt,“ fragte Johannes lächelnd.

„Ja,“ gab Piontek zu und seine Augen rollten wild, „diese Malefizkerle, da sitzen sie mit Licht in der Scheuer, die — —“ er verstummte plötzlich und schritt langsam

nach der Scheuer. Johannes folgte ihm neugierig. Piontek guckte durch einen Spalt der alten Thür und ungeheuerer Mut packte ihn. Er sah ein paar der jüngsten Burschen vom Hofe. Sie hockten um ein altes umgestülptes Krautfäß und spielten Schafstopf. Der Bankhalter sah mit gierigen erregten Mienen da. Piontek erkannte in ihm den alten Galizier, den er vor Monaten entlassen hatte.

„Wart, du Halunke,“ rief er, und riß mit einem starken Griff die schlecht geschlossene Scheurentür auf. Mit drei Säcken war er bei den überraschten Spielern, und legte die Hand auf den Einsatz.

Der Galizier faßte sich rascher als die anderen, übersah die Situation mit schnellem Blick und griff mit kazenhafter Behendigkeit nach dem Gelde, die Burschen durch kurze Zurufe auf Piontek hehend; aber die eiserne Linke des Wirtschafers hielt ihn nieder, und sein donnernder Ruf trieb die Burschen aus der Scheuer. „Hunds-
fötter ihr — — —“

In dem Augenblick, da der Galizier sich bückte, um Piontek in die Hand zu beißen, die ihn mit zäher Kraft fest hielt, trat Johannes in die Scheuer. Sein Erscheinen genügte, alle Burschen in die Flucht zu treiben. Nur der Galizier verlor auch jetzt seine Frechheit nicht und drohte mit der Polizei, wenn er das Geld nicht bekäme. Johannes stellte es ihm frei, das Geld freiwillig der Armentasse zu überlassen, oder wegen verbotenem Glückspiel der Polizei angezeigt zu werden.

Der Mann überlegte rasch. Das Geld war ihm in beiden Fällen verloren. Da zog er es doch vor nachzugeben, und schlich mit tückischem Blick davon. Draußen

vor dem Vorwerk traf er die Burschen und hezte sie mit höhnnendem Wort:

„Schöne Lulatsche ihr — verhaun hättet ihr die Kerle müssen — die Leuteschinder, daß ihre Knochen zu Brei werden. Zeigt, daß ihr keine Mamlasse seid. Schafft euch euer Recht, — dann werdet ihr wie Herren leben und nicht wie Hunde!“

In den nächsten Tagen machte sich auf dem neuen Werke eine auffallende Arbeitslust bemerkbar. Ein großer Teil der Arbeiter machte Doppelschichten in regelmäßiger Wiederholung. „Das hat was zu bedeuten,“ dachte der Obersteiger, und sprach mit Johannes darüber.

Der wehrte mit den Worten ab:

„Auffällig ist diese große Arbeitslust allerdings, aber sie ist doch ein gutes Zeichen. Ich freue mich, daß die Leute endlich zur Einsicht kommen und fleißig sind.

„Wenn es nur das wäre!“ dachte der Beamte und verlor die Sorge nicht, er kannte seine Leute!

Es ging etwas vor unter der Belegschaft. Das wurde immer deutlicher. Wie heimlicher Brand lief die Unruhe durch das Arbeiterdorf. Da gab es Leute, die miteinander tuschelten und erschreckt auseinander führen, wenn einer der Beamten sich zeigte. Die Weiber grüßten nicht mehr und blickten falsch und tückisch, wenn sich gebildete Menschen ihnen näherten. Spott, Mißgunst, Scheu, las man aus den finsternen Blicken.

Es kamen häufig Fremde in die Kolonie. Agenten, die gewöhnlich an den Grenzstationen den Arbeitertransport von Galizien nach Westdeutschland vermittelten. Sie gingen mit schlauen Mienen von Mann zu Mann,

sammelten und warben für fremde Gruben mit gleißenden Verheißungen. Dembinski stand auch hier hinter der Bewegung. Er schürte das glimmende Feuer zur hellen Flamme an. Es bildete sich eine Deputation, die ihre Forderungen ziemlich willkürlich aufstellte und Ansprüche machte, deren Erfüllung den Weiterbetrieb der Grube gefährden mußte.

Am Morgen des 15. September erschien die Belegschaft vollständig auf Beche Hulda. Aber die bleichen Gesichter der Leute zeigten nicht die gewöhnliche Gleichgültigkeit. Je nach Temperament war ihr Ausdruck herausfordernd, höhnisch, ängstlich oder scheu.

Gleich schwärmenden Hummeln kreisten die Agenten um die Arbeitsstellen. Ihre kurzgeschnittenen Spitzbärte, die klugen, listig blickenden Augen und ihr bewegliches Wesen hoben sich auffallend aus der trägen Masse des Volkes, das eigentlich nur lebendig wurde, wenn sein Blut künstlich erregt war. Von den Schächten, auf dem Wege zur Grube und auf dem neutralen Gebiet der Kunststraße, die an dem Dorfe vorüber führte, lauerten die Agenten auf ihre Opfer.

„Gut werdet ihr es haben in Westfalen, wie im Himmel werdet ihr dort sein! goldene Zeiten, viel Löhnung und kürzere Arbeitszeit.“

Sirenenlieder, die von Mund zu Mund gingen und ihre Wirkung nicht verfehlten. Ein Drittel der Belegschaft weigerte die Einfahrt. Die meisten von den Leuten hatten wochenlang vorher Doppelschicht gemacht. Die anderen fuhren zögernd ein.

Die Wirtshäuser der umliegenden Dörfer füllten sich. Dembinski ließ Geld unter die Leute teilen, die in

den Streit getreten waren. Wie der böse Geist trieb sich der Galizier unter den Arbeitern herum; erzählte die Szene in der Scheuer, natürlich in vollständig falscher Fassung. Er ließ Piontek als Räuber seines Geldes auftreten, was den Groll der Arbeiter erheblich steigerte. Ein Teil der Frauen mischte sich unter die Männer. Der Schnapsteufel feierte seine Triumphe.

Es war einen Tag später, Johannes hielt Konferenz mit seinem bewährten Freunde Wagner, als sich die Deputation der Bergleute im Bureau melden ließ.

Johannes empfing sie nicht. Er ließ den Leuten sagen:

„Wer mit den Lohnverhältnissen nicht zufrieden sei, der möge sich sein Arbeitsbuch geben lassen.“

Kein Zug in seinem Gesicht verriet seine Gedanken. Ruhig, sachlich besprach er den Fall weiter, und nur ein sehr guter Menschenkenner hätte ein leichtes Vibrieren seiner Nasenflügel bemerkt. Aber er war aufs höchste erregt und erbittert. Daß es die Leute von Huldagrube waren, die da streikten, tat ihm weh. Hatte er doch gerade hier sorglich geschaffen, um einen Ausgleich ihres schweren Berufes herbeizuführen. Manch kleiner Beamte draußen im Reich und mancher Bürger, der schwer um sein Brot ringen mußte, und in Bildung hoch über diesem Volke stand, entbehrte Lebensannehmlichkeiten, die hier dem einfachsten Manne geboten wurden.

Direktor Wagner war mit der schroffen Abfertigung der Deputation nicht zufrieden. Er riet, die Leute wenigstens anzuhören. Aber Johannes blieb fest.

Betroffen entfernten sie sich. Einige der Leute murrten, andere schämten sich.

„Unser Herr — is sich gutte Herr — wenn wir bitten — —“

Höhnisch fiel der Galizier ein:

„Bitten — was fällt euch ein, Leute — bitten! das habt ihr nicht nötig! ihr könnt fordern. Macht euch keine Sorgen! die polnische Genossenschaft läßt euch nicht im Stich — in Westfalen gibt es Arbeit für den, der Lust hat, sein Los zu verbessern.“

Die Leute wurden schwankend. Es klang da etwas, was eine ureigenste Saite des Volkes anschlug — Geld ohne Mühe — ein paar Tage ganz und gar im süßen Nichtstun hindämmern — und doch Geld haben — ei — — —

Nur ein Drittel der Belegschaft fuhr noch ein.

„Wir haben große Verluste,“ sagte Wagner zu Johannes, als diese Meldung telephonierte wurde.

„Ich gebe nicht nach,“ erwiderte Johannes kalt. Sein Gesicht mit dem matten Bronzeton sah in diesem Augenblicke undurchdringlich aus. Seine Augen blickten hart. So hatte der Knabe geblickt, wenn er dem trunkenen Vater in der Schänke zugerufen: „Komm“.

„Die Sache kann unter Umständen eine Million kosten,“ bohrte Wagner.

„Es sei drum,“ erwiderte Johannes finster.

Da räusperte sich Wagner und in seine hellen klugen Äuglein kam ein fremder Blick.

„Es kann fremde Gelder kosten — — die Aktionäre —“

„Ich bin ihr Generalbevollmächtigter,“ sagte Johannes mit einem Tone, der dem andern durch die Glieder ging. Einen Augenblick loderte es in dem kleinen Manne auf wie Auflehnung, einen Moment sah er voll Born auf diesen Mann, der ihn den Herrn fühlen ließ.

Ihn, der ihn in den Sattel gehoben. Dann beugte er sich seinem Worte und dachte:

Ein starker Wille trägt tausend schwache —! „Ich glaube, Sie handeln richtig, „damit reichte er Johannes die Hand und ein kurzer fester Druck erstickte den letzten Mißton zwischen den beiden Männern.

Als am anderen Morgen nur noch ein Drittel der Belegschaft sich im Bechenhause einfand, schickte Johannes die Leute nach Hause und ließ die Werke ruhen. Das junge Volk zog johlend und lärmend umher, zerstreute sich in die Schenken. Ein paar hundert Arbeiter verlangten ihre Arbeitsbücher und folgten dem Galizier auf die westfälischen Werke.

Johannes ging in jenen Tagen mit ernstem Blick herum. Niemand sah es, wie es in ihm stürmte, niemand sah es, wie er mit sich kämpfte! Dunkle Gestalten tauchten aus dem Nebel seiner Kindheit vor ihm auf, und ihr müder Blick schien ihn zu fragen:

„Du Sohn der Halbe, hast du vergessen, wie hart das Brot unserer Arbeit ist? Hast du vergessen, wie Grubenluft das Blut in unseren Adern bleicht? Hast du vergessen wie nahe uns beständig der Tod ist?“

Da lief sein Blick rundum durch das Werk der neuen Zeit. Das Arbeiterdorf, still und reinlich lag es im Schutze kräftiger Waldluft. Wohin das Auge sah, verständige Anordnung und gefällige Form — Hygiene — Ästhetik und wirtschaftliche Ausnutzung bildeten die wohlüberlegte Grundlage des Dorfes. Aber die Menschen, die da lebten, sahen seine väterliche Sorge nicht, wollten sie nicht sehen! Bedrohten ihn mit roher Gewalt! Zum erstenmal in seinem Leben sah er die Menschenseele nackt in

ihrer Erdenarmut. Es kam ein großer Kummer über ihn und ein schwermütiges Grübeln. „Wozu das alles -- wozu?“

Er wußte ebensowenig Antwort auf die Frage wie die Millionen Menschen, die vor ihm dasselbe gegrübelt und gefragt. Er mußte die Bitterkeit dieser Stunden auskosten. Und wie der Knabe in seiner Seele Not den Frieden gesucht im Anschauen der Gottheit, die das Weltall trägt, formt und beseelt, so tat es auch heute der Mann. Sinnend suchte er die Einsamkeit. An den ruhenden Werken vorüber ging er in den herbstlichen Wald, der wieder in seiner Buntheit prangte. Das war ein Glühen, ein farbenfrohes sonnenbelebtes Bild mit Himmelsbläue und Waldbesruhe! Aber der Tod saß in dem Glühen, sein verwesender Atem lag in der Herbstespracht; ihn täuschte keine Sonne weg.

17.

Am Südkreuz.

Susanna hatte unter dem sonderbaren Wesen der Baronin viel zu leiden. Sie erhielt ihr Gleichgewicht durch den Umgang mit dem Kinde. Seine Goldseligkeit, seine naive Art besiegte die nörgelnde Laune der Tante. Dazu kam etwas, das sie wie süßer Lindenduft umkostete. Ein Etwas, das nicht faßlich, nicht nennbar war, und wie ein Geheimnis um sie herum lebte und webte. Sie wunderte sich selbst über die Kraft, die ihr hier zuströmte, die sie das Leben lieben ließ um des Lebens willen. Die

ihre Wangen rosig färbte und ihren Augen hohen Glanz verlieh. War's Heimerde, Heimatluft, die sie so stärkte?

„— — — ich bin zufrieden hier“, hatte sie an Frau Lindner geschrieben. „Das Kind ist süß. Jetzt erst wird mir das herrliche Bibelwort verständlich: laffet die Kindlein zu mir kommen — — —“

Das Land hier hat auch seine Reize. Schon die schroffen Gegenätze, die überall hervortreten und die sich auf alles erstrecken, was Leben heißt, sind interessant! Es gibt noch schöne Wälder hier, trotzdem die Industrie deren jährlich mehr und mehr verschlingt. Es gibt schöne Punkte hier, die mir die Lyrik Eichendorffs nahe bringen. „O Tante Anna, das Leben ist schön, auch wenn es durch Trauer und Leid gegangen ist!“

So schrieb Susanna und dachte dabei an den Mann, der so still, so ernst und einsam lebte. Mit ihrem feinen Frauenempfinden sah sie die leidende Seele dieses Mannes — sie allein sah sie. Aber in ihren Briefen nannte sie ihn nie.

So zart wie das Gespinnst der Waldspinne empfand sie die Seele Johannes'. Halb bewundernd, halb scheu sah sie zu ihm auf. Zu dem Kinde flüchtete sie sich mit ihrem reichen Gemütsleben, zu dem Knaben, der nicht mehr von der Mutter zur Großmutter, von der Großmutter zum Vater wanderte. Der wohl wußte, wo seine Kindersehnsucht anzuklopfen hatte.

Susanna hatte der Tante vorgelesen, lange geduldig, bis zur Ermattung. Jetzt war die alte Dame endlich zur Ruhe gegangen und sie war allein in ihrem Stübchen; sah hinaus in den Park, der still und einsam

im blauen Mondlicht lag. Die Luft war mild, sommerlich warm.

Zusanna fühlte einen dumpfen Druck im Kopfe, ihre Schläfen brannten. Sie nahm einen weichen weißen Abendmantel um die Schultern und steckte das Haar tiefer. Wie rotes Gold fielen die halbgelben weichen Wellen über ihren Nacken. Reife schlüpfte sie die breite Stiege hinauf in den Park. Tief atmend stand sie sekundenlang und ließ die Mäule rund herum wandern. Der Abend und der Mond, sie machten alles so geheimnistroll! Langsam schritt sie weiter. Über die weißen Wege ging sie mit ihren leichten schwebenden Schritten.

Da, auf einmal schredte sie leise zusammen, es schnobberte da etwas an ihrer Hand —. Johannes' großer Jagdhund war es, der schweißbedeint an ihr in die Höhe strebte. Sie streichelte lachend sein glänzend braunes Fell: „Steff, du Ströck, was bummelst du denn so allein im Park herum, wo ist denn dein Herr?“ Das Tier sah mit klugen Augen zu ihr auf, bewegte heftiger die lange Stute, wandte den Kopf. Jetzt erst sah Susanna die hohe Gestalt des Hausheern, die sich aus dem Schatten der Bäume löste.

Er zog grüßend seinen Hut. „Du — — Gräulein v. Gröbe, habe ich Sie erschreckt?“ fragte er mit seiner tiefen klängvollen Stimme. Susanna schüttelte leise das Haupt. „Es ist ein so himmlisch schöner Abend,“ sagte sie dann, „da wurde es mir in meinen vier Händen zu eng. Aber, warum nennen Sie mich nicht einfach Susanna? Wir sind ja doch verwandt.“

„Sie will die Tathlofigkeiten meiner Schwiegermutter verweisen, wie gut sie ist,“ dachte Johannes. In

seine ehrliche feste Manneshand nahm er ihre schlanken Finger und drückte sie an seine Lippen; scheu, ehrfürchtig, wie es einst der Knabe getan. — — —

Sie gingen nebeneinander her durch den weiß überfluteten stillen Park.

Susanna empfand die Nähe Johannes' wie ein heimliches Glück; und etwas von dem Jubel ihres Herzens lag in ihrer Stimme, als sie zu ihm sprach:

„Ich habe gestern die neue Kolonie besucht und bin entzückt von allem, was ich da getroffen! Besonders die Wohlfahrtseinrichtungen — — —“

Er wehrte bescheiden ab. „Es ist das Übel aller dieser Einrichtungen, so groß sie auch gedacht waren,“ meinte er sinnend, „daß sie sich als unvollkommen erweisen, noch ehe sie vollendet sind. Das Elend der Menschheit — so uralt wie die Menschheit selbst — zu heben, ist eins der schwierigsten Probleme unseres Lebens, das wohl nie vollkommen gelöst werden wird. Ich kann nur helfen so weit mein Arm reicht — — —“

„Wenn jeder helfen würde, so weit sein Arm reicht,“ fiel Susanna lebhaft ein, „so stände es besser um unseren armen Erdenwinkel!“

In diesem Augenblick schlug die Uhr des Schloßturmes zehn. „Die Geisterstunde naht,“ sagte Susanna scherzend, „da ist's Zeit, daß man sich hinter sichere Mauern flüchtet. Gute Nacht denn!“

„Gute Nacht, Susanna!“ Weich und zärtlich klang der Name von seinen Lippen.

Sie hörte ihn noch, als sie in ihrem Stübchen das Fenster schloß und ihre Kleidung gegen das weiße Nachtgewand vertauschte. Langsam tat sie alles, mit

seltfam nach innen gerichteten Sinnen. Sie dachte an Johannes, empfand noch das Wehen seines Geistes. Es war ihr, als hätte eine Freundeshand mit warmem Druck die ihre gefaßt.

„Arme Elinor —“ flüsterte sie wieder, „arme Elinor! Du jagst dem Rauschgold nach und läßt das Edelmetall achtlos liegen.“

* * *

Vor dem Schloßchen hielt der Landauer. Susanna stand wartend mit dem Knaben auf der Freitreppe. Die Baronin kam, kurz atmend und langsam vorwärts schreitend, aus der Halle. Mit einem tiefen Atemzuge saugte sie die schöne Herbstluft ein. Dann glitt ihr Blick über Susanna, die im weißen Wollkostüm und zarten Blumenhütchen im vollen Reize ihrer Jugend dastand. Der stechende Blick der Baronin vertiefte sich. „Wie du dich wieder herausgeputzt hast — — —“ rief sie ihr gallig zu, während sie in den Wagen stieg.

Aber Walti stellte sich vor die Tante, hielt sein Kinderhändchen wie schützend vor sie hin und sagte:

„Schön ist die Tante, weißt du — — —“

Die Baronin warf einen scheelen Blick auf das Kind und gab dem Kutscher das Ziel der Spazierfahrt an. Nach der Mühle wollte sie, von der ihr erzählt wurde, daß Johannes heimlich Gelder hinsandte. Inzwischen war auch Susanna mit dem Kinde in den Wagen gestiegen, und die edlen Renner zogen an.

Die Fahrt ging durch gemischten Baumbestand, der in bunten Farbentönen leuchtete, im dichten Walde weiter. Sie kamen an dem Moor vorüber, das mit schwarzem

Spiegel aus dem düsteren Rahmen alter Kiefern schaute. Ernst und dunkel spiegelte sich das Sühnekreuz in seinem Wasser. Der Rutscher auf dem Boocke konnte es sich nicht versagen — mit dem Peitschenstiele wies er auf das Moor, und wie er, den Hut lüftend, am Kreuze vorüberfuhr, wandte er sich um und erzählte in seiner Naivität:

„Is sich hier Wasser, wo hat rausgeholt Piontek das Mädcl, was nicht hat haben wollen alte Mann.“

So lebte Vikis Unglück im Volke. Die Baronin blinzelte ein wenig nach dem Wasser hin, dann hinauf zu dem Kreuze, dessen Sage sie wohl kannte, und ein Schüttelfrost ging durch ihre Glieder. Auch Susanna hatte die ernste Szenerie bedrückt. Aber Walti verscheuchte mit seinem hellen Kinderstimmchen bald die Schatten.

„Sieh' Tantchen,“ rief er, „ein Eichkätzchen!“

Seine weichen Kinderhände schoben Susannens Kopf nach der Richtung hin, aus der der buschige Schwanz des roten Räubers aus einer Kieferngabelung schaute.

Nach etwa halbstündiger Fahrt bog der Wagen um eine Kurve und kam in eine Mulde, in der zwischen Rasenhügeln die Mühlenwirtschaft lag. Schon ein flüchtiger Blick zeigte es, daß hier in letzter Zeit viel geschaffen worden war. Alles sah schmuck und neu aus. Unter ein paar grünen Bäumen waren Bänke aufgeschlagen. Die Baronin ließ halten. Als sie näher kamen, stand da ein junger, blonder Mensch und bastelte an einem Vogelhäuschen. Ein kleiner Knabe schaute seiner Arbeit ernsthaft zu. Der Bursch lüftete nur flüchtig den Hut, als die Damen vorübergingen, und ließ sich in seiner Spielerei nicht

stören. In der Thür der Mühle zeigte sich eine alte, saubere Frau, die mit freundlichem Gruß rasch näher kam.

„Nu Lorenz — was stehst de, wenn kommt Herrschaft,“ rief sie dem Sohne zu, der sich jetzt verlegen davonschlich.

„Wiki,“ rief die Frau ins Haus hinein, und die Gerufene kam in ihrer blühenden Schönheit. Mit ihren großen Rehaugen blickte sie schüchtern zu den feinen Damen auf. Der Baronin floß die Galle über, in Born und Neid.

„Das also war die Dirne, die ihrer Tochter den Rang abgelaufen — ein Weib aus niederer Sphäre — hübsch, frisch, aber ohne den Reiz der feinen Rasse — oh!“

Eusanna umfaßte die bäuerliche, zarte Schönheit, in der ländlichen Umgebung, wie eine malerische Offenbarung. Ihr Kunstsinn hatte sich an den Werken großer Meister geläutert und vertieft.

Wiki ging hin und her, bediente die Damen mit Anmut und Bescheidenheit, rief Walti nach den Ställen und zeigte ihm ein Kälbchen, das erst drei Tage alt war.

„Iß sie brave Mädels,“ erzählte die Wirtin den Frauen mit bekümmerten Augen. „Is mein Lorenz sie gut — aber sie will nicht haben Bauer, weil sie gut is feine Herr.“

So sprach die alte, runzelige Frau, ohne zu ahnen, welch einen Feuerbrand sie damit im Herzen der Baronin entfachte. Der Blick der alten Dame wurde immer spitzer und stechender. Mit hochgezogenen Schultern saß sie da. Um den zusammengekniffenen Mund zuckte es befriedigt. Das Sprichwort von dem Frosche aus dem

Pfuhl hatte da wieder einmal glänzend seine Berechtigung bewiesen.

„So is se nu mit sie Glück gekommen —“ erzählte die alte polnische Frau im gebrochenen Deutsch weiter. „Weil hat liebe Herr gekauft Hypotheka, was hat Pan Dembinski gehabt auf Mühle. Wolst uns jagen Pan Dembinski von die Hof — nu aber kann wir bleiben.“

Sie strich dabei an den Falten ihrer Schürze nieder, und durch ihre Stimme klang das Bittern überwundener Seelenangst.

Über die herbstlichen Fluren klang Luchzen und rohes Singen. Der Wind wehte es von einer Wegschenke nach dem Walde hinüber. Die Baronin drehte den Kopf und horchte den wirren Lauten.

„Sein das Leute, was machen Streik auf Gulbagrube — gibt sie Pole Geld, daß sollen sie trinken — mein Lorenz wollt' auch — hab' ich sie aber nicht lassen,“ plauderte das Weiblein weiter.

Susanna kam mit Viki und Walti langsam den Weg herauf. Die Augen des Kindes glänzten vor Vergnügen. Sein roter Mund plauderte immer fort.

Die Baronin erhob sich und winkte dem Kutscher, der unter einer alten Eiche hielt.

„Es wird spät,“ sagte sie zu Susannen und schnitt damit des Kindes Bitte zum Weiterbleiben ab. Walti wollte gar nicht fort von dem schönen Stückchen Erde.

Der Wagen rollte langsam durch den abendlichen Wald, in dem schon die Nebel brauten, und herbstlicher Verwesungsodem aus der Erde stieg. Durch den Wald huschten Gestalten, schlichen Burschen mit ihren Mädchen.

„Es ist doch kein Feiertag,“ sagte die Baronin ver-

wundert zu dem Kutscher, der nicht gerade herrschaftlich auf seinem Bocke saß. Er war erst kurze Zeit in ihrem Dienste und hatte noch nie in feinen Häusern gedient; aber ein anderer blieb nicht mehr bei der nervösen Dame.

„Warum laufen denn hier so viel Hacharen herum?“ fragte die Baronin wieder.

„Sind das nicht Hacharen — sind das Leute was streifen auf Huldagrube,“ erklärte ihr der Kutscher und knallte sehr häuerlich mit der Peitsche.

Immer dunkler wurde es. Ein Käuzchen lachte im Walde. Die Nebel stiegen hoch und wallten wie Geister durch die Kiefern. Ängstlich schmiegte sich Walti an Susanne; den Kopf in die Schultern gezogen saß die Baronin in ihrer Ecke. Keiner sprach. Immer häufiger streifte feierndes Volk an dem Wagen vorbei. Das harte Polnisch des oberschlesischen Arbeiters verhallte im Walde.

Vorwärts rollte der Wagen — — — knirschend wühlten die Räder den Sand der breiten Straße auf. Wüstes Geschrei durchbrach plötzlich die feuchte Luft. Es klang wie Fluchen — dann ein einziger Schrei, gelend — markerschütternd. Entsetzt sah sich die Baronin um, Walti klammerte sich an Susanne, die an allen Gliedern zitterte. Der Kutscher bekreuzte sich. Wieder huschten Gestalten vorüber. Es knickte, knackte; hier und dort im Walde brach dürres Holz, wie unter flüchtenden Wildes Schritt. Dann war es wieder still. Dunkel lag der Wald, wie umbraut von düsteren Geheimnissen.

Der Kutscher betete immerfort. Die Baronin hatte sich wieder erholt. Sie stieß den Kutscher mit ihrer Schirmkrücke an.

„Heda Jaszek — habt Ihr den Schrei gehört?“

„Wird wohl gewesen sein arme Seele — was findet nicht Ruhe in ungeweihter Erde.“

„Unsinn,“ rief die Baronin hart, „da ist etwas passiert, das war der Schrei eines Menschen.“

Der Kutscher nahm seinen Hut vom Kopfe und kraute sich das dicke, ungepflegte Haar.

„Werden sein Leute, was machen Streit — haben sie auch verprügelt vielleicht Steiger oder — — —“ er verstummte plötzlich und rief den Pferden:

„Holla Hanslik — holla Pietrek — wollt ihr wohl — hü — hott!“

Wie auch die Baronin auf ihn einsprach, der Kutscher war stumm geworden. Zur rechten Zeit hatte er sich erinnert, daß der Galizier unten im Wirtshaus geschworen hatte, den Bergwerksbesitzer zu verprügeln:

„Die Knochen im Leibe sollen ihm knacken — dieser Ca — — —“

Sollte er das der Baronin erzählen und der schönen, blonden Freilitschko? die immer gibt Trinkgeld eine Mark? — nein, da blieb er lieber taub und stumm und betete ein Vaterunser für den Pan, der vielleicht lag tot oder doch zerschlagen im Walde. Ja — jetzt glaubte er selber nicht mehr an die arme Seele unter dem Kreuze —
— obgleich — — —

Er duckte sich furchtsam zusammen. Es war dunkel geworden. Aber auch Susanna sah mit scharfen Augen, daß da dicht neben dem Kreuze eine schwarze Masse lag. Es ging eine dumpfe Angst durch ihre Seele. Aber es kam kein Laut über ihre Lippen. Über den Wipfeln der Bäume jagten die Wolken. Auf einmal blieben die Pferde stehen. „Hü — hott —“ schrie der Kutscher und ließ die

Peitsche spielen, aber die Tiere drehten die Köpfe und regten sich nicht.

„Is wer da?“ schrie der Kutscher in die Dunkelheit, und seine Stimme war voll Grauen. Walti weinte und preßte sein Gesicht in Susannens Kleiderfalten. Der Kutscher stieg vom Bock.

„Willst du wohl,“ kreischte die Baronin, „so eine Frechheit — uns da aufhalten — in der Nacht — liegt wahrscheinlich ein Betrunkener da am Boden.“

Der Kutscher achtete nicht auf ihr Schreien. Er stand und kraute sich den Kopf. Was da am Boden lag — das war ein Mensch, soviel erkannte er. Er ging näher:

„Bruderko — wo fehlt's — Bruderko — willst du aufstehn — nu Bruderko —!“ es kam keine Antwort. — Nur ein dunkles Etwas, das oben auf dem Kreuze gehockt, strich lautlos ab. Ein Waldkauz — aus der Weite klang dann sein Gelächter.

Der Kutscher bekreuzte sich, bückte sich und packte den Menschen, der da so stumm am Wege lag, am Arme. Mit einem Schrei fuhr er zurück. Der Mensch war steif wie Holz. Er nahm sein Feuerzeug. Walti schrie, die Baronin schimpfte, Susanna saß wie erstarrt im Wagen. Ihr war's, als rief sie jemand. Der Kutscher hatte den Bunder in Brand gebracht und leuchtete auf der Erde herum.

„Is er Herr feine — o Gott — Gott — hat er Kopp zerschlagen!“ Er beleuchtete den leblos Daliegenden von allen Seiten. Susanna, von furchtbarer Angst durchrüttelt, sprang aus dem Wagen, nahm dem Kutscher den glimmenden Bunder aus der Hand und beleuchtete das Gesicht des anscheinend Toten — — — ein einziger

furchtbarer Schrei rang sich von ihren Lippen —
Ralf!“

Sie warf sich zu Boden, bettete das bleiche Gesicht
in ihren Schoß und küßte es mit überströmender Zärt-
lichkeit.

Die Baronin erschauerte — sie zwang sich zur Ruhe.
„Unsinn,“ rief sie, „du faselst wohl! Wie käme Ralf
hierher?“

Aber Susanna hörte sie nicht, heftiges Weinen
schüttelte sie, und klagend rief sie immer wieder:

„Oh du mein armer, armer Bruder!“

Plötzlich wurde sie still, neigte ihr Ohr auf die Brust
des Toten, und ihren eigenen Herzschlag hörend rief sie:

„Er lebt noch — Tante, er lebt noch — einen Doktor
um Gottes willen schnell!“

Frau v. Merten hatte sich wieder zurückgefunden.
Ihr erster Gedanke war, wie immer, das liebe Ich.
Sie fröstelte, fürchtete die kalte Nachtluft.

Aus diesem Gedanken heraus sagte sie zu Susannen:

„Komm nur — du kannst doch hier nicht allein blei-
ben — laß den Kutscher bei dem Toten — wir wollen es
versuchen, die Pferde zu lenken.“

Aber Susanna ging darauf nicht ein:

Hastig rief sie: „Immer will ich es dir danken, Tante —
fahrt nur schnell — schick den Arzt — o Gott, ich bitte
dich!“ Sie rang die Hände.

Da ließ die Baronin den Kutscher weiterfahren.
Das Achzen und Quietschen der Räder ging dem Ohre
Susannens verloren.

Leise und zärtlich sprach sie mit dem Bruder —
streichelte sein Gesicht — faßte nach seiner Hand —

Unheimliche Ruhe lag im Walde. Nebelfrauen hingen ihre Gewänder in die Bäume. Die Luft war kalt und feucht — sie roch nach Moos und Pilzen.

Wieder lachte der Waldkauz, weit — weit —. Susanna kniete noch immer in dem feuchten Moose. Von Zeit zu Zeit glitten ihre warmen Finger über das Gesicht des Bruders. Es war kühl. Es wurde kalt und starr. Da schrie sie auf: „Tot — mein einziger, lieber Bruder tot! — — —“ Still stand der Wald. Nichts regte sich um sie herum. Starrer, schwerer wurde die Leiche in ihrem Schoß. Und es kam das Grauen mit leisem, unhörbarem Schritt — schlich sich in das Herz der Einsamen — setzte sich in ihr Ohr — in ihre Augen. Sie sah, hörte, fühlte die Geister der dunklen, stillen, schauerlichen Nacht. Alle die Unholde, die der Volksmund in der Sage festhält — und die nicht vergehen werden, solange Menschentod auf Erden bleibt.

* * *

Der Waldkauz hatte gelacht — zweimal hatte er seine Stimme hören lassen, grell, die Nacht durchschneidend. Johannes, der vom langen, einsamen Spaziergange heimkehrte, hörte ihn und blieb betroffen stehen. Das alte Jägerwort, des Sinn dem Haldenkinde einst sehr geläufig war, es fiel ihm ein: „Wenn der Waldvogel kreisend seine Stimme in ungewohnter Stunde hören läßt, dann ist ein Mensch im Walde in Not und Gefahr.“

„Sonderbar, wie auch der klarste Verstand solch alte Kindermärchen nicht ganz vergessen läßt,“ dachte Johannes, langsam weitergehend. „Ein Mensch im Walde in Not und Gefahr — gottlob — ist die romantische Räuberzeit vorbei.“

Vorsichtig suchte er die Richtung des Weges zu behalten. Er hatte Mühe damit, denn es war sehr dunkel.

„Ich denke, ich muß hier in der Nähe des Sühnekreuzes sein,“ damit drehte er seine elektrische Laterne auf und versuchte es, sich zu orientieren. In demselben Augenblicke schlug ein Ruf an sein Ohr. Ein angstvoller Frauenruf.

Sekundenlang blieb er stehen. Was war das? Hatte er sich getäuscht, oder hatte wirklich jemand gerufen?

Da hörte er deutlich den ängstlichen Ruf: „Hierher — hier bin ich —“

Verwundert ging Johannes dem Rufe nach, und wie er näher kam, hörte er leises Weinen. Wie Rinder-schluchzen klang es in sein Ohr.

Mit wenig Sähen hatte er den Platz erreicht, aus dem die sonderbaren Laute kamen. Dunkel hob sich das Kreuz aus dem grauen Nebel, dunkel tauchten die Formen von Menschen vor ihm auf. Er trat rasch näher, hob seine Laterne hoch und rief erschrocken:

„Susanna, um Gotteswillen, wie kommen Sie in diese Situation?“

Susanna, erschreckt durch sein plötzliches Auftauchen, gedemütigt durch das Grauen dieser einsamen Nacht, schluchzte krampfhaft auf — kein Wort kam über ihre Lippen; aber durch ihr Schluchzen klang etwas von der wiederkehrenden Sicherheit, die eines Freundes Nähe in solcher Stunde bringt.

„Fräulein Susanne —“ alle Milde, alle Gütlichkeit, die in der Seele dieses Mannes lag, klang durch die wenigen Worte. Er neigte sich zu ihr, leuchtete in das

Gesicht des Mannes, der da so starr am Boden lag und fuhr entsezt zurück.

„Ralf —“ er hatte ihn erkannt, hatte die leichte Wunde an der Schläfe gesehen und verstanden — — — war er doch schon mehr als einmal dem Tode begegnet, den die Reilhau gebracht.

Ein Totschlag — hier im Walde — wie kam Ralf — wie kam Susanna hierher?

Das alles ging blikartig durch sein Denken. Daneben das Bewußtsein, daß hier Hilfe eilig war.

„Armes Mädchen — arme kleine Susanne,“ flüsterte er bewegt.

Sie schluchzte von neuem auf, leise schob sie den Toten in das feuchte Moos und versuchte aufzustehen, taumelte und ließ sich willig von seinen Armen umfassen.

Er drückte sie beherrscht vom Augenblicke an sich, leicht und scheu wie ein verslogenes Vögelchen. Sie schmiegte sich fröstelnd, hilfesuchend an ihn. Und an diesem starken, mutigen Manne, der in ihren Träumen lebte als das Höchste ihres Lebens, richtete sie sich auf und fand die Sprache wieder:

„Ralf — er ist tot — erschlagen — o mein Gott!“

Er fand kein Trosteswort. Nur seine freie Rechte strich leicht über ihren Arm — so hatte er einst das Mütterlein getröstet, wenn es geweint.

Um sie herum braute die höhersteigende Nacht ihre dunklen Geheimnisse. Durch die dichten Nebel glimmte ein Licht, ein Wagen rollte langsam näher. Vorsichtig, Pfad suchend, trotteten die Pferde; oft scheuend vor den Riesenschatten, die in den Lichtschein der Laterne fielen.

Endlich standen sie still. Da schauerte Susanna zur

Wirklichkeit erwachend auf. Johannes führte sie zum Wagen, hob sie hinein, hüllte sie in Decken; ungeschickt und langsam, verwirrt durch den zarten Duft ihres Haares, durch die Süßigkeit ihrer bebenden Glieder.

„Ich sorge für den Toten,“ sprach er leise, schlug den Wagen zu und hieß den Kutscher heimfahren. Nun kamen auch schon die Träger mit der Bahre — ein Arzt sei nicht zu finden gewesen, meldeten sie.

„Er ist hier nicht mehr nötig,“ sagte Johannes und gab seine Weisung.

Die Werke auf Hulda standen noch immer still. Ihre Arbeiter traf der Vorwurf des vorsächlichen Totschlags. „Dem Fabrikherrn hat's gegolten,“ hieß es im Volke. Die Zeitungen brachten spaltenlange, sensationelle Berichte. Es war niemand da, der sie widerlegte. Ungefühnt blieb dieser grauenvolle Tod — unaufgeklärt die näheren Umstände darüber. Nur der Waldkauz wußte die Wahrheit. Er hatte, oben auf dem Kreuzholz hockend das alte, ewig neue Lied gehört: das Kampfeslied um den Besitz des Weibes.

In der Trauerhalle auf dem Friedhof war der in Sünden Gestorbene aufgebahrt. Das Volk kam neugierig; es kam voll Scheu, voll frommer Andacht; voll Mitleid mit dem Toten, dem der Himmel auf ewig verschlossen war. Es betete und opferte für ihn. Es kam auch ein junges Weib mit zartem schmalen Gesichtlein. Die blonden Böpfe nach altem Brauch franzartig um die Stirn gelegt. Es kam, schaute — und fiel aufschluchzend in die Arme der alten Frau, die sie begleitet hatte. Sie streichelte das junge Weib, führte es weg und klagte:

„Gott, Gott — wie schade — so junge, hübsche Herr.“

Niemand ahnte es, daß Viki hier das Ende ihres kurzen Liebestraumes erlebt hatte. Sie hatte sich stolz gehalten, hatte gewartet und gehofft. Sich mit Rinderglauben an sein Wort geklammert: „Ich komme wieder — ich hol' dich.“

Nun lag er starr und kalt vor ihr, und ihr Kränzlein blieb verdorrt.

18.

Heimkehr.

Der Krakauer Zug wurde in Myslowitz erwartet. Ein buntes Menschengewimmel drängte und stieß sich auf dem Bahnhof. Ab und zu tauchte ein Herr, eine Dame aus dem Volksgewühl auf; immer wieder sehr rasch darin verschwindend. Mit Säcken, Körben, schweren Lasten und vielen Kindern hockten und standen die Menschen herum, arm, zerrissen, verschwitzt und schmutzig, mit stieren, stumpfen Gesichtern des Zuges harrend, der sie weiter führen sollte, dem Westen zu. Hier an der Grenze dreier Reiche gab es keinen Stillstand in der Volksbewegung. Das war ein stetes Kommen und Gehen, ein Wandern hin und her, um des Brotes willen, das die eigene Heimat nicht mehr geben konnte, weil sie nicht Schritt gehalten mit der Zeit. Täglich brachten die Züge von Rußland und Galizien das Wandervolk, täglich brachten die Züge von Berlin oder anderen Weltpunkten anderes wieder zurück.

Unter den Wartenden war auch Stephan. Unruhig ging er auf und ab. Sein Gesicht zeigte nicht das

gewohnte sorglose Lächeln, und seine Stirn war faltig.

„Dembinski — wenn es wahr war, was man im großen Publikum von ihm erzählte?“

Jedesmal, wenn der Blick Stephans über das müde, abgearbeitete, stumpfe Volk, das da herumlag, glitt, trat der Schweiß in dicken Tropfen auf seine Stirn, und seine Augen wurden finster.

Dieses Volk, das so gläubig zu seinen Aposteln auffah, es wurde getäuscht, betrogen in seinem naiven Vertrauen. Pfui! — es stieg übel in ihm auf. Zorn und Scham ließen sein Blut erglühen. Sollte Ralf wirklich recht gehabt haben mit der Behauptung — von dem Tanz ums goldene Kalb? Sollte wirklich — — —

Er fuhr mit der Hand nach seinem Ohr. Es brummelte da etwas neben ihm, wie das Summen einer Hummel.

„Ist der Herr so alleine — möcht' der gnä' Herr vielleicht Gesellschaft?“

Stephan sah auf, sah einen schwächtigen Menschen im Raftan neben sich. Seine hektischen Wangen, und die Hängelocken, die rechts und links bis zu den Ohren fielen, ließen ihn krank und elend erscheinen. Ein ungepflegter Bart umrahmte das schmale Gesicht. Aus listigen Augen kam eine lauernde Frage, ein Hinüberführen der Blicke zu den Laternenpfählen, an dessen Fuß auf schmutzigen Bettsäcken ein Mädchen lehnte; stumpf starrte es vor sich hin. Die jugendlichen Glieder deckte ein altes Kleid von schmutzigem Rattun; eine Pelzjacke ohne Ärmel, verschossen und alt, verhüllte den Oberkörper und war über der Brust mit Bindfaden zusammengehalten. Jetzt hob das Mädchen den Blick, und Stephan fühlte sich getroffen

von sehnsüchtigem weichem Werben. Ein Zittern ging durch seine Glieder — er konnte den Blick nicht von dem Mädchen wenden.

„Braucht der Herr nicht allein sein,“ brummte es wieder in sein Ohr. Dies und der Knoblauchduft, der ihm entgegenwehte, zerstörte die Gefahr, die da an ihn herangeschlichen war, und nur das Elend blieb — das Elend des galizischen Volkes. Das Elend seiner Töchter, das Elend dieser armen Polen! Er wurde sich's bewußt in dieser Stunde:

„Solange es noch solches Volk in Polen gab, solange war sein Weg noch weit zur Freiheit.“

Traurig flog sein Blick noch einmal hinüber zu dem Mädchen, das wieder mit gesenkten Augenlidern vor sich hinstarrte. Nur einmal hob es die Hand und zog den Pelz, der offen stand, über der vollen Brust zusammen.

Das Heranrollen des nahenden Zuges brachte Bewegung in die Menge. Wie eine brandende Welle ging es durch das Volk. Das gab ein Rufen, Schreien, Hasten, ein Laufen, ein Stoßen und Drängen — der Zug fuhr ein, und Stephan sah, daß er keine erste Klasse führte. „Arme Elinor,“ dachte er. Sie winkte ihm schon von weitem entgegen. Er half ihr aus dem Abteil, küßte ihr galant die dargebotene Rechte und führte sie von dem Bahnsteig. Sie hing sich in seinen Arm.

„Nur rasch aus dem Gewühl heraus — diese Luft — der Zug ist zu ungünstig — aber ich wollte keinen Tag mehr versäumen. Dembinski hat mir von Paris telegraphiert, daß er schon in den nächsten Tagen wieder in Kattowitz ist. Warum bist du nicht zu dem letzten Fest nach Krakau gekommen?“ Ohne seine Antwort abzuwarten,

fuhr sie fort, „schade, daß du nicht da warst! Es hat alles gut geklappt. Die Aufführungen waren großartig — Ralf — — — übrigens der Mensch ist ganz haltlos geworden. Man müßte sich seiner etwas mehr annehmen.“

Stephan kämpfte mit sich; sollte er Elinor erzählen, daß Ralf — — — erfahren wird sie es ja doch; aber Ort und Zeit waren schlecht gewählt für solche Mitteilungen.

„Deine Mutter hat die Pferde geschickt; es ist wohl klüger, von hier aus mit dem Wagen weiterzufahren, als auf den Verbindungszug zu warten?“

Elinor nickte. „Du begleitest mich doch?“

Stephan verbeugte sich. Es war nicht seine Absicht gewesen, aber er hatte nicht die Kraft, ihrer liebenswürdigen Einladung zu widerstehen. Ahnte denn diese Frau nicht, wie sehr er in ihrer Nähe litt, oder wollte sie es nicht sehen? Wie sie ihn ansah? Wie traut ihre Stimme klang:

„Ach, meine Boa, sei so gut leg' sie mir wieder um,“ und er nahm den Flüchtling und legte ihn um den Hals der schönen Frau.

„So — ich danke,“ nein, sie hatte keine Ahnung, daß er die Qualen eines Antonius litt; merkte es nicht, wie er sie liebte!

Der Wagen rollte rasch vorwärts, und aus der Ferne grüßte die junge Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln im Kranze ihrer Werke.

Elinor tat einen tiefen Atemzug und ließ ihre blihenden Augen rundum schweifen.

„Es ist doch kolossal, wie groß der Unterschied zwischen hüben und drüben ist; ich möchte sagen, hier ist alles aufgeräumter. Wie die Stadt sich entwickelt hat! Sieh nur,

wie sie gewachsen ist! Dieses Häusermeer; wenn ich zurückdenke — — — dort," sie zeigte nach einer bestimmten Richtung, „hatte Fensch eines der ersten Mietshäuser gebaut. Der kleine Maurermeister hat's weit gebracht. Ich höre noch den Vers, den ihm die Gassenkinder nachriefen. Er hat sich blau geärgert darüber:

Fensch — Heiner Mensch!

und drüben," sie zeigte nach einer anderen Richtung, „stand die Notkirche, in der ich getauft worden bin. Mitten im Felde stand sie, blühendes Korn umwogte sie. Ach, ich weiß es noch wie heute, als wir in dem Kriegsjahr sechsundsechzig dort spielten, wie erschrocken alles war, als die nahe Eisenbahnbrücke bei Slupna unter furchtbarem Donner in die Luft geschleudert wurde.

Und dort, wo einst der famose Schulze Troll seine Schweine hüten ließ, dort hebt sich heut ein ganzes Häuserviertel aus dem Boden. Der Troll, ach, du glaubst es gar nicht, wie ulkig der Mann war. Papa hat es uns oft erzählt. Als z. B. einmal die Beleuchtung der Straßen verlangt wurde, ließ er den Herren sagen:

„Wenn es euch zu finster ist am Abend, so bleibt hübsch zu Haus.“

Und als für einen Kanzlisten ein höheres Gehalt verlangt wurde, gab er zur Antwort:

„Was will denn der Kerl, der hat ja schon mehr Lohn als mein Knecht.““

¶ Sie lachte und schlug ihren Schleier zurück. Stephan sah, daß sie bleicher war als sonst. Auch schmaler war ihr Gesicht geworden. Ein Zug von Bitterkeit und Gram sprach daraus. Sie bemerkte seine forschenden

Blicke, ließ den Schleier wieder herab und sprach laut und lebhaft weiter. Die Stadt blieb bald zurück. Am grauen Abendhimmel standen die Silhouetten der Werke wie angemalt. Von hoher Schlackenhalde hob sich ein kleines Bretterhaus mit schieferm Dach. Da flogen die Gedanken Elinors zu dem Manne, der sich sein Haus gezimmert hatte mit eiserner Faust.

„Was macht Johannes?“ fragte sie in leichter Verlegenheit.

„Ich weiß es nicht,“ gab Stephan zur Antwort. „Soviel ich gehört, haben seine Leute gestreikt, aber der größte Teil der Belegschaft fährt wieder ein. Auch von den Leuten, die nach Westfalen gingen, sind etliche zurück. Er hat sie wieder angenommen.“

Es ging ein Schatten über sein Gesicht. Der schreckliche Tod Ralfs fiel ihm wieder ein.

Leise sagte er: „Ralf ist tot — erschlagen worden.“ Elinor fuhr auf. „Ralf tot — erschlagen, sagst du? O Gott, wie kam denn das, wer hat ihn denn erschlagen? Wie gräßlich, wie war denn das nur möglich?“ So fragte sie hastig durcheinander, gepackt von furchtsamen Entsetzen. „Ist es denn so unsicher geworden hier?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Stephan, „ein Bergmann soll es gewesen sein. Man hat noch keinen bestimmten Verdacht.“

Über Elinors schlankte Glieder ging ein Frösteln.

„Arme Susanne!“ sagte sie, dann schwiegen sie beide.

Endlich brach Stephan den dumpfen Bann: „Also Dembinski ist in Paris?“

Elinor war sehr rot geworden, als er den Namen nannte. Eine große Unruhe erwachte in ihr; und eine

Frage, die sie schon tagelang quälte, die sie hergetrieben mit gewaltiger Macht, saß auf ihren Lippen.

Wenn es wahr war, was die Mutter geschrieben! — Sie atmete tief auf und preßte die Hand auf das stark klopfende Herz. Wenn das wahr war, was die Mutter geschrieben — — — dann — — — Sie wiederholte im Geiste die Stelle des Briefes:

— — — wenn Du an Scheidung denkst, ich glaube Du hast alles Recht auf Deiner Seite. Ich hab das Mädchel gesehen — ein frisches, hübsches Ding. Mit dem harmlosen Blick der Unschuld — wenn nur das Leben nicht vom Gegenteil spräche! Es ist ein Knabe da, der sie Mutter ruft, obgleich kein Ring ihren Finger schmückt. Susanna ist entzückt von dieser kleinen, bäuerlichen Schönheit! Aber, was weiß Susanne — und sie braucht es auch nicht zu wissen — — —

Alle Tiefen ihrer Leidenschaft hatte das Schreiben in Elinor aufgewühlt. Es winkte da etwas — goldene Freiheit! Immer wieder hörte sie das leidenschaftlich gesprochene: „Wär'st du frei Elinor!“ von Dembinskis Lippen.

Wenn das wahr war, was die Mutter schrieb, dann war der Weg zur Freiheit da! Ihre Wangen begannen zu glühen, leise und scheu sprach sie zu Stephan:

„Die Mutter schreibt mir da — glaubst du — — glaubst du, daß — daß Johannes — — — er soll eine Liebchaft in niederen Kreisen haben.“

Stephan fuhr auf. „Unsinn,“ rief er, „das kann nicht sein. Johannes mag hart sein und hochmütig, aber niedrig im Charakter ist er nicht! Nein — nein!“

Er konnte das nicht glauben. Wenn auch sein Weg

weit ab ging von dem des Bruders, sein Gerechtigkeits-
sinn hieß ihn verteidigen.

„Es wird, es muß ein Klatsch sein,“ sagte er ernst.

Der Wagen hatte die Stadt weit hinter sich gelassen.
Schon war der reine Atem der nahen Wälder zu spüren.
Ein Trupp junger Burschen kam des Weges. Die Leute
sangen polnische Lieder — Nationallieder.

„Ah, — das ist ein schöner Gruß,“ rief Stephan lebhaft
und hob sich in dem Wagen, den Leuten nachsehend.

Elinor zog die Mundwinkel verächtlich herab.

„Unfug —“ kam es kurz von ihren Lippen.

Stephan sah sie überrascht an. „Das sagst du — du,
die eben aus dem heiligen Krakau kommt!“

„Heiliges Krakau —“ Elinor lachte spöttisch. Sie ge-
dachte der Verbrüderungsfeste, gedachte der Schluß-
feiern jener Tage mit allen ihren Begleiterscheinungen,
die nur zu oft den Boden guter Sitte verließen, und
wieder sagte sie verächtlich: „Heiliges Krakau.“

Stephan zog die Augen zusammen und machte eine
heftige unwirsche Bewegung. Hätte er doch am liebsten
den Wagen verlassen. So sprach Elinor zu ihm, nachdem
sie fast ein Jahr in Krakau gelebt!

Sie sah, wie hart sie ihn getroffen und fragte ihn
gutmütig:

„Du bist mir doch nicht böse, Stephan?“

„Nein — nein ich bin dir nicht böse, im Gegenteil,
ich klage mich an, dich auf Wege geführt zu haben, die
deiner Kraft zu steil und steinig sind.“ Leidenschaftlich
fuhr er fort: „Wie muß ich Johannes recht geben, ihm,
der seinen Weg gegangen ohne Schwanken — einer

verlorenen Sache habe ich meine Kraft und mein Leben geweiht. Nicht so dürfen wir für unser Polen kämpfen — nicht Aufruhr und Haß in die Massen tragen. Ach, Elinor, als ich heut auf dem Bahnhof das arme elende Volk sah — da — da wußte ich es, wo unsere Aufgabe liegt! Jenen Armen will ich leben, sie fördern und einen besseren Weg finden helfen.“

Und in seiner Seele klang es weiter: „Vielleicht vergesse ich dich dann, du Vielgeliebte!“

* * *

Frau v. Merten war sehr enttäuscht, als sie ihre Tochter wiedersah.

„Schlecht siehst du aus,“ sagte sie in ihrer nörgelnden Art. Und dann weiter: „Johannes, der Stänker, hat mein Lebenswerk, meine polnische Schule geschlossen!“

Elinor legte ihren Mantel ab. Sie zeigte wenig Interesse für den politischen Ärger ihrer Mutter. Ihre Gedanken waren ganz wo anders.

„— — — er zwang mich auch, die Einlagen der Leute, die durch mich der polnischen Volksbank eingezahlt worden sind, zurückzuziehen — —“ Elinor trat vor den Spiegel, nahm ihren Hut ab und strich mit zitternden Händen ihr Haar zurecht. „Dein Brief — Mutter,“ brachte sie endlich hervor, „hat mich doch sehr erregt — ist es wirklich wahr — kannst du beweisen —“

„Ja, ich kann beweisen.“

Frau v. Merten erzählte, was sie über Wili wußte. Erzählte, daß Johannes für das Mädchen sorgte — — — Elinors Augen glühten auf.

„Wenn das alles so ist, Mutter — — —“ sie brach ab.

Erregt schritt sie im Zimmer auf und ab, trat an das Fenster und blickte hinaus.

„Da ist ja Walti,“ sprach sie ins Zimmer zurück, „und das ist ja wohl auch Susanna — — —“ sie verstummte plötzlich. War es Neid, was da jählings in ihr aufstieg?

Susanne jagte mit Walti im Garten herum. Ihr leuchtendes Haar wallte wie eine Lichtwolke um ihre Wangen. Sie war ganz Leben — Bewegung.

Elinor biß sich auf die Lippen.

„Wie sie herumtollt — es schickt sich gar nicht für solch ein erwachsenes Mädchen — der Bub wird ja ganz und gar verwildern!“

Sie riß ein Fenster auf. „Walti — Walti,“ rief sie in den Garten.

Der Knabe stand still, sein glucksendes Lachen erstarb. „Je, die Mutter!“ rief er, aber in dem Rufe lag keine Freude.

Susanna stand aufatmend am Rand des Springbrunnens, nestelte mit schlanken Fingern an ihrem Haar, steckte es zusammen, wurde tief rot und nickte grüßend nach einem der Fenster hin. Elinor wußte, es waren die Fenster aus dem Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie wandte sich zur Mutter und sagte mit spitzem Lächeln:

„Ich glaube, wir haben den Scheidungsgrund in nächster Nähe.“

„Ach,“ wehrte Frau v. Merten mit verächtlicher Gebärde ab. „Da kennst du Susannen schlecht. Niemals würde die hinuntersteigen zum Plebejertum!“

Elinor hörte sehr gut den Stachel, der für sie in den Worten der Mutter lag. Walti kam herein und bot schüchtern seinen Gruß. Sie tändelte mit ihm, strich ihm

durch die blonden Locken, küßte ihn und schob ihn wieder von sich.

„Geh jetzt, Mama hat keine Zeit.“

Ach, all ihr Denken galt ja nur dem einen: „Dembinski!“

Er hatte in den letzten Wochen nichts von sich hören lassen. Sie wußte, daß er in Paris war, wußte, daß er nach Berlin wolle, das alles hatte er ihr noch von Paris aus mitgeteilt, mit einem überschwenglichen Danke für die fünfzigtausend Mark, die sie ihm zur Verwaltung überlassen mit dem Bemerken, sie nach eigenem Gutdünken anzulegen. Seit der Zeit hatte er nur ein paar Ansichtskarten geschickt und gestern ein Telegramm. Dembinski — sie wandte sich an ihre Mutter:

„Dembinski ist aus guter Familie, er stammt aus Kreisen, die ihren Namen mit Blut in Polens Geschichte geschrieben. Stephan wird dir das alles besser sagen als ich.“

Susanna trat ein — wieder war Elinor frappiert von ihrer Schönheit und Frische. Ihre Begrüßung blieb sehr kühl. Wie Schneeluft legte es sich zwischen die beiden Frauen; kein verwandtschaftlicher Ton, keine Wärme ging von Herz zu Herz.

Noch kühler war die Begegnung der beiden Gatten.

Am nächsten Tage, bald nach Tisch, sagte Elinor zu Johannes:

„Ich möchte etwas mit dir besprechen, hast du Zeit?“

Johannes nickte: „Ich stehe zu deiner Verfügung,“ steif und förmlich klang es.

„Dann bitte, komm auf mein Zimmer, wir sind dort ungestört.“

„Was will sie nur — Geld — sich rechtfertigen?“

Elinor sah nicht aus wie die reumütig zurückgekehrte Gattin. Nachdenklich schritt Johannes hinter ihr her.

In einem der zierlichen Sesseln nahm er Platz und ließ die Augen in dem Raume umhergehen, den er lange nicht betreten. Traulich war er, anheimelnd. Ein herbes Weh packte ihn. Wie anders hatte er sich seine Ehe gedacht!

Aus seinem Sinnen weckte ihn Elinors ruhige Stimme. Geschäftlich, kühl brachte sie den Wunsch einer Scheidung vor.

Da zuckte Johannes zusammen, und seine Nasenflügel bebten. Vor ihm stand jener Tag, da sie ihn gefragt: „Haben Sie schon einmal geliebt?“ Da sie um ihn erworben mit dem Übermut der Besitzerin. Geliebt hatte sie ihn wohl nie — konnte sie überhaupt lieben? Und jetzt, dieses brüskte Verlangen nach einer Trennung! Seine Mannesmacht lehnte sich dagegen auf.

„Scheiden,“ fragte er kalt, „warum? Wir haben keinen gesetzlichen Grund dazu?“

Sie lachte kurz auf. „Der wird sich finden lassen.“ Dabei traf ihn ein scharfer Blick ihrer dunklen Augen. Er fühlte diesen Blick noch, als er in sein Zimmer trat. Er sann ihm nach, sann ihren Worten nach und fand für keines eine Deutung.

Ein paar Tage später fuhr Elinor nach der Mühle. Sie wollte sehen mit eigenen Augen, hören mit eigenen Ohren und dann handeln. Eine große Erregung bewegte sie, stechend floß das Blut durch die Adern. Stephan fuhr

mit ihr. Er hatte die Natur, die Märtyrer schafft. Stumm saß er neben der schönen Schwägerin. Das Wetter war umgeschlagen. Es war kalt, ein schneidender Wind fegte über die Felder; eisig wehte die Luft durch Elinors leichte Kleider. Sie hatte keinen warmen Mantel mit.

„Sollen wir umkehren?“ fragte Stephan besorgt. Er sah, wie ihr Gesicht sich verfärbte, ihre Haut sich vom Frost zusammenzog. Klappernd schlugen ihre Zähne aufeinander.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein — wir wollen doch fahren!“ schloß sie mit der Energie, die immer blitzartig über sie kam, und der sie schon manchen tollen Streich in ihrem Leben verdankte. „Nein —“

Sie fuhren weiter. Stephan nahm seinen Mantel und legte ihn schweigend um ihre Schultern. Sie wehrte nur schwach. „Und du — — —“

„Ich bin hart —“

Weiter ging es dem Walde zu. Die Wege waren erweicht vom langen Regen, der Sturm wurde immer drohender.

„Muß es denn sein — gerade heut sein, liebe Elli? Laß uns umkehren — einen besseren Tag abwarten —!“ bat Stephan.

Sie wehrte mit zusammengebissenen Zähnen. „Ich will nicht; ich kann nicht,“ dachte sie. „Ich muß Klarheit haben, Ordnung in mein Leben bringen.“ Immer eisiger wurde der Wind. Sie sah, daß Stephan fror.

„Wir können ja bei der Steinheger halten, du borgst dir dort einen Mantel,“ schlug sie vor.

Das war ein Gedanke! Inzwischen tobte das Wetter mit tanzenden Schneefloken. Dichter, immer dichter

wurden sie. Der erste Schnee! Elinor vergaß den Augenblick, sie lachte, freute sich wie ein Kind über den ersten Schnee.

So kamen sie vor das Gasthaus. Die Wirtin kam ihnen devot entgegen. Sie war breiter und schwerfälliger geworden in den letzten Jahren.

„In die Mühle wollen Sie — heute? Oh — da ist heut nicht viel zu holen. Es ist dort niemand zu Hause. Die Müllersleute sind bei mir zu Gast. Wir haben heute Karmyna.“ *)

„Gut, gut,“ sagte Elinor, „so wollen wir hier ein Stündchen rasten.“

Nur mühsam verbarg sie ihre Aufregung, die brennende Frage: „Ist die — Person auch da?“

Sie ließ sich von Stephan aus dem Wagen helfen, sie gingen durch den Flur in die Gasträume. Es roch überall nach dem Schlachttage, nach Zwiebeln, warmer Wurst und Fleisch, nach Sauerkraut und Knoblauch. Elinor hielt sich die Nase zu.

In das kleine Zimmer traten sie, das neben dem großen Eßsaale lag. Elinor empfand die Wärme, die sein eiserner Ofen ausstrahlte, sehr angenehm. Sie bestellte Essen und fragte dann so nebenbei:

„Also die Müllerin ist heut ihr Gast und das Mädchen — — —“

Die Steinheger sah fragend auf. „Kannte die Dame ihre Nichte?“ Sie strich verlegen über das weiße Tischtuch, das der Kellener eben aufgedeckt.

„Ich — na, ich hab' halt wieder Frieden gemacht.

*) Schlachtfest. Provinzialer Ausdruck.

Sie ist ja doch meine Pfliegerochter. Bis jetzt hat sie noch unten in der Mühle gewohnt — aber — da ist der Lorenz, der ihr nachgeht — sie will ja nichts von ihm wissen; aber junges Blut — — — es ist besser, man sieht sich vor, und so will ich sie wieder hernehmen. Der Lorenz ist so weit ein braver Bursch. Vielleicht besinnt sich das Mädchel noch, wenn — — —“ sie brach rasch ab. Mußte sie denn hier all das Unangenehme aus ihrer Familie austramen? Witi kam und brachte das Essen. „Das ist meine Nichte,“ sagte die Wirtin so nebenbei.

Elinor fixierte sie scharf — das also war das Mädchen — hübsch ohne Zweifel — ja sogar schön, aber — ihre Eigenliebe empörte sich — doch nur ein Weib aus dem Volke.

Stephan sah, wie Elinor das Mädchen mit den Augen verfolgte. Er wurde unruhig — ahnte sie das geschwisterliche Verhältnis? Schließlich — — — aber das arme Ding, es hatte gefehlt gegen gute Sitte, war eine — Gefallene. Sollte er die Schande seiner Familie preisgeben?

Witi empfand das beharrliche Anschauen Elinors peinlich. Sie wurde rot und verlegen. Ihre Hände bebten, als sie das Essen auf den Tisch stellte.

Aus dem anstößenden Saale kam wirres Stimmengeräusch. Die Thür ging auf und zu, bis sie der Kellner schließlich ganz offen ließ. Eine lustige Gesellschaft saß da drinnen bei Wellfleisch, Sauerkraut und Tichauer. Elinor hörte aus der lebhaften Unterhaltung den Namen Dembinski! und wieder Dembinski. Dazwischen Geflüster. Sie wurde aufmerksam, gab Stephan ein Zeichen und horchte hinüber.

„Er hat zum mindesten unverantwortlich gewirtschaftet,“ hörte sie, „dieser Fuchs, es sind eine Menge kleine Leute mit betroffen.“

Elinor zuckte zusammen, ihre Stirn zog sich in Falten, ihre Augen blickten leer wie immer, wenn sie nachdenklich wurde. Es tauchte so manches Erinnern in ihr auf; manches, das ihr an Dembinski bisher rätselhaft geschehen, erhielt nun grelles Licht.

Viki huschte hin und her, kam und fragte ob noch etwas gewünscht würde. So harmlos süß schauten diese Augen zu Elinor auf; sie hielt sich nicht länger, mit einem heftigen: „Geh' ich brauch' dich nicht,“ schickte sie das Mädchen weg. Dann brach sie los:

„So eine Heuchlerin — so jung und so verdorben — dabei dieses unschuldige Getue!“

„Nanu —“ Stephan sah von der Zeitung, in der er gelesen, erstaunt auf, „meinst du die Viki?“

„Also Viki heißt sie — Viktoria — das heißt ja wohl soviel als Siegerin! Na immerzu.“ Elinor verzog den Mund zu spöttischem Lachen: „Das ist ja das Mädchel, das Johannes — heimlich liebt.“ Birschend kam es über ihre Lippen. Er prallte zurück. „Die Viki,“ rief er, „die Viki — die ist ja — — — die ist dir nicht gefährlich, da kannst du ganz ruhig sein, die ist ja unsere — Schwester.“

„Schwester!“ ungläubig hörte es Elinor. Sie konnte, wollte es nicht fassen. All ihre lustigen, auf diesem Fundamente aufgebauten Hoffnungen zerflossen wie Schemen vor dieser Tatsache.

Stephan sah ihren Unglauben, sah ihre Verwirrung und fing an ihr zu erklären, warum und wie alles so gekommen.

Johannes hatte ja öfter von einer Schwester gesprochen, die bei einer Tante lebte, nur weil sie es nicht wünschte, war eine Annäherung unterblieben. Aber, daß das Mädchen hier — ihnen so nahe war — das hatte sie nie geahnt.

Draußen tobte der Sturm. Aus dem Nebenraume kam das Lärmen der Gäste, Zigarrendampf und Biergeruch. Es wurde Elinor sehr unbehaglich zumute. Sie konnte sich der Wahrheit des Gehörten nicht länger verschließen. Bläß und zitternd saß sie da, trank rasch und hastig von ihrem Weine und horchte doch auch wieder nach dem Esjaale hinüber. Die Herren dort sprachen immer noch von Dembinski.

„Na, ja,“ sprach eine rauhe Bierstimme. „Der beliebte Ausweg, er will sich rangieren — eine reiche Heirat — — — Da haben Sie's schwarz auf weiß:

Verlobte.

Fräulein Lehmann
Berlin

Dembinski
Rattowitz.“

Elinor war leichenbläß. „Das ist nicht wahr, kann nicht wahr sein,“ flüsterte sie mit stockender Stimme. Puckte Stephan am Arme: „Sage, daß es nicht wahr ist!“

Stephan sah, wie sie litt — wie furchtbar erregt sie war und wußte doch keine andere Antwort als:

„Es kann wahr sein.“

„Das ist nicht möglich,“ jammerte Elinor, die alle Fassung verloren hatte. Stephan sprach ihr tröstend zu, winkte dem Kellner und ließ sich die Zeitung bringen. Es war das Berliner Tageblatt. Er las, las die Verlobung Dembinskis, las in den Spalten über Allgemeines einen

Artikel, der ihm selbst alle Fassung raubte. Mit nüchternen Worten war hier der wirtschaftliche Zusammenbruch Dembinskis erzählt. Ein Zusammenbruch, der seine Kreise nach allen Volksschichten hin ausdehnte. Was seit Wochen unruhig in seiner Seele gelebt, hier stand es klar: „Dembinski hatte ihn betrogen — ihn und das Volk, das ihm geglaubt, ihm das sauer erarbeitete Geld zugebracht hatte. Er hatte ihn, das Volk und Polen betrogen — — —“

Dieser ungeheure Schmerz erdrückte ihn fast. Sinnend blickte er vor sich hin, den Kopf in die Hand gestützt, vergaß er alles, Zeit und Ort, die Gegenwart der schönen Frau, die ihn angstvoll beobachtete. Leise stieß sie ihn an. Da erwachte er aus seiner Starre, stand auf und sagte müde mit tonloser Stimme:

„Es ist wahr, Elinor, was die Herren da drinnen erzählten. Das und noch mehr. Wir sind beide bis ins Herz getroffen von unserem — Freunde.“

Sie fuhren heim — wortlos in dem wirbelnden Schneegestöber. Nur ab und zu hob sich ein schweres, tiefes Atmen aus der Brust Elinors. Stephan saß neben ihr, zusammengeduckt, vernichtet. All seine stolzen Wünsche lagen am Boden, erdrückt von der Schurkerei seines Freundes. Umsonst hatte er geschaffen die langen, langen Jahre hindurch! Was schon kürzlich auf dem Bahnhof in Myslowitz flüchtig in ihm aufgestiegen, das sah er jetzt mit grausamer Klarheit: „Solange solche Patrioten die Sache Polens führten, solange stand es schlecht um Polens Zukunft!“

Langsam rollte der Wagen. Elinor hüllte sich fester in den Pelz, den Frau Steinheger ihr geliehen, und sah trostlos in das Schneegestöber, das immer dichter und heftiger wurde.

Im gleichmäßigen Takte rollten die Räder, und aus diesem Takte heraus hörte Stephan immer nur ein Wort: „Rutte — Rutte — wärst du in der Rutte geblieben!“ Ralf hatte es gesagt, damals auf dem Stiftungsfeste in Rattowitz: „In der Rutte.“ Langsam richtete sein Geist sich auf an diesem Wort. Es winkte da etwas aus dem düsteren Grau. Ein neuer Weg zum Herzen des Volkes. Ein dorniger aber sicherer Weg. Und die Hoffnung hob ihn von neuem empor. Als der Wagen hielt, glänzten seine Augen, und wie Elinor ihm die fiebernde Hand zum Abschied reichte, sagte er bewegt: „Denke an mich, als an einen, der der Unruhe der Welt entflohen!“

Sie nickte zerstreut, mit fremdem Blick.

Er sah ihr bekümmert nach, als sie die breiten Stufen zum Schloß hinaufging, mit müden, schleppenden Schritten. Der Kutscher fragte ihn, wohin er ihn fahren solle, aber Stephan lehnte ab: „Der künftige Franziskanermonch fand seinen Weg zu Fuß.“

„O Gott!“ es war ein Aufschrei Elinors, die sich allein in ihrem Zimmer sah. „O Gott!“ Sie rang die Hände, unfähig, dem wilden Kreisen ihrer Gedanken Ausdruck geben zu können.

Es klopfte, sie hörte es nicht. Ruhelos wanderte sie in ihrem Zimmer auf und ab, auf und ab. Ganz aus der Bahn geschleudert hatten sie die letzten Stunden. Johannes zog durch ihren Geist. Sein kaltes: „Wir haben

keinen gesellschaftlichen Grund.“ Ach, wenn er doch schuldig wäre! Niemals, das fühlte sie, niemals wird sie mit Ruhe in seine Augen blicken können. Sie trat ans Fenster, sah auf die verschneite Landschaft — sah alles weiß, weich und mollig da draußen, nirgends eine Ecke, nirgends eine Kante, der Schnee, er hatte mit mildem Finger alle harten Linien verwischt. Und von dieser feierlichen Ruhe da draußen kam etwas zu der unglücklichen Frau. Sie konnte wieder klarer denken. Das Chaos ihrer Seele lichtete sich — und da hob er sich deutlich aus allem andern heraus — seit er das Geld in den Händen hatte, hat er nicht mehr geschrieben, nichts mehr von sich hören lassen. Wie anders klang jetzt sein dringliches: „Wärst du frei, Elinor,“ in ihren Ohren. „Eine reiche Frau!“ Sie schrie es laut, das Blut in ihren Adern wallte brausend — stach sie wie mit spitzen Nadeln — wie das schmerzte — wie das vibrierte, jeden Nerv fühlte sie. Sie wandte sich zurück ins Zimmer. Es war ganz dunkel. Aber auch im Finstern fand sie die Stelle im Wandschränkchen, in dem das Fläschchen stand — das Fläschchen mit den Tropfen, die ihr — ach so oft schon Ruhe gebracht. Sie nahm es zitternd an sich. Jedes Glied ihres Körpers bebte und zuckte schmerzhaft. Ans Fenster ging sie, und im schwachen Schein des Schneelichtes, das von draußen einfiel, tropfte sie die helle Flüssigkeit ins Wasser: eins, zwei — es klopfte laut an ihre Thür. Sie wandte sich hastig um:

„Wer ist da!“

„Ich, die Mutter — — —“

Elinor hielt Glas und Fläschchen noch immer in der Hand.

„Morgen, Mutter — heut — ich kann nicht — ich

bin totmüde, meine Nerven — geh' Mutter, geh' — ich muß heut' Ruhe haben, Ruhe —!“ schloß sie mit gellendem Ton.

Mit hörbarem Seufzen ging die Baronin wieder fort.

Elinor zählte wieder drei Tropfen ins Wasser — zählte, goß über und merkte es nicht, drei Tropfen, eins — zwei — drei. So — sie schloß das Fläschchen wieder ein, trank ihren Nachtrunk und legte sich zur Ruhe. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Die Schmerzen flohen, behaglich streckte sie die weichen Glieder. Ah, das tat wohl — sie versuchte zu denken, sich zurechtzulegen, was die letzten Stunden ihr gebracht, aber der Traumgott kam mit jauchzendem Gefolge — das wirbelte, wogte, wallte durcheinander. Menschen, Blicke, Küsse, feurig, oh — — — sie lächelte glücklich — leise hob sich ihre Brust und senkte sich wieder. Sie schlief. Fest und fester.

Die Winter Sonne füllte das Schlafgemach Elinors mit grellem Licht. Blau und kalt lag die schöne Frau in ihrem Spitzenbette. Frieden zeigte das Gesicht. Frieden, den das heiße unruhige Herz im Leben nicht gefunden. Mit gespannten angstvollen Mienen umstanden die Baronin, Johannes und Susanne den Arzt. Der hielt das Glas prüfend an die Nase, roch daran und stellte es wieder weg.

„Morphium — hat es die Tote öfter gebraucht?“ fragte er die Baronin.

„Ja, ja,“ schrie die auf, „oh mein unglückliches, mein geliebtes Kind — immer hast du es gebraucht, wenn deine Nerven dich gequält! o Elinor — mein

teures, mein einziges Kind — warum hast du mich so verlassen.“

„Es kann ein Versehen sein,“ sagte der Arzt wieder ruhig und gedämpft zu Johannes. Ernst und still stand der Hausherr da. Seine düsteren Augen, die bleiche Farbe seines dunklen Gesichtes, seine ganze Haltung drückten den tiefen Schmerz aus, den die Katastrophe ihm gebracht. Susanne nahm Walti, der sich ins Zimmer geschlichen hatte, an der Hand und führte ihn fort. Auch sie war erschüttert. Nur leise flüsternd sprach sie mit dem Kinde. Erzählte ihm von den Engeln, die sein Mütterchen in den Himmel geholt. Still hörte das Kind zu — die großen Augen blickten staunend und geheimnisvoll. Als Susanne nicht mehr sprach, da schluckte das Kind ein paarmal rasch auf und sagte flüsternd:

„Nicht wahr, mit dem großen schwarzen Wagen ist meine Mutter in den Himmel gefahren.“

* * *

Ein Sommertag voll Glut und Farbenpracht, voll kühler Schatten, voll lauschiger Stille! Wie ein goldener Pfeil schoß der Pirol durch das Laub der Bäume. Die Luft war heiß und still, aus hunderten von Rosen strömte köstlicher Duft.

Johannes stand neben dem Gärtner auf dem Plaze, auf dem er einst im Lannengebüsch die kleine Susanne schlafend gefunden. Ein glücklicher Ausdruck lag in den Zügen des Mannes. Er dirigierte den Gärtner — hier muß ein Bäumchen hin und eines hier. Der Busch muß dicht sein, so daß er ein Winkelchen wird zum Träumen und zum Ruhen.

Seine Augen lachten. Seine Hände tasteten nach dem Brief in seiner Tasche. Dem Brief, der ihm das Glück gebracht.

Das Glück! Es war eine jauchzende Lust in seiner Seele. Er hätte es hinausrufen mögen in alle Welt: „Sie ist mein! Mein!“

So war eine Saite erklingen in seiner Brust, die alle Töne seines Herzens zusammenfließen ließ zu einer einzigen wunderbaren Harmonie, die sein ganzes Wesen überflutete.

Er las sie wieder, die wenigen, inhaltsvollen Zeilen:

„— — — ja Johannes, ich hab' Dich lieb, mehr lieb als alles auf der Welt. Ich will Deinem Kinde Mutter sein — komm', hole uns, wir beide sehnen uns nach der Heimat.“

Phönix-Verlag :: Inh. Fritz u. Carl Sitwina
Rattowitz o Breslau II o Berlin W9 o Leipzig

Von der Verfasserin der „Haldenfinder“ erschien ferner:

Der weiße Adler

Ein Kulturbild aus der Ostmark

von E. Grabowski

==== Preis 1,50 Mark =====

„Preussisch-litauische Zeitung“, Gumbinnen schreibt: . . . Kraft und Frische neben poetischer Zartheit in flotter Wiedergabe empfangener Eindrücke zeichnen das Werk aus.

„Breslauer Zeitung“ schreibt: . . . Originell in Handlung, Milieu und Zeichnung der Charaktere, lassen uns die Erzählungen einen Blick in das Industrielieben tun, wie es natürlicher nicht gedacht werden kann.

„Danziger Zeitung“ schreibt: . . . Genaue Kenntnis des Volkes und des Landes, scharfe Beobachtungsgabe und strenge Objektivität ist der Schriftstellerin eigen und sprechen aus diesen Arbeiten.

„Neuer Görliger Anzeiger“ schreibt: . . . Auch hier sind die Menschen treu und lebendig wiedergegeben.

„Breslauer Zeitung“ schreibt: . . . Beiden Arbeiten gemeinsam ist die gewandte Darstellung, die wir an der geschätzten Schriftstellerin bereits kennen. Echt menschliche Züge tragen die gezeichneten Personen.

„Deutsche Erde“ schreibt: . . . Das Büchlein kann als kleine Ergänzung zu Spielhagens „Das Sonntagskind“ bestens empfohlen werden.

„Internationale Revue“ schreibt: . . . Wer so eindringlich zu schreiben versteht, muß Land und Leute an der Quelle studiert haben. Wesentlich ist die vortreffliche Schilderung des Milieus, welches die Verfasserin meisterlich beherrscht.

„Tägliche Rundschau“, Berlin schreibt: . . . Beide Arbeiten gewähren wie so manche andere aus der Feder der gleichen Verfasserin ein anschauliches Bild der gegenwärtigen wirtschaftlichen und nationalen Kämpfe in Oberschlesien.

Phönix-Verlag :: Inh. Fritz u. Carl Siminna
Rattowitz o Breslau II o Berlin W9 o Leipzig

Ferner erschien:

Hoch hinaus

Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele

Roman von Paul Albers.

Preis broschiert 3,— Mark, elegant gebunden 4,— Mark.

„Staatsbürger-Zeitung“, Berlin schreibt: Das Buch ist zweifellos bei weitem wertvoller, als die größte Zahl der heute erscheinenden belletristischen Werke, weshalb ihm recht weite Verbreitung zu wünschen ist.

„Deutsche Tageszeitung“, Berlin schreibt: . . . Und solche Schöpfungen fehlen uns auf dem Büchermarkt viel mehr als Schablonenwerke, welche nach der Formel $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ gearbeitet sind. Wir brauchen Individualitäten auch auf dem Büchermarkte. Hier haben wir etwas, was uns fehlt.

„Principiis obsta!“

Roman von Carl Soffner.

Umfang ca. 250 Seiten. Preis 3,— Mark.

„Privat-Beamtenzeitung“, Magdeburg schreibt: . . . Wir können das Werk unseren Lesern als gute und interessante Lektüre empfehlen.

„Berliner Morgenzeitung“ schreibt: Der Autor hat es verstanden, den Hergang mit flotter Feder zu schildern.

„Ostdeutsche Presse“, Bromberg schreibt: . . Den Glauben an die ausgleichende Gerechtigkeit zu beleben und mit ihm das Verantwortlichkeitsgefühl zu stärken, ist die leitende Idee des Romans.

Der Väter Scholle

Roman von Paul Hohe.

Umfang ca. 180 Seiten. Preis 2,— Mark.

Interessant und sehr humorvoll geschrieben, ist der Roman eine gute und empfehlenswerte Lektüre.

Phönix-Verlag :: Inh. Fritz u. Carl Siwinna
Rattowitz o Breslau II o Berlin W 9 o Leipzig

Der Mutter Blut

Roman von Robert Kurpiun.

Umfang ca. 500 Seiten. 2. Auflage.

Preis broschiert 3,50 Mark, elegant gebunden 4,50 Mark.

„Die Zukunft“, Berlin schreibt: . . . Solche getreue Schilderung dieses östlichen Winkels unseres Vaterlandes muß für höchst verdienstvoll erklärt und eindringlich empfohlen werden.

„Die Volksbücherei“, Breslau schreibt: . . . Nirgends ist mir die Poesie im Reiche des schwarzen Diamanten so packend entgegengetreten, wie in den Kapiteln der Erzählung, die sich „tief unter der Erd“ abspielen.

Die Agl. Regierung zu Oppeln hat den Roman „Der Mutter Blut“ durch besondere Umschrift vom 31. Januar 1910 an alle nachgeordneten Stellen zur eingehenden Verbreitung in weitesten Volkskreisen, zu Prämienzwecken und dergl. angelegentlichst empfohlen.

Bunt Volk

Novellen von Robert Kurpiun.

Umfang 264 Seiten.

Preis broschiert 2,50 Mark, elegant gebunden 3,50 Mark.

„Beuthener Zeitung“ schreibt: . . . Wer echte Erzählerkunst voll Kraft der Empfindung, voll sprühenden Lebens und sittlichem Gehalt und wohlthuendem Humor liebt, der lese Kurpiuns „Bunt Volk“.

„Thorner Presse“ schreibt: . . . Dieses Buch voll reintonigen Lebens wird von jedem mit Genuß und innerer Anteilnahme gelesen werden.

„Breslauer Zeitung“ schreibt: . . . Der Grundzug einer gewissen Melancholie wird glücklich belebt von einem frischen, nie verkehenden oder gar zweideutigen Humor. Diese hübsche Sammlung darf der Anteilnahme aller Leser sicher sein.

„Zeitschrift für Polizei- und Verwaltungsbeamte“ schreibt: . . . Alles wird in angenehmer Form lebenswahr und treffsicher dargestellt und in einzelnen Geschichten durch humorvolle Schilderungen unterbrochen. Alles in allem ein schönes Werk, das nur empfohlen werden kann.

Phönix-Verlag :: Inh. Fritz u. Carl Sitwina
Rattowitz o Breslau II o Berlin W 9 o Leipzig

Oberschlesien vor 55 Jahren

Nach persönlichen Erinnerungen geschildert von
A. O. Klausmann. Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis broschiert 4,— Mark, elegant gebunden 5,— Mark.

„Berliner Lokal-Anzeiger“ schreibt: . . . Klausmann, der äußerst fruchtbare Feuilletonist, ist unseren Lesern kein Unbekannter. Wir haben oft Gelegenheit gehabt, ihn als geschmackvollen Schriftsteller zu beurteilen. Das soeben erschienene Buch ist eine Huldigung der Heimat. Eine ganze Reihe von Skizzen schildern in lebendiger Weise das Leben und Treiben in Oberschlesien, besonders in Scharley, Myslowitz, Rattowitz, Gleiwitz, Beuthen usw. Die zum Teil amüsanten und außerordentlich charakteristischen Schilderungen des Verfassers aus der Schulzeit werden gewiß besonders gern gelesen werden. Auch die Kriegsjahre bieten Klausmann viel Gelegenheit zur Verwertung seiner scharfen Beobachtungsgabe. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Verlag durch viele buntfarbige und schwarze Bilder sowie eine Reihe von Originalzeichnungen des Professors Richard Rndtel das Buch sehr hübsch ausgestattet hat.

Ein Tag und eine Nacht

Zwei Novellen von Malvi Fuchs.

Preis 1,— Mark.

„Berliner Morgenzeitung“ schreibt: . . . Beide Novellen, von denen die erste ein packendes Erlebnis eines deutschen Gelehrten in New-York, die zweite das tragische Schicksal einer liebedürftigen Frau schildert, sind fesselnd und stimmungsvoll erzählt.

„Posener Neuesten Nachrichten“ schreiben: . . . Die Novellen sind spannend geschrieben.

„Neuer Görlitzer Anzeiger“ schreibt: . . . Die dezente Behandlung des Stoffes wie die psychologisch durchgeführte Schilderung der Charaktere sind Vorzüge des Buches.



Fr. Spandłowski
Antroligatornia
Chorzów
Grażyńskiego 10

